Boden, A.,

Gesammelte

kleine Schriften.

Von

A. Boden.

Frankfurt a. M.,

bei C. B. Lizius.

1850.

Druck von Kohler und Teller
in Offenbach a. M.

Vorwort.

Ich hatte schon im Jahre 1847 die Absicht, eine Auswahl kleiner Schriften in zwei Bänden herauszugeben, woran mich dann die politischen Begebenheiten, die eintretenden Weltereignisse verhinderten. Obgleich diese fortwährend literarischen Unternehmungen nichts weniger als günstig sind, so habe ich jenes Vorhaben dennoch jetzt mindestens zur Hälfte ausgeführt. Größere Sachen, die ich herausgegeben, waren von Anfang an nicht zur Aufnahme bestimmt, und von den kleinern habe ich nun so viel bei Seite gelassen, daß ich von dem in den Jahren 1848 und 1849 von mir Geschriebenen wenigstens einige Proben hinzufügen konnte. Dies zu thun glaubte ich um so mehr schuldig zu sein, als der Leser Gelegenheit haben mußte zu erkennen, welcher Zusammenhang zwischen meiner literarischen Thätigkeit vor und nach dem Jahre 1848 sei, und ob ich meinen frühern Ansichten treu genug geblieben, um mit Recht wünschen zu können, noch jetzt durch dieselben zu wirken. Ich erwarte nämlich noch jetzt für Deutschlands Heil mehr von der Ausbreitung und Pflege desjenigen, was es vor 1848 Eigenthümliches hatte, als von der plötzlichen Neugeburt, welche ihm eine auswärtige Revolution gebracht, wenigstens wird sie nur dann eine wahre, eine moralische Wiedergeburt für uns werden, wenn wir sie an das Gute anzuknüpfen verstehen, was wir früher mit Sorgfalt und Ueberzeugung gepflegt haben; denn hätten wir nichts Gutes gepflegt, so würden wir keiner Wiedergeburt fähig sein. Aus diesem Gesichtspunkte, hoffe ich, wolle der billige und gerechte Leser auch die einzelnen Theile dieses Buches betrachten. Sie beziehen sich auf Erscheinungen und Ereignisse des Tages, die als solche mehr

oder weniger ihr Interesse verloren haben, es wird sich daher nur fragen, ob ich dieselben nicht bloß mit der theils unwillkürlichen, theils absichtlichen Rücksicht des Schriftstellers auf den laufenden Tag *) behandelte, und ob sie über diesen hinaus einigen Werth behielten.

Wenn übrigens seiner Ueberzeugung ohne Nachgiebigkeit gegen Parteien und Personen, ohne Nachgiebigkeit gegen die Meinungen der Menge, also ohne Rücksicht auf sich selbst und auf alles, was die Thätigkeit und Stellung des Schriftstellers angenehm und dankbar macht, gefolgt zu sein einen Anspruch auf Anerkennung begründete, so würde ich mir diese bis zu einem gewissen Grade versprechen. Vor 1848 verlangte man von dem Einzelnen, entweder auf jeden Erfolg einer schriftstellerischen Wirksamkeit gewisser Art zu verzichten oder seine Eigenthümlichkeit den Parteien, ja den Personen aufzuopfern, in welchen die Parteien ihre Verkörperung sahen. Von solcher Engherzigkeit war z. B. der alte vulgäre Liberalismus beherrscht, welcher jetzt in der öffentlichen Meinung und zum Theil auch schon in der Wirklichkeit ebenso tief gefallen ist, wie das „Metternich'sche System.“ Den Kampf gegen das letztere erschwerte die Censur und mit dieser habe ich ohne Aufhebens davon zu machen im Kampf gelegen wie wenige. Ein größerer Tyrann als die Censur aber war der alte Liberalismus und wenn es schwer war gegen irgend einen Fürsten zu schreiben, so war es fast unmöglich Hrn. Karl Welcker öffentlich die Wahrheit zu sagen. Meine Schrift über den Weidig'schen Prozeß wurde von der liberalen, d. h. von fast der ganzen vormärzlichen Presse so gut als unterdrückt,

---

*) Diese Rücksicht werden jetzt z. B. vielleicht dieselben Leser in der Schrift über den Deutsch-Katholicismus vorherrschend finden, welchen die letztere bei ihrem Erscheinen gegenüber der Aufregung der Menge und der dieser angepaßten Schrift von Gervinus mit Beifall aufnahmen.

weil ich darin nicht bloß Weidig, sondern auch Georgi gegen die schwersten Beschuldigungen nach der Wahrheit vertheidigt, und nicht bloß Nöllner, sondern auch Welcker widerlegt hatte. Es kostete jahrelange, aufopfernde Anstrengung, bis ich mir wenigstens bei den Besseren Recht verschaffte. Als ich in Biedermann's „Herold“ von 1845 u. a. nachwies, daß in dem Buche von Wilh. Schulz und Karl Welcker „Geheime Inquisition, Censur und Cabinetsjustiz im verderblichen Bunde“ die aus den frühern politischen Prozessen Süddeutschlands bekannte politische „Meineidstheorie“, welche 1849 in Baden ihre äußersten Früchte getragen hat, theils beschönigt, theils vertheidigt werde, da herrschte Hr. Welcker Hrn. Biedermann in dessen eignen Zeitschrift zu: er habe den Herold durch Aufnahme meiner Kritik „befleckt.“ Herr Biedermann nahm die Zurechtweisung unterthänig auf und ich mußte eine Erwidrung als eigne Broschüre ausgehen lassen, welche durch das Stillschweigen der ganzen Presse darüber zwar gutgeheißen, aber zugleich so gut als unterdrückt wurde. Ich hatte darin gesagt, daß ein Mann, der solche Grundsätze verbreite, nicht verdiene Jugendlehrer zu sein und mit Recht seines Amtes enthoben sei. Hätte die liberale Presse Hrn. Welcker und den Liberalismus unterschieden, so hätte sie seit 1848 vielleicht nicht Wirkungen zu beklagen gehabt, deren Ursachen sie vor 1848 hatte gewähren lassen. Vor 1848 waren die Liberalen in Masse die demoralisirten Sklaven des Radicalismus. Dieser unterjochte alles, und wer ihm nicht mittelbar oder unmittelbar dienen wollte galt in Deutschland für keinen liberalen Mann. Somit ward seine Macht immer größer, somit verfiel ihm von den sogenannten gemäßigten Liberalen alles was schwach, eitel und ehrgeizig war. Dieses glaube ich um so mehr aussprechen zu müssen, als ich fortwährend in politischen wie in religiösen Dingen auf den Namen eines liberalen Mannes Anspruch zu haben glaube, wenn ich auch mit der liberalen Partei, wie sie vor 1848 war, Ge-

wissens halber nicht zusammengehen konnte. Der Liberalismus muß sich von seinem tiefen Falle dadurch erheben, daß er theils alte Bestandtheile ausstößt, theils neue an sich zieht, vor allem aber dadurch, daß er seine eignen Fehler, weil sie in dem neuesten Radicalismus zur krassesten Erscheinung gekommen sind, nicht auf diesen schiebe, sondern an sich selbst bessere. Also hoffe ich, daß zu den sittlichen Errungenschaften der neuesten Zeit, welche ich immer für die besten halten würde, auch das Aufhören jener Engherzigkeit gehören möge, die ich oben gerügt habe. Aus diesem Gesichtspunkte empfehle ich die vorliegende Schrift denen, für welche sie ihrem Inhalte nach einiges Interesse haben kann, und welche sich nicht geradezu feindlich zu ihr verhalten müssen. Der Standpunkt, von welchem das Einzelne ihres Inhaltes zu würdigen sei, ergibt sich, wie ich hoffe, für den wohlwollenden und den gerechten Leser jedesmal aus der Sache selbst oder aus den Anmerkungen, welche ich zu seiner Orientirung hier und da hinzugefügt habe.

Frankfurt a. M., am 12. September 1849.

Der Verfasser.

Inhalt.

III. Politisches.

I.

Theologisches und Philosophisches.

I.

Theologisches und Philosophisches.

Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre von Strauß; zugleich: Ueber den Unterschied zwischen Religion und Philosophie.

Schon in dem Vorworte zu den „Zwei friedlichen Blättern", welche Strauß sogleich nach dem Mißlingen seiner Berufung an die Universität Zürich (1839) herausgab, machte er den „Wohlwollenden" Hoffnung auf ein Hauptwerk oder wie er sich ausdrückte auf neue „Früchte", im Gegensatze zu den „Keimen und Blüthen" jener Blätter, und man sieht an seiner Glaubenslehre, die bereits in der Mitte des Jahres 1841 in zwei starken Bänden im Publikum ist, wie schnell bei ihm die Früchte sich zeitigen. Gehört er doch auch in dieser Hinsicht zu den „ächten Kindern des Jahrhunderts", deren er Bd. I. S. 296 gedenkt!

Zu einer weitern Nutzanwendung fordert er uns S. 297 auf, indem er ausruft: „Woher wisset ihr denn, daß jedes „System, das nicht das christliche ist oder mit dem christlichen in „beziehungsweisem Gegensatze steht, nothwendig ein verderbliches „sein müsse? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen ist doch „auch ein christlicher Spruch; aber die Christen haben es in der „Regel vorgezogen, auf den Grund ihres Vorurtheils über die „Beschaffenheit eines Baumes — z. B. eines philosophischen „Systems — dessen Früchte — die Gesinnungen und Handlungen „seiner Bekenner — unbesehen zu verdammen, als durch unbe„fangene Untersuchung der Früchte sich auch über den Baum auf „mildere Gedanken bringen zu lassen."

Bezöge der Verfasser, dessen Buch voll persönlicher Leidenschaft ist, dies auf sich und verstände er uneigentlicherweise unter seinen Gesinnungen und Handlungen seine Schriften, als die Früchte seines philosophischen Systems, so kann er nicht sagen, daß man sie unbesehen verdammt habe; versteht er sein Privat-

leben darunter, auf welches er sich berufen hat, so wurde dieses so viel ich weiß nicht mit in den Streit gezogen. Sein „philosophisches System" darf wer es mit Gründen thut verwerfen; es verdammen kann nur heißen ihm eine Geltung für das bürgerliche Leben versagen, wie sie in der Ertheilung einer theologischen Professur an Strauß gelegen hätte. Was uns betrifft, so haben wir in dem Nachfolgenden keinen andern Zweck, als den Werth seiner christlichen Glaubenslehre wissenschaftlich zu prüfen.

An dieser treten dem Leser sogleich nachdem er nur die „Apologetik" (Bd. I. S. 75—356) gelesen zwei Hauptmängel entgegen. Der eine rührt von der Leichtigkeit her, womit Strauß dicke Bücher schreibt und die Ansichten der verschiedensten Jahrhunderte nur nach seinen Gesichtspunkten, nur nach dem Bedürfnisse auffaßt, welches er der Gegenwart zuerkennt. Aber es leuchtet von selbst ein, wie oberflächlich es sei und wohin es führen müsse, wenn Lehren und Ueberzeugungen von früher nicht im Lichte ihrer Zeit und nach dem Werthe den sie für diese hatten, also nicht nach ihrer geschichtlichen, sondern nach derjenigen Bedeutung betrachtet werden, welche sie getrennt von ihrer lebendigen Wurzel für uns nach unsrer heutigen philosophischen Bildung haben. Und wäre es nur unsre heutige philosophische Bildung in einer wahren, einer tiefern Auffassung, die sich in Strauß verkörpert zeigte! hätte er sich nicht der großen Menge der Ueber- und Verbildeten angeschlossen, um deren vorübergehende Meinungen zu vertreten und durch Schulphilosophie zu stützen, durch gelehrte Unterhaltung zu würzen! Unverständige Ueberhebung über's Christenthum und der an die Stelle des frühern Atheismus getretene vulgäre Pantheismus unsrer Zeit strecken offen und frei in seiner Glaubenslehre das Haupt hervor. Sie sind der Maßstab, mit dem er menschliche wie göttliche Dinge mißt, oder das Wissen, welches über den Glauben wie über den Zweifel hinaus ist und wodurch er uns Alles und Jedes, Gott und Menschen, Himmel und Erde in gleicher Nähe und Nacktheit zeigt und aufdeckt.

Ich müßte mich sehr irren, wenn die nicht „die subjective Kritik des Einzelnen" wäre, die er in der Vorrede „ein Brunnenrohr" nennt, „das jeder Knabe eine Weile zuhalten könne", und man wird sich mit Recht fragen, ob diejenigen die ächten Kinder

des Jahrhunderts seien, welche statt die Zukunft zu befruchten die Vergangenheit entleeren. Für Strauß ist in dem Thun und Denken großer Gelehrten, Kirchenlehrer und Philosophen gar nichts zu finden, was zu deuten und zurechtzulegen ihm mehr als ein Spiel wäre. Haben solche Männer unter den größten innern wie äußern Kämpfen nach dem Höchsten gerungen und die schwersten Aufgaben zu lösen gestrebt, so möchte man aus der Art womit er sie zurechtweist und, wie den heiligen Augustin, fortwährend lächerlich macht schließen, daß wir ohne sie viel weiter gekommen wären und daß sie ihre Mühe hätten sparen können, weil uns Strauß zu Theil geworden. Selbst Hegel, dessen Philosophie er nun so lange ausbeutet, wird gehofmeistert, der doch seine Aufgabe so wenig leicht nahm, daß man sagen darf, er habe nicht mehr mit den Schwierigkeiten der Sache, der er lebte, als mit denen gerungen, die er sich selbst schuf, indem er jene zu überwinden suchte.

Der andere, schon dem bloßen Leser der Apologetik in die Augen fallende, mit dem ersten eng verbundene Hauptmangel dieser Glaubenslehre beruht auf der stolzen Meinung „der neuesten Hegel'schen Schule in ihren ächten Gliedern" von sich selbst. Diese und die ganze Richtung solcher Schule spricht sich S. 355 und 356 so offen als möglich aus. Hier wird die „Apologetik" mit folgenden Worten geschlossen: „Wer den Geist nicht in sich „hat, der hat ihn außer sich, das ist sogar ein tautologischer „Satz; wer sich nicht aus sich selbst zu bestimmen vermag, der „sucht die Bestimmung bei einer Autorität; wer zum Vernunft„glauben noch nicht reif ist, der bleibt beim Offenbarungsglauben. „Hier ist eine Kluft zwischen zwei Klassen der menschlichen Gesell„schaft, den Wissenden und dem Volke, d. h. den Nichtphiloso„phirenden der höhern wie der niedern Stände, befestigt, die sich „vielleicht nie ausfüllen wird. Wenn sich nun aber die Wissenden „nie haben einfallen lassen, den Nichtwissenden die mannichfachste „Aeußerung ihres Glaubens und die härtesten Urtheile über das „Wissen verwehren zu wollen; so ist dagegen von Seiten der „Gläubigen die Forderung sehr gewöhnlich, daß den Wissenden „nicht gestattet werden sollte, ihr Wissen und von diesem aus „ihr Urtheil über den Glauben auszusprechen. Als Grund wird „angeführt, daß dadurch die Gläubigen in ihrem Glauben irre

„gemacht werden. Aber diese Behauptung ist aller Erfahrung „zuwider. Die menschliche Natur hat die treffliche Einrichtung: „was für einen noch geistiges Bedürfniß ist, das läßt er sich auch „nicht nehmen. Das Geschrei über Aergerniß, das durch unsre „Schriften unter dem Volk angerichtet werde, geht nur von dem „Widerwillen seiner geistlichen Führer aus, überhaupt unsre „Stimmen zu vernehmen, die freilich mit den ihrigen schlecht „genug zusammenklingen; denn die Glaubensbedürftigen werden, „wie man in den letzten Jahren zur Genüge gesehen, durch solches „Aergerniß nur fester und eifriger im Glauben. Also lasse der „Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen ruhig seine Straße „ziehen; wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsre „Philosophie; und wenn es den Ueberfrommen gelingen sollte, „uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dieses für „Gewinn achten: falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug „gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen." (Vergl. auch Bd. II. S. 625.)

Wer zufällig die radicalen Schweizer Zeitungen von 1839 kennt, der erinnert sich wohl Ergüsse wie diesen dort mehr gelesen zu haben; ihr Verdienst ist also nicht zu groß. Was würde die Philosophie und den Volksgeist in seinen manchfachen Richtungen und Aeußerungen einander so gegenüberzustellen und das „Wissen" vom Glauben, also vom Leben zu scheiden auch anders sein als Philosophie und Erkenntniß von der Quelle trennen, aus welcher sie entsprungen sind und fortwährend genährt werden. Dies gilt von ihnen in ihrer abstracten Bedeutung; wie vielmehr denn, sobald sie unmittelbar angewandt werden sollen. Es ist daher der in den angeführten Worten zugleich in trivialer Weise ausgedrückte Irrthum um so gefährlicher, je mehr man ihn bereits verbreitet und populär gemacht hat. Denn hätte er eine reinere Quelle und einen bessern Zweck, als wenigstens bei vielen derer die ihn hegen der Fall ist, wäre er aus der Begierde entstanden, sich ungestört von dem Geräusche, den Widersprüchen des Lebens in die Tiefen der Wissenschaft zu versenken, so würden wir sie gern zu den Philosophirenden und, falls ihre Philosophie eine tüchtige, auch zu den Wissenden rechnen, und dies selbst im Gegensatze wenn nicht zu den Glaubenden, doch zu den Gläubigen! Aber es verhält sich anders mit ihnen. Sie

reden nicht gleich alten und neuen Philosophen von der „Vorstellung“, der „Meinung“ u. s. f. gering, weil sie die absolute, die ideale Wahrheit suchten, sondern bekämpfen nur die Vorstellungen anderer Zeiten und Menschen durch ihre eignen Vorstellungen, von deren Werthe noch niemand außer ihnen selbst überzeugt ist! und indem sie sich hierzu der Hülfe des verbreitetsten der neuern philosophischen Systeme bedienen und dessen Einseitigkeiten auf die Spitze treiben, haben sie nichts versäumt, um zur Partei zu werden und als solche mit aller Leidenschaft aufzutreten. Wie sehr sich Strauß auch hierbei von seinem Lehrer Hegel unterscheide, falls er je dessen wahrer Schüler und nicht ein Schüler der Mode war, geht schon daraus hervor, daß er der Aufklärung, die aus jedem wissenschaftlichen Streben folgen, aber nicht dessen unmittelbarer und alleiniger Zweck sein soll, durch sein ganzes Buch so große Rechte einräumt, während sie von Hegel stets und überall auf das Ernstlichste bekämpft ward; denn der Lehrer erkannte besser als der Schüler, daß sich des Namens der Aufklärung nur eine Partei bediene, die mit der Sache Mißbrauch treibt.

Gleichwohl gibt es zwei Punkte, welche der neuen Weisheit bis jetzt (ob auch noch jetzt, ob auch nach dem Erscheinen dieser Dogmatik noch?) wenn nicht den Beifall, doch die Nachsicht gediegenerer Männer erwerben. Zuerst ihre Theilnahme an der Philosophie überhaupt. Diese, sagt ihnen ein richtiges Gefühl, dürfe keiner Rücksicht geopfert werden; es fehlte ihnen aber an Zeit und Uebung, die Philosophien, und wäre es auch nur die Hegel'sche an der Quelle kennen zu lernen, und sie legten daher der zu so großem Aufsehen gelangten Straußischen Richtung einen Werth bei, den sie ihr bei näherer Prüfung versagen müßten. Der zweite Punkt ist: sie glauben in Strauß ein Gegengewicht gegen die Orthodoxie und den Pietismus unsrer Tage zu besitzen. Aber nicht nur, daß so jede Opposition, wie immer beschaffen, gerechtfertigt wäre, so fehlt es uns an diesem Gegengewichte auch ohnedies nicht. Zuerst in vielen einzelnen gediegenen Geistern und dann in dem „vulgären“ Rationalismus, dessen Bedeutung — und diese muß man anerkennen, wie wenig man selbst auch von ihm erbaut und befriedigt werde — hier sogar der ihm von seinen Verächtern gegebene Beiname hervorhebt. Denn einmal ist er, vermöge seines großen Anhanges unter Geist-

lichen wie Laien zu einer äußern Macht geworden, welche, wie uns erst der durch das Altenburger Consistorial-Rescript vom 13. November 1838 hervorgerufene Streit *) wieder gezeigt hat, der Gewalt nicht weicht; und zweitens läßt er sich, wie noth ihm ein höherer Schwung auch thäte, doch nicht durch bloße hohe Worte, wie speculative Theologie, Speculation auf Abwege verlocken, die derjenige leichter erkennt, der einen gesicherten Platz im Leben einnimmt und schon aus diesem Grunde nicht ohne Rücksicht auf dasselbe handelt.

Mein Hauptzweck bei diesem Schriftchen ist, die philosophische Grundlage, die der Verfasser seiner „Christlichen Glaubenslehre" gibt näher zu betrachten und wie philosophisch sie denn sei zu untersuchen. Ich brauche zu dem Ende meine Bemerkungen nur an die zwei ersten Paragraphen der Einleitung zu knüpfen, und sie werden sich größtentheils auf eine der wichtigsten Fragen beziehen, welche unsre Zeit in Religion und Philosophie bewegen, nämlich auf die verschiedenen Standpunkte beider. Bevor ich aber hierzu übergehe, will ich Verschiedenes hervorheben, den theologischen Charakter der Straußischen Schrift in's Licht zu setzen. Diesen finden wir in dem Titel ganz genau ausgedrückt: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt".

Zuerst ist nicht zweifelhaft, daß wir hier unter „moderner Wissenschaft" das Hegel'sche System zu verstehen haben, wie es von Strauß und den andern s. g. jungen Hegelianern verbessert und mit allem demjenigen in Verbindung gebracht wurde, was sich innerhalb der geistigen Bewegung unsrer Zeit das Wort „modern" zum Stichworte nimmt. In dem Titel scheint aber

*) S. die von mir geschriebene Darstellung dieses Streites in dem „Evangel. Lichtfreund" Bd. 2, Heft 2, Leipzig 1839, bei F. Fleischer, welche Herr Fleischer ohne mein Wissen nebst anderm, nur zum Theil von mir Herrührenden unter dem Titel: „Chronik der neuesten kirchlichen Ereignisse. Erster Band, die Jahre 1839 und 1840 enthaltend" auch besonders herausgegeben hat. Aus meinen Beiträgen im Vergleich mit den nicht von mir herrührenden ist leicht zu ersehen, daß ich mit der Richtung der Redaction jener Zeitschrift nicht übereinstimmte.

auch zu liegen, und dies stimmt gleichfalls mit Strauß' Ansicht und dem Inhalte seines Buches überein, daß die heutige Theologie gänzlich still stehe, ja zurückgehe, oder doch, daß ihre Fortentwickelung einzig aus ihrem Kampfe mit der „modernen Wissenschaft", ja aus ihrem Unterliegen in demselben folgen könne, denn, sagt er (Bd. II. S. 624) „die Theologie ist nur insofern noch productiv, als sie destructiv ist." Daraus geht dann noch bestimmter hervor, daß bei dieser „moderner Wissenschaft" an etwas anderes zu denken sei, als an bloße Philosophie; denn mit der Philosophie war die Theologie seit lange in Kampf und entwickelte sich unter diesem Kampfe. Unter „modernen Wissenschaft" muß also näher eine durch „moderne" Philosophie gewonnene Weltansicht verstanden werden, die eben so geneigt und gesonnen ist, sich gegen wahre Philosophie, als gegen ächten Glauben zu verhärten und abzuschließen.

Sehr geflissentlich hat der Verfasser in dem Titel auch den Ausdruck gewählt: „Christliche Glaubenslehre", worunter er zugleich die biblische und die nach seiner Meinung aus dieser entsprungene kirchliche Glaubenslehre versteht, welche er beide, die eine in und mit der andern bekämpfen, also mit Einem Schlage treffen will.

Und leugnen läßt sich nicht, daß er hierzu eine wenigstens scheinbare Berechtigung erhalte durch das Verfahren vieler Theologen, sowohl orthodoxer, als solcher, die zwischen der Orthodoxie und dem Rationalismus schwanken. Sie leiten, obwohl nicht ohne Widersprüche die Kirchenlehre unmittelbar aus der Bibel ab, damit jene um so sicherer als das fortgesetzte Werk des heiligen Geistes erscheine, das in der Bibel seinen Anfang genommen. Hierdurch wird dann allen Angriffen wie auf die Kirchenlehre, so auf die Bibel selbst ein weites Feld eröffnet. Diesem Uebelstande wirkte zwar der Rationalismus dadurch entgegen, daß er die Kirchenlehre beharrlich aus der Bibel bestritt, also ihren Ursprung aus dieser leugnete, er wird aber gegen die erstere ungerecht, indem er sie nicht als ein unabhängiges, nur auf sich selbst oder vielmehr nur auf der Kirche an und für sich beruhendes Ganze zu begreifen weiß.

Dies deutet auf Unklarheit in den Ansichten über Werth und Ansehen der Kirchenlehre und damit der Kirche selbst.

Man geht sehr viel zu weit, wenn man der kirchlichen Lehre nicht einmal den Werth beilegt, den jede großartige geschichtliche Entwickelung hat; denn die Kirche, innerhalb welcher die Kirchenlehre sich entwickelte, ist, wenn man etwa von ihrem ersten Ursprunge absieht — was man um so leichter kann, als der äußere Umfang der frühesten christlichen Gemeinde in Vergleich mit der spätern Kirche etwas so Kleines und Geringfügiges — zunächst eine großartige geschichtliche Erscheinung nach Art anderer großartigen geschichtlichen Erscheinungen; und durch diese Behauptung wird sie nicht vom Christenthume getrennt. Das Verhältniß beider zu einander erscheint mir nämlich in folgender Weise.

Das Christenthum hat die doppelte Bestimmung und Fähigkeit, erstens, in der Stille Glück und Segen zu stiften, wovon die Welt unmittelbar wenig oder nichts erfährt und wodurch es von der immer weltlichen Kirche wie durch eine Kluft geschieden ist, und zweitens, öffentliche Religion zu sein.

Diese letztere Eigenschaft, in der sich seine unzerstörbare Lebenskraft zeigt, macht das Christenthum so groß im weltlichen Sinne, während die erstere allein macht, daß man sich mit der Kirche, als der öffentlichen, weltlichen Ausbildung desselben mehr als aussöhnen könne, denn bloß aussöhnen kann man sich mit jeder großen weltgeschichtlichen Erscheinung. Es geht also mit der weltlichen, d. h. kirchlichen Größe des Christenthums seine reine Güte Hand in Hand.

Um dies durch ein Beispiel deutlich zu machen, so ist die Ausbreitung des Christenthums, wobei es nicht ohne Kampf, also auch nicht ohne Härte abging, durch die Kirche oder auf ihr Betreiben geschehen, und hatte jenes gute Christenthum daran einen Antheil, so bestand dieser darin, daß es begütigend einwirkte, den Kampf und seine Folgen milderte. Auch heißt das Christenthum die Art wie man es oft ausgebreitet hat nicht gut, und wenn es indem es das Himmelreich auf Erden bringen will nicht anders als mit weltlichen Mitteln und unter äußerm Kampf ausgebreitet werden kann, so liegt das in der Natur der irdischen Dinge.

Dies zeigt sich besonders im Beginne des Christenthums, bei seiner Stiftung durch Christus selbst. Auch hier sehen wir sogleich Kampf, aber die Leidenschaft und Ungerechtigkeit ist nicht bei

Christus, sondern bei seinen Gegnern, und nicht der Geist seiner Lehre, sondern der seiner Gegner läßt ihn ausrufen: daß er nicht gekommen sei den Frieden, sondern das Schwert zu bringen.

Indem er der Welt seine göttliche Lehre gab, half ihm zu ihrer Ausbreitung nicht einmal die Verkehrtheit seiner Feinde, d. h. er fand bei seinem Volke keinen Widerstand gegen diese, oder wenigstens keinen Widerstand vor, der in seiner Lehre ein Mittel gegen die Mißbräuche des Judenthums erkannt hätte. Und warum dies? Weil das selbstständige Judenthum sich überlebt hatte und keine Frucht mehr treiben konnte, sondern bereits ein Same war, aus dem ein neuer Baum mit neuen Früchten hervorgehen sollte. Denn obgleich Jude brachte Jesus Neues, was nicht dem Bedürfnisse der Juden als solcher, sondern der Menschen abzuhelfen bestimmt war. Darum fand er unter den Juden auch nur Jünger, keinen Anhang, der in ihm einen Helfer in jüdisch-theokratischer Beziehung gesehen oder sich in diesem Falle nicht getäuscht hätte (Luc. XXIV. 21).

Mit Luther, dem Reformator, war das Verhältniß ein ganz anderes. Ihn stützte nicht nur die reinere christliche Lehre, welche er vortrug, sondern daß das Papstthum weltliche und geistige Interessen aller Art verletzt hatte kam seiner Sache zu statten.

Besonders groß waren er und die übrigen Reformatoren dadurch, daß sie mehr noch als auf die ältere Kirche, auf das Evangelium zurückgingen. Aus diesem schöpften sie das freie Princip des Protestantismus, mit welchem sie die ausgeartete Kirche bekämpften und läuterten. Es ist daher durchaus nicht protestantisch, dieses Princip als ein allgemeines und beliebiges Princip freier menschlicher Prüfung gegen die Bibel wenden zu wollen, der man es verdankt, mit deren Inhalte es also auch in Einklang bleiben muß.

Hiergegen ist oft und in neuester Zeit am ungescheutesten eben von Strauß gefehlt worden, der das Christenthum durch die Philosophie erklären und gar verbessern will, während die Bibel und christliche Lehre überhaupt doch nur aus sich selbst erklärt und wenn da das Wort noch paßt verbessert werden können.

Es könnte nun zwar, besonders um eine geistlose und einseitige Auffassung der Bibel zu bekämpfen, dem von Lessing geltend gemachten Satze: „Die Bibel enthalte offenbar mehr als

zur Religion gehöre" der an die Seite und entgegengesetzt werden: sie enthalte weniger, sie enthalte nicht das ganze Christenthum. Dies würde aber so zu verstehen sein: daß das Christenthum als Lehre in keinem Buche ganz enthalten sein könne, weil es als That in die Welt trat und sich als solche in die Herzen und Geister einprägte, wie es auch aus dem menschlichen Geiste hervorging. Die Lehre Christi, wie die Bibel sie uns überliefert, geht unmittelbar mit seiner Thätigkeit Hand in Hand, ist im Ausdrucke und ihrer ganzen Fassung im Allgemeinen seiner Zeit mit ihrer Denkweise, ihren Verhältnissen und Zuständen, im Besondern aber immer dem Augenblicke mit seinen Umständen gemäß, in welchem sie ausgesprochen wurde.

Insofern ist die reine Lehre des Christenthums gar nicht in der Bibel zu finden und giebt es überhaupt keine reine Lehre des Christenthums, weil es keine bloße Lehre des Christenthums, sondern nur ein thätiges Lehren im Christenthume gibt. Darum sind auch noch heute nicht die bloßen gelehrten Theologen, sondern die Missionäre mit ihrer Aufopferung und die Geistlichen mit ihrem Beispiele oder überhaupt die guten Christen mit ihrer Lehre die wahren Lehrer im Christenthume, und hat es einen guten und richtigen Sinn, wenn das Volk nicht nur die Lehre von dem Geistlichen hören, sondern auch das Beispiel an ihm sehen will. Denn dies wäre ein thörichtes Begehren, wenn es bedeutete, daß die Geistlichen rechtschaffener leben sollten als andere Christen oder daß diese nicht so rechtschaffen zu leben brauchten wie jene; sondern es spricht sich darin die Einsicht aus in das Wesen der wahren christlichen Lehrweise, die auf Besserung dringt und daher nur aus einem reinen oder gebesserten Menschen kommen kann, und von der Christus das ewig sprechende Muster gegeben hat.

Der Apostel Paulus ist wie auch der Evangelist Johannes schon sehr abgewichen wenn zwar nicht von dem Geiste Jesu, doch von seiner Lehrweise, denn bei beiden findet sich sehr viel reine Lehre; da aber das Wesen des Christenthums in reiner Lehre gar nicht auszudrücken ist, so läuft bei einer solchen immer Willkürliches mit unter, so daß, ob und in wie weit ich als Christ eine reine Lehre des Christenthums, wie die Paulinische, so weit sie reine Lehre ist, annehmen und gutheißen will, gleichfalls von meiner Willkür und christlichen Freiheit abhängt.

Es versteht sich, daß hiermit die wissenschaftliche Begründung des Christenthums, welche demnach ja so frühe als glänzend begonnen hat, nicht verworfen werde. Vielmehr liegt darin, daß das Christenthum zur Wissenschaft erhoben werden kann, der wissenschaftlichen Begründung fähig und für uns bedürftig ist, ein Beweis seiner Größe und Bedeutung, wie seiner innern Wahrheit. Blieb aber die Wissenschaft in Beziehung auf das Christenthum von Mißgriffen und Einseitigkeiten nicht frei, so ist es ihr damit ergangen, wie mit allen in die Tiefe gehenden Erscheinungen. Aber am vollkommensten drückt sich das Christenthum in seiner durch Handlungen bewiesenen Lehre, also in der Lehre Jesu aus wie er sie thuend gelehrt hat.

Gesetzt nun, das Christenthum sei nicht ganz in der Bibel enthalten, wie dies der Evangelist Johannes (XXI. 25.) sagt, und gesetzt, es würde sein, wenn auch das N. T. nicht wäre (d. h. dieses ist aus dem Christenthume entstanden, nicht umgekehrt), so ist uns doch immer in der Bibel nicht nur der beste, sondern auch alleinige Maßstab gegeben, an dem wir das Christenthum beurtheilen können. Hiervon waren die Reformatoren durchdrungen, es ist gleichsam ihre Entdeckung, welche der Welt nicht mehr verloren gehen kann.

Aus diesem Grunde liegt in jedem ungemessenen Angriffe auf die Bibel für alle Christen, Katholiken wie Protestanten, etwas so Verletzendes: man fühlt, daß mit der Bibel nicht die Bibel allein, sondern das ganze Christenthum in Frage gestellt werde; und dies geschieht, wenn man genau zusieht, durch Strauß nicht weniger, als es durch den Wolfenbüttler Fragmentisten geschah. Der letztere verhielt sich durchaus feindselig zum Christenthume und wollte es ganz abgeschafft wissen; Strauß bekämpft das geschichtliche Christenthum, also auch das ganze Christenthum, da es kein anderes gibt, als das geschichtliche. Daß er dabei in milderer Form verfährt oder doch anfangs verfuhr, rührt theils von seiner Ausbildung in der Hegel'schen Schule her, deren Ausartung ihm mit zur Last fällt, theils ist der Fragmentist mit dem größern Glaubenszwange zu entschuldigen, den zu seiner Zeit die Kirche noch ausübte. Was aber persönliche Würde betrifft, so steht Strauß unter Reimarus.

Dieser wirkte unter seinem Namen und im Leben nur durch

Schriften, welche allgemein als wohlthätig anerkannt wurden *); die von ihm verfaßten Fragmente erschienen erst nach seinem Tode, ohne seinen Namen und durch einen Andern, welcher (wie der Verfasser des „Lebens Jesu" als er sich für dieses auf Lessing berief gänzlich übersah) nur für ihre Herausgabe, aber nicht für ihren Inhalt verantwortlich sein wollte; während Strauß zu einer Zeit, wo alle Welt frei und in den Tag hinein verneint, wo Glaubenszwang höchstens noch in den Köpfen ohnmächtiger Pfaffen und mönchischer Seelen spukt, nur durch verneinende Schriften zu wirken weiß. Seine ganze Glaubenslehre beruht darauf, daß er dem Christenthume einen dem seinigen untergeordneten Standpunkt anweist und dadurch (um es wohlklingend mit seinen uns schon bekannten Worten auszusprechen) mit seinem System in einen „beziehungsweisen Gegensatz" zu dem christlichen geräth; in seinem „Leben Jesu" aber ward wie er sich jetzt ausdrückt „die evangelische Geschichte unter den Gesichtspunkt des Mythus gestellt", d. h. das Christenthum aus einer geschichtlichen zu einer mythischen Religion gemacht; und über den Werth und Unwerth einer solchen steht ganz natürlich nicht der Vernunft — denn dieser gebührt überall, und in der Religion wie in der Philosophie die Herrschaft — sondern der Philosophie wie immer sie ausgeübt werde die oberste Entscheidung zu.

Da die Dogmatik — worunter ich, weil in der Bibel der Glaube in kein System gebracht ist, hier nur die kirchliche verstehe — es bei dem angegebenen Unterschiede zwischen Kirche und Christenthum mit keinem an und für sich so heiligen und wichtigen Gegenstande zu thun hat wie die Bibel und insbesondere wie der Neue Bund, so hätte die Glaubenslehre von Strauß auch an und für sich unschuldigerer Natur sein können und sollen, als sein „Leben Jesu".

Es wurde aber oben bemerkt, wie es sich hiermit verhalte, und angedeutet, daß der Titel derselben absichtlich so wenig von Kirche oder Kirchen als von Bibel zu verrathen scheine. Vielmehr entsteht, und darauf wurde gleichfalls hingewiesen, dem Verfasser das Christliche gerade aus der Verschmelzung des Biblischen

---

*) Siehe z. B. Kant, Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, Bd. I. S. 285.

und Kirchlichen oder fällt ihm auch als etwas zu Unbestimmtes und Unbekanntes ganz hinweg *). Indem er in der Darlegung der einzelnen Dogmen von den „biblischen Anfängen" z. B. der Dreieinigkeitslehre ausgeht, um darauf die „kirchliche Ausbildung" derselben folgen zu lassen und mit ihrer „Auflösung und (philosophischen) Umdeutung" zu schließen, so ist, wie in dem „Leben Jesu", seine Philosophie der Schlußstein des Ganzen **).

Selbst der „vulgäre" Rationalismus ist hier tiefer, denn er geht bei seiner Kritik der kirchlichen Lehre auf die Bibel als ihren mit der Vernunft übereinstimmenden Prüfstein zurück, und die biblische Lehre um ihrer Vernünftigkeit willen für wahr zu halten ist wenigstens eben so gläubig, als um der Wunder und Weissagungen willen. Doch diese Bemerkung geht nicht auf Strauß, der die Wunder und Weissagungen mit dem Rationalismus leugnet oder natürlich deutet, aber sich von diesem dadurch unterscheidet, daß er die Lehre Christi, weil sie nicht von einem Philosophen wie er herrührt, auch nur für halb vernünftig erklärt.

---

*) Dogm. II. S. 602: „Von der christlichen Kirche wissen wir sicherer, was sie im Gange der Ereignisse und unter dem Einflusse des Apostels Paulus geworden ist, als wie sie nach dem Plane Jesu sich gestalten sollte. Doch haben wir uns hierauf in der Dogmatik auch nicht weiter einzulassen, wo es vielmehr genügt, uns der wie auch immer entsprungenen neutestamentlichen Vorstellungen von derselben, als der Grundlage der weitern dogmatischen Entwickelung, zu versichern." Vergl. die folgende Anmerkung.

**) A. a. O. S. 165 u. 166: „Die spitzfindigen dogmatischen Formeln über die Person, die Naturen, Eigenschaften und Zustände Christi an ihren Ort gestellt zu lassen und sich mit der einfachen biblischen Lehre darüber zu begnügen, wurde von dieser Seite (dem neuern Supernaturalismus) zum allgemeinen Ruf, als wären die kirchlichen Bestimmungen nicht die nothwendigen Versuche gewesen, aus den biblischen Ausdrücken sich eine zusammenhängende Vorstellung zu bilden; und als ob, wenn einmal Aeste und Stamm eines Baumes als faul haben abgehauen werden müssen, es nicht Zeit wäre, auch die Wurzel auszugraben." Bd. I. S. 366: „Es ist ja grade der Zusammenstoß mit der modernen Wissenschaft, in welcher die christliche Glaubenslehre hier dargestellt werden soll." Bd. II. S. 340: „Das Thun der Philosophie durch die ganze Dogmatik hindurch ist nichts Anderes, als alle Formen des Jenseits auf die der diesseitigen Gegenwart zurückzuführen und mit dem Inhalte von jenen diese zu erfüllen."

Ich will mich kurz zusammenfassen und wiederholen. Meine Ansicht von der kirchlichen Lehre entspricht meiner Ansicht von der Kirche. Wie die Kirche, so ist mir auch die kirchliche Lehre etwas Großes; ich bin aber eben so weit entfernt, die eine oder andere darum zugleich ganz gut zu finden, als ihnen ihre Verbindung mit und theilweise Abhängigkeit von dem Thun und Lehren Jesu abzusprechen. Ich gebe nur nicht zu, daß die Lehre Jesu abhängig sei von der Lehre der Kirche, d. h. daß diese nothwendig aus jener folge, wie das die Einen wollen, um die Kirchenlehre zu erheben, die Andern, um die Lehre Jesu zu erniedrigen oder um ihre Philosophie über die Kirchenlehre nicht nur, sondern auch über die Lehre der Bibel zu stellen. Ich finde vielmehr in der Kirchenlehre ein reines Lehrgebäude, das nicht in allen seinen Theilen gleich christlich, also auch nicht gleich ehrwürdig ist. Besonders unterscheidet sie sich von der Lehre Jesu dadurch, daß sie dem Wechsel unterworfen ist *) und Theile hat, die ihren christlichen Charakter mit der Zeit verlieren, der Theile nicht zu gedenken, die dem menschlichen Aberwitze angehören und jeder Kritik ohne Bekümmerniß preisgegeben werden können. —

Ich gehe jetzt näher auf die Einleitung der Straußischen Glaubenslehre ein und wende mich zu den Betrachtungen, die ich an sie anzuknüpfen wünschte.

Der Verfasser beginnt dieselbe mit witzelnden Bemerkungen über den Triumph, den das Hegel'sche System zu Anfange des vierten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts in Deutschland gefeiert habe. „Dem langen Hader", sagt er, „zwischen Philosophie und Religion schien durch Verschwägerung beider Häuser ein glückliches Ziel gesetzt, und das Hegel'sche System wurde als das Kind des Friedens und der Verheißung ausgerufen, mit welchem eine neue Ordnung der Dinge beginnen, zu dessen Zeiten die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen sollen".

Allerdings träumten die Hegelianer — und träumen zum Theil noch jetzt — wie früher die Kantianer von einer Allein-

---

*) Vergl. Baumgarten-Crusius, Christliche Dogmengeschichte, Thl. I. S. 51.

herrschaft ihrer Philosophie im Reiche der Geister und ließen sich so lange sie unter einander einig waren in dieser Selbsttäuschung nicht stören und irre machen. Aber es war ihnen mit demjenigen doch auch Ernst, was Andern am Herzen lag und sie suchten sich friedlich damit auseinanderzusetzen!

Strauß freilich hält sich hierüber auf. „Weltweisheit,“ fährt er spöttisch fort, „die stolze Heidinn, unterwarf sich demüthig der Taufe und legte ein christliches Glaubensbekenntniß ab, wogegen der Glaube seinerseits keinen Anstand nahm ihr das Zeugniß vollkommner Christlichkeit auszustellen und sie der Gemeinde zu liebreicher Aufnahme angelegentlich zu empfehlen“.

Die ursprüngliche Gemeinde Hegel's hatte aber die Aufrührer bereits in ihrem Schooße, welche sich bald sowohl gegen sie selbst, als gegen die Kirche und die Verbindung beider auflehnen sollten. Wer hätte so etwas von den jüngsten Schülern Hegel's denken sollen, die anfangs so zahm waren, daß sie nicht eher dem Zweifel Raum gaben, als bis sie gewissermaßen die Erlaubniß dazu zu haben und es mit Sicherheit thun zu können glaubten. „Heitern Muthes“, fährt nämlich der Verfasser in beliebter Weise fort, „ließ jetzt die theologische Jugend die Natter des Zweifels sich um Kopf und Busen spielen, des Besitzes der Zauberformel gewiß, sie zu bannen“.

Die Zauberformel ward aber von diesen jüngern Hegelianern vergessen oder sie war zu ohnmächtig, um dem Zweifel, der bei ihnen von Natternnatur, den Kopf zu zertreten.

Während gutgeartete Kinder wie Sem und Japhet die Blöße des Vaters bedecken und dagegen seine Vorzüge an's Licht ziehen, wälzt Strauß die Schuld daran auf seinen vermeintlichen geistigen Vater Hegel. Er sagt und frohlockt: „Die Unsterblichkeit wurde, auf den Grund Hegel'scher Principien hin, in Anspruch genommen, die evangelische Geschichte und von der alttestamentlichen ein ungleich beträchtlicherer Theil als früher unter den Gesichtspunkt des Mythus gestellt, und so eifrig auch die dadurch in ihren Unterhandlungen mit dem Glauben compromittirte Philosophie die Hände wusch, um sich von jedem Antheil an solchem Frevel loszusagen, so konnte sie doch nicht verhindern, daß von allen Seiten mit Fingern auf sie als die wahre Mutter der Kinder hingewiesen wurde, die sie zu verleugnen räthlich fand“.

Dieser innerhalb der Hegel'schen Schule ausbrechende Zwiespalt hatte dann den Sturz ihrer angemaßten Herrschaft zur Folge oder gab ihren Gegnern Anlaß und neuen Muth, sie zu bekämpfen. Strauß drückt das so aus: „Um so weniger konnte in den weitern Kreisen des Wissens auf der einen und des Glaubens auf der andern Seite die innerhalb eines gewissen Bezirks vollzogene Union sich Anerkennung versprechen. Nicht nur die Evangelische Kirchenzeitung beließ es bei ihrem Banne gegen die neueste Philosophie und ermahnte die unirten Gläubigen, von einem so seelengefährlichen Bündnisse je eher je lieber sich loszumachen, sondern selbst der billige, von modernen Bildungselementen so tief durchdrungene Neander schrieb in jeder Vorrede einen neuen Absagebrief gegen sie. Auf der andern Seite schüttelte was seine philosophische Bildung noch von Kant und Fichte her datirte, eingedenk der unter diesen Führern dem Kirchenglauben gelieferten Schlachten, zu dem Separatfrieden der Hegel'schen Schule und den Zugeständnissen, durch welche er erkauft worden war, bedenklich die Köpfe; wogegen die neue Münchener Schule, sammt denen, die sich über Hegel hinausgeschritten zu sein rühmen, jenen Frieden aus dem, freilich an Philosophen befremdlichen Grunde nicht anerkannten, weil man darin dem Glauben zu harte Bedingungen auferlegt habe".

Die letztere Aeußerung zeigt sogleich, wie Strauß das Wesen der Philosophie verstehe, da er es unphilosophisch findet, daß Philosophen sich des Glaubens annehmen.

Nachdem er dann nochmals auf die Verdammung der Hegel'schen Philosophie durch die Evangelische Kirchenzeitung zurückgekommen ist und auch der von Leo in Halle gegen die jüngern Hegelianer erhobenen heftigen Anklage in eben so heftigen Ausdrücken erwähnt hat, beschreibt er den weitern Verfall oder, nach ihm, Fortschritt der Hegel'schen Schule in folgender Weise:

„Mittlerweile war aber auch die Philosophie ihrerseits s. z. s. auf die Hinterbeine getreten. Die Hegel'sche Schule zerfiel in eine rechte und eine linke Seite, und während die erstere den Zusammenhang mit der Wissenschaft und der geistigen Fortbewegung der Zeit zusehends immer mehr verlor, ließ von der äußersten Linken her bald mehr als eine Stimme sich dahin vernehmen, der von Hegel zwischen Philosophie und Christenthum

eingeleitete Friede sei in seinem Principe verfehlt gewesen; alle religiöse Speculation sei Täuschung und Lüge; eine christliche, mithin beschränkte Philosophie sei ein dem Begriff der Philosophie, universelle Wissenschaft zu sein, widersprechendes Unding".

Diese Bemerkungen sind unklar. Etwas Anderes ist eine christliche Philosophie, denn eine solche bleibt, bei aller beziehungsweisen Vortrefflichkeit, eine beschränkte, und wäre Hegel's Philosophie eine ausschließlich christliche, so wäre sie allerdings auch insofern verfehlt, als sie dann nicht taugen könnte, einen Frieden zwischen Philosophie und Christenthum zu stiften, da das vielmehr ein Friede zwischen Christenthum und Christenthum, also nichts sein würde. Etwas Anderes ist eine christliche Philosophie und etwas Anderes eine Philosophie, welche die Wahrheit des Christenthums anerkennt und zur Geltung bringt.

Nicht minder unklar fährt der Verfasser fort: „Der Gegensatz von Glauben und Wissen, über welchen hinauszusein in der ältern Hegel'schen Schule etwas sich von selbst Verstehendes gewesen war, stand wieder da, als wäre er nie gefallen, und vom credo, ut intelligam sah man sich entweder zum credo, quia absurdum est zurück oder vorwärts zum reinen, glaubensfreien Wissen hingewiesen."

„Ein glaubensfreies Wissen" hat gar keinen Sinn; man könnte etwa sagen: ein ungläubiges, den Glauben ausschließendes, herabsetzendes Wissen sei Unsinn, aber glaubensfrei ist jedes Wissen um so mehr, je mehr es Wissen ist. Aber vielleicht hat Strauß das „glaubensfreie Wissen" dem orthodox trotzigen credo, quia absurdum est nur als eben so absurd entgegensetzen wollen. Wir werden bald sehen, ob sein Standpunkt so unbefangen sei.

Nachdem er im ersten § der Einleitung (S. 1—4) den Grundstein zu seinem Buche mit Bemerkungen dieser Art gelegt hat, geht er im zweiten (S. 5—25) etwas weiter zurück in der Geschichte des Streites zwischen Religion und Philosophie, oder vielmehr des Streites zwischen den Theologen und Philosophen über diese sich an sich nicht widerstreitenden Begriffe und Gegenstände. Er sagt, nachdem „die unbedingte Abhängigkeit der weltlichen Wissenschaft von der Theologie im Zeitalter und Bereiche der Aufklärung in eine eben so unbedingte Abhängigkeit der letztern von der erstern übergegangen sei, habe Schleiermacher,

durch Lessing angeregt, die Theologie von dieser Abhängigkeit zu befreien gesucht, er habe sie auf das fromme Gefühl begründet und ihr das Ansehen einer selbstständigen Wissenschaft sogar unter solchen zurückgegeben, welche auf dem Gebiete des Erkennens den Supremat der Vernunft und Philosophie anerkannten." „Diese dritte Stellung laufe auf einen unvermittelten Dualismus beider hinaus, wo jede auf ihrem Sinne bestehe, ohne daß ein höchster Schiedsrichter anerkannt wäre, um in letzter Instanz zu entscheiden".

Diese Worte fordern uns zu einer Erläuterung und Beurtheilung des Schleiermacher'schen Standpunktes auf.

Schleiermacher gibt bekanntlich Religion durch Frömmigkeit wieder, was nicht ganz glücklich ist, da Frömmigkeit eigentlich nur die Religion in ihrem Einfluß auf Gesinnung und Handlungsweise bedeutet, also kein wissenschaftlicher Ausdruck für dieselbe ist. Nicht glücklicher scheint es zu sein, wenn er („damit, wie er sagt, niemand an ein solches Selbstbewußtsein denke, welches kein Gefühl sei") statt Gefühl auch unmittelbares Selbstbewußtsein setzt, denn hierin könnte man eine Beschränkung des Gefühles finden, indem doch unter diesem der Geist als Gefühl oder nach der Seite des Gefühles verstanden werden muß, mit unmittelbarem Selbstbewußtsein aber nichts Bestimmtes, als etwa ein unbestimmtes Gefühl ausgedrückt wird und man eben so wohl jeder andern Seite des Geistes, z. B. der denkenden, ein unmittelbares Selbstbewußtsein beigeben oder zu Grunde legen kann. Endlich bestimmte Schleiermacher das Gefühl, worauf er die Frömmigkeit (als „wesentlich Gefühlszustand", der Christliche Glaube Bd. I. S. 15) gründete, als schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl. Eigentlich hätte er sagen sollen: schlechthiniges Unabhängigkeitsgefühl, denn erklärte er gleich die schlechthinige Abhängigkeit als Abhängigkeit von Gott, so meinte er doch auch wieder, und dies scheint die Abhängigkeit aufzuheben: „Gott sei uns gegeben im Gefühle auf eine ursprüngliche Weise" (a. a. O. S. 23). Ich würde also sagen: in der Bestimmung des frommen Gefühles als schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl sei er am allerunglücklichsten gewesen, wenn er es nicht sehr geflissentlich so bestimmt hätte und wenn es nicht seinen eigenthümlichen Standpunkt sehr klar machte. Von diesem aus versuchte er den Rationalismus und Supranaturalismus zu vereinigen oder den Wider-

spruch zwischen beiden aufzuheben. Dem Rationalismus gestand er daher zu, daß es für die Religion eine eigenthümliche Stelle im menschlichen Geiste gebe, derselbe sollte sich dagegen mit dem Gefühle begnügen und der Verstand von diesem seinem Verwandten oder Nachbarn Gesetze annehmen; zu Gunsten des Supranaturalismus aber sollte das Gefühl, also auch das fromme Gefühl oder schlechthinige Abhängigkeitsgefühl „ganz und gar der Empfänglichkeit" angehören (a. a. O. S. 10). — Hierdurch wurde dann Schleiermacher von dem christlichen oder überhaupt religionsgeschichtlichen Standpunkte aus bis zum Leugnen aller natürlichen oder Vernunft-Religion (a. a. O. S. 41) und der Religionsphilosophie *) fortgetrieben.

Den Zusammenhang der Religion mit der Wissenschaft glaubte er sich dadurch zu erhalten, daß wenn er auch dem Wissen keinen ursprünglichen Einfluß auf das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl gestatten wollte (vergl. a. a. O. S. 22) er dafür umgekehrt das Wissen einem Einflusse des schlechthinigen Abhängigkeitsgefühles unterwarf (S. 11). Er stellte dann (womit er der Wissenschaft ein sehr untergeordnetes Verhältniß zu ihrem Gegenstande anwies) an die Theologie die Forderung, „dasjenige vernunftmäßig darzustellen, was über die Vernunft hinausgehe" oder „die innern Gemüthserregungen in Gedanken zu übertragen" (S. 95); was nur in dem Maße gelingen werde, als Jemand zum Denken geneigt und darin geübt sei (S. 15) **). — Demnach verhielt sich das Gefühl leidend gegen Gott, denn von diesem ist es schlechthin abhängig, und der Verstand leidend gegen das Gefühl.

So das letztere gefaßt, konnte Hegel mit Recht entgegnen (Vorlesungen üb. d. Phil. der Rel. I. Bd. S. 75): „Der gebildete Mensch kann ein wahres Gefühl von Recht, von Gott haben, aber dies kommt nicht vom Gefühl her, sondern der Bildung des Gedankens hat er es zu verdanken, durch diesen ist erst der Inhalt der Vorstellung und so das Gefühl vorhanden.

*) Dies Wort darf hier natürlich nicht in dem Sinne verstanden werden, worin Schleiermacher es von seinem Standpunkte aus versteht. Vergl. a. a. O. S. 5. Kurze Darstellung des theologischen Studiums §. 23.

**) Vergl. Twesten, Vorlesungen über die Dogmatik, 4. Aufl. S. 77—78.

Es ist eine Täuschung, das Wahre, Gute auf Rechnung des Gefühls zu schreiben" *).

Dies können wir jedoch nur als einen einzelnen Einwurf Hegel's gegen die Art ansehen, wie grade Schleiermacher die Religion auf's Gefühl zurückführte. Hegel ging bekanntlich viel weiter und leugnete nicht nur, daß überhaupt das Gefühl das eigentliche religiöse Vermögen im Menschen sei, sondern machte es nicht klarer, wie die Religion dem „Gedanken" angehöre, als Schleiermacher, wie sie auf das Gefühl zurückzuführen sei. Daher sehen wir, daß er mit seinem „absoluten Begriff" das Gefühl, als die eigentliche Quelle der Religion, nicht unterzubringen wußte, und daß es ihm im Wege stand, denn er hätte es gern ganz beseitigt.

Schleiermacher hatte ausdrücklich gesagt: „Nimmt Jemand den Ausdruck Gefühl in einem so weiten Sinne, daß er auch bewußtlose Zustände darunter begreift, so soll er erinnert sein, daß von dieser Gebrauchsweise hier abzusehen ist" (a. a. O. S. 8). Nichts desto weniger sagte Hegel einmal über's andere, und seine Schüler sprachen's ihm nach: „Wenn man sagt, die Religion beruhe auf diesem Gefühle der Abhängigkeit, so hätte auch das Thier Religion" (Vorlesungen üb. Phil. d. Rel. I. Bd S. 100). Er behauptete, „daß das Gefühl" (welches Schleierm. für die „Grundform aller Frömmigkeit" erklärt hatte) „nicht ein Princip für eine wahrhafte Bestimmung sein könne" (W. W. XVII. S. 297), sondern nur „das sei was der Mensch mit dem Thiere gemein habe, die thierische, sinnliche Form" (Religionsphil. I. Bd., S. 74.) oder „eine bloße für sich unbestimmte Form, die jeden Inhalt in sich haben könne" (W. W. XVII. S. 296). Er erinnert (Religionsphil. Bd. II. S. 318) als an etwas Ausgemachtes, „daß der Mensch von dem Thiere sich durch's Denken unterscheide, das Gefühl aber mit demselben theile **).

Ich leugne diese „triviale Wahrheit", wie Hegel sie als keines Beweises bedürftig hier nennt. Denn wenn ich nur absehe von dem rein sinnlichen Gefühle, z. B. dem Gefühle des körper-

*) Vergl. W. W. Bd. XVII. S. 295 u. 297. Encyclopädie rc. §. 447. Philosophie der Geschichte S. 11.

**) Vergl. Encyclopädie S. XXI. §§. 2, 380, 400, 471, 573. Philosophie der Geschichte S. 39.

lichen Schmerzes, so kann ich im Thiere eben so wenig etwas dem Gefühle als dem Denken des Menschen Entsprechendes annehmen *); nehme ich aber etwas dem Gefühle des Menschen Entsprechendes im Thiere an, so habe ich gar keinen Grund, diesem etwas dem Denken desselben Entsprechendes abzusprechen.

Doch ungemessene Polemik schlägt zuletzt gegen den um, der sie übt. Indem Hegel das „Abhängigkeitsgefühl“ dem Thiere beilegt, „thierische Unwissenheit von Gott“ benennt, überbietet er das Vorherige und sagt: „Gründet sich die Religion im Menschen nur auf ein Gefühl, so hat solches richtig keine weitere Bestimmung, als das Gefühl seiner Abhängigkeit zu sein, und so wäre der Hund der beste Christ, denn er trägt dieses am stärksten in sich und lebt vornämlich in diesem Gefühle. Auch Erlösungsgefühle hat der Hund, wenn seinem Hunger durch einen Knochen Befriedigung wird. Soll das Gefühl die Grundbestimmung des Wesens des Menschen ausmachen, so ist er dem Thiere gleichgesetzt, denn das Eigne des Thieres ist es, das was seine Bestimmung ist in dem Gefühle zu haben und dem Gefühle gemäß zu leben“ (W. W. XVII. S. 295).

Hiernach würde das Gefühl des Menschen noch unter das des Thieres zu stehen kommen; denn das Gefühl des Thieres hätte doch einen seiner Form entsprechenden Inhalt: thierische Form des Gefühles thierischen Inhalt; während der Mensch nur die thierische, sinnliche Form mit dem Thiere gemein hätte und es dem Zufalle überlassen bliebe, ob und welcher Inhalt in diese Form käme.

Schleiermacher bekämpfte gleichfalls den Hegel'schen Standpunkt; wir wollen aber auf den Streit zwischen den zwei ausgezeichneten Männern, in welchem das wissenschaftliche Recht und Unrecht auf beiden Seiten gleich groß war, nicht noch weiter eingehen.

In Schleiermacher's Glaubenslehre ist gewiß ihre philosophische oder psychologische Unterlage bei allem glänzenden Schein das Schwächste und Unwichtigste seines Systems. Aber so wenig die Philosophen den Einfluß dieser Glaubenslehre haben hemmen können, eben so wenig ist es Schleiermacher gelungen, Religion

*) Kant, W. W. Thl. 1, S. 589.

und Philosophie zu trennen oder das Verhältniß beider zu einander so äußerlich zu machen, als er dies aussprach (Christ. Gl. Bd. I. S. 7, 11, 12), ohne es der Sache nach selbst zu befolgen.

Wie hätte auch seine Glaubenslehre trotz ihrer mitunter in Sophistik ausartenden Dialectik ihr großes Ansehen erlangen können, wenn sie unsrer Zeit, die aus Freiheit des Geistes hervorgegangen und darauf gerichtet, also vorzugsweise eine philosophische Zeit ist, nicht gehörige Rechnung trüge? Ist doch für Schleiermacher das christliche Selbstbewußtsein, worauf er seine Glaubenslehre stützt, dasjenige unsrer Zeit und als solches von heute an Veränderungen unterworfen, die ja nicht bloß von innen, sondern auch von außen an demselben bewirkt werden können! (Schl. a. a. O. S. 126). Hat daher die Philosophie dem Selbstbewußtsein eines Einzelnen oder einer Zeit geholfen sich über das Reinchristliche klarer zu werden, so würde es ein sehr unchristlicher Stolz sein, dies nicht anerkennen zu wollen; und damit wird der Philosophie nicht zuviel eingeräumt. Es ist eine gerechte Forderung derselben, daß die Religion nicht mit ihr in Widerspruch stehe, wie es eine thörichte Anmaßung von ihr sein würde, daß sie die Stelle der Religion vertreten, die Religion ersetzen könne. Wie nahe Strauß und die ganze s. g. junghegel'sche Schule dieser Anmaßung stehen, ist bekannt, dagegen ließe sich was Schleiermacher betrifft leicht nachweisen, daß er den tiefern Theil besonders der Kantischen Religionsphilosophie in sein theologisches System aufgenommen habe, obgleich er in einem Punkte von Kant abweicht, den dieser natürlich überall festhielt: die Ausweisung des Wunders.

Ueberhaupt hat die Schleiermacher'sche Theologie vorzüglich zwei schwache Seiten: auf der einen ist sie gegen den Rationalismus, auf der andern gegen die Orthodoxie im Nachtheil. Gegen den erstern, indem sie das Wunder, obschon nur auf einem einzigen Punkte des Christenthums retten will, gegen die letztere, indem sie das Judenthum, d. h. den geschichtlichen Ursprung des Christenthums geringschätzt *); und die eine schwache Seite ist sichtlich aus der andern gefolgt. Denn mit dem Judenthume, d. h. mit einer Jahrtausende alten geschichtlichen Vorbedingung

---

*) Vergl. Kurze Darst. §§. 8, 45, 46, 115.

und Vorbereitung des Christenthums hätte sie jenes einzigen Wunders, das sie sich vorbehielt, die wunderbare Einfügung Christi in die Menschheit, entbehren können, während sie jetzt die christliche Religion dadurch vor einem philosophischen oder willkürlichen, subjectiven Ursprunge zu bewahren suchen mußte. Dieses eine Wunder aber mußte sie sich als eine Gunst erbitten und konnte darauf nicht als auf ein Recht bestehen: weil dasjenige christliche Selbstbewußtsein der Zeit, welches auch Schleiermacher vertrat, dem Wunder im Allgemeinen ganz abgeneigt war, wie auch im Uebrigen aus seiner Glaubenslehre zu ersehen ist.

Hätte Schleiermacher im Allgemeinen nicht höchst wohlthätig gewirkt, so möchte man sagen, Strauß, welcher bekanntlich als junger Mann ohne wahrhafte Eigenthümlichkeit zwischen der Schleiermacher'schen Theologie und Hegel'schen Philosophie schwankte, habe in der erstern das Christenthum zwar als ein herrliches, aber seiner (geschichtlichen) Grundlage beraubtes Gebäude vorgefunden, und da ihm das erbetene Wunder der Philosophie und Zeitbildung gemäß keinen Ersatz für jene (fehlende) Grundlage gewährte, einem Gebäude ohne Grundlage mißtraut und gedacht es einzureißen.

Daß die Orthodoxie nicht solche Mißachtung verdiene wie der eine und andere ihrer Vertreter, sieht man aus dem Obigen. Denn wenn sie sogar so philosophisch würde, das Wunder noch vollkommner aufzugeben als Schleiermacher, so würde sie doch durch ihr Festhalten an dem Judenthume, als der geschichtlichen Grundlage des Christenthums und an dem geschichtlichen Christenthume selbst, den conservativsten wie den destructivsten ihrer Gegner an Vernünftigkeit übertreffen: ein Umstand, der dem letztern gewiß noch nicht in den Sinn gekommen. Wenigstens ist die altkirchliche Orthodoxie, welche bei Schleiermacher auch da wo er ihr entgegentritt eine so gewissenhafte Berücksichtigung findet, für Strauß so gut als nicht vorhanden und das Bestreben Hegel's, die kirchliche Glaubenslehre auf's Neue philosophisch zu begründen *), ohne Zweifel einer der Hauptgründe, weßhalb er sich gegen ihn erklärt.

*) Vergl. Hegel's Religionsphilosophie Bd. I. S. 6. Ebendas. S. 10: „Die Wiederherstellung der ächten Kirchenlehre muß von der Philosophie ausgehen."

Was wir zuletzt aus der Einleitung seiner „christlichen Glaubenslehre" anführten war: daß die Herrschaft der Orthodoxie über die Weltweisheit aufhörte und dafür das umgekehrte Verhältniß eintrat. Da sei Schleiermacher aufgestanden und habe die beiden Gebiete getrennt.

Dies war aber den Philosophen jetzt nachdem sie schon geherrscht hatten zu wenig. Zwar wollten sie der Religion größere Rechte zugestehen als die Aufklärung ihr gelassen hatte, aber nicht in ihre Trennung und Unabhängigkeit von der Philosophie willigen. Das spricht Strauß in demjenigen aus, womit er S. 10 da wo wir abbrachen fortfährt: „Das Wahre an dieser Bestimmung des fraglichen Verhältnisses: die Anerkenntniß der Religion als eines eigenthümlichen Gebietes geistiger Thätigkeit — mit dem Wahren des frühern Standpunktes: der Unterordnung derselben unter das philosophische Wissen als höchste Instanz, diese beiden Wahrheiten der vorausgegangenen Standpunkte zu vereinigen, war jetzt die Aufgabe".

Was er dann über die Art sagt (S. 11) wie diese Aufgabe gelös't sei soll dem von Hegel in der Religionsphilosophie eingeschlagenen Verfahren entsprechen: „Man ließ die Religionen auf ihrem eigenthümlichen Boden sich entfalten, ohne ihnen hier darein zu reden; für sich erhob man sich zwar sofort auf den höhern Boden heutiger religiöser und philosophischer Einsicht, aber nicht, um von diesem herab jene untergeordneten Standpunkte für falsch und nichtig zu erklären, sondern um sich der Anklänge zu erfreuen, welche sich auch in ihnen schon an dasjenige fanden, was man als Wahrheit zu erkennen glaubte. Die Religion war auch dieser Betrachtungsweise Gefühl, Vorstellung, und ihr damit gleichsam ein eigner Haushalt neben dem reinen philosophischen Erkennen eingeräumt; aber diese Weise des Gefühls, der Vorstellung war an ihr nur die Form: ihr Inhalt ein geistiger, ein Gedankeninhalt, mithin die Befugniß des Denkens und Wissens anerkannt, über seine Wahrheit und das Verhältniß jener Formen zu ihr in letzter Instanz zu entscheiden".

Aber nach dieser Betrachtungsweise war der Religion nur „gleichsam" ein eigner Haushalt neben dem reinen philosophischen Erkennen eingeräumt, sie nicht wahrhaft als ein eigenthümliches Gebiet geistiger Thätigkeit anerkannt; denn wenn man sie auf

die s. g. Vorstellung, mit der man das Gefühl zusammenwarf, beschränkte, so mußte freilich die Philosophie ergänzend hinzutreten, wie Strauß sagt: „Für sich erhob man sich zwar sofort auf den höhern Boden heutiger religiöser und philosophischer Erkenntniß".

Er bespricht das näher, indem er auf folgende Weise Hegel's Verfahren in der Religionsphilosophie darzulegen fortfährt: „Die Religion — hieß es nun auch in Bezug auf die christliche — ist die Art und Weise des Bewußtseins, wie die Wahrheit für alle Menschen, für die Menschen aller (jeder) Bildung ist; die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit ist eine besondere Art ihres Bewußtseins, deren Arbeit sich nicht Alle, vielmehr nur Wenige aussetzen. Der Gehalt ist derselbe".

Wir halten hier für's Erste ein. Gegen diese Ansicht, welche dem Verfasser diejenige der rechten, von ihm bekämpften Seite der Hegel'schen Schule zu sein scheint, machen wir um so lieber unsre Bemerkungen, als wir meinen, daß es weit mehr die linke, als die rechte Seite der Hegel'schen Schule gewesen sei, welche „den Zusammenhang mit der Wissenschaft zusehends immer mehr verloren" habe.

Wir bemerken also, daß bei einer solchen Ansicht die jeden wesentlichen Unterschied zwischen der Religion und Philosophie aufheben würde keine von beiden gewinnen könne. Nach ihr soll für den Philosophen die Religion überflüssig werden, denn er hat sie oder für sie mehr als Ersatz in der Philosophie, dagegen soll die Menge die sich nicht zur Philosophie erheben kann mit der Religion vorlieb nehmen. Zwar soll der Gehalt beider derselbe sein; doch läßt sich nicht annehmen, daß der Philosoph durch die Arbeit der er sich vor den Vielen unterzog den Inhalt nicht gehaltvoller besitzen sollte. Es geht also diese Ansicht, wie das Strauß auch geltend macht, dahin, daß die Religion die Philosophie der Menge sei, die sich der Arbeit des Denkens nicht unterziehen wolle oder könne oder, um es mit Ruge's Worten in den „Deutschen Jahrbüchern" auszudrücken: „daß die Philosophie allerdings zu einem Begriff von Gott gelangt, den die Religion sich nicht träumen läßt, daß sie auch sehr wenig Verdienst haben würde, wenn sie mit ihren Gedanken nicht weiter käme, als der Mann, der pflügt und säet und mit seiner Andacht den Gott des Regens und des Sonnenscheins verehrt". Zu welchen weitern

Folgerungen dies führe, ist bekannt. Jene Ansicht ist aber der Philosophie so nachtheilig, als der Religion, obwohl sie die erstere erheben soll.

Denn die Anlage zur Religion ist eine ganz eigenthümliche, welche sich gleichfalls auf eigenthümliche Weise äußert und, wie sie auf alle Beziehungen des Menschen Einfluß hat, auch seinen ganzen Geist umfaßt und bewegt. Mit der Anlage zur Philosophie, mit der poetischen Anlage ist es eben so, an allen dreien hat jeder Mensch, der eine mehr, der andere weniger, der eine an dieser mehr, der andere mehr an jener Theil; und die verschiedenen Bestrebungen, die aus ihnen hervorgehen, sind so weit entfernt sich gegenseitig auszuschließen, daß vielmehr jede nur mit den andern reicher oder ärmer wird.

Setzen wir einmal in der Religion das Gefühl, in der Philosophie den Verstand, in der Poesie die Einbildungskraft als das vorherrschende Geistesvermögen (denn die Vernunft hat sich in allen dreien gleich stark zu zeigen, da sich in ihr die Angemessenheit jedes geistigen Strebens zu seinem Gegenstande zeigt): es fehlen darum doch in keiner einzelnen der genannten drei dem menschlichen Geiste angebornen Richtungen die Thätigkeiten desselben, welche nicht die vorherrschenden in ihr sind. Und dies nicht allein, denn das würde jeder zugeben, sondern der Verstand des Philosophen kann auf religiösem Gebiete nicht schöpferisch sein, eben so würde den Dichter der Verstand des Philosophen am Dichten hindern; wer wollte aber darum sagen, der Dichter könne ohne großen Verstand Großes hervorbringen u. s. f.?

Daher fragt sich auch, ob es überhaupt zu loben sei, die drei Richtungen auf eben so viel besondere Geistesvermögen zurückzuführen, und ob man nicht besser sagte: wo die religiöse Anlage, und so die philosophische und poetische, vorwiege, da erziehe und bilde sie zu ihrem Dienste den Geist mit allen seinen Kräften, so daß es nun heißen müsse: der Fromme bedarf religiösen Verstand und diesen hat er mehr, als der Philosoph als solcher. Eben so würde der Philosoph seine Phantasie bekommen, die er um Alles nicht gegen die des Dichters vertauschte u. s. w.

Zwar wird die Philosophie universelle Wissenschaft genannt; aber als solche ist sie doch nur die nützliche Dienerinn der übrigen Wissenschaften. Was wüßte sie als allgemeine Wissenschaft durch

sich selbst von irgend einer Wissenschaft ohne diese selbst, was wüßte sie von der Religion ohne diese, ohne die Frömmigkeit? Höchstens so viel, als sie selbst in der Religion hervorbringen könnte, in der sie doch nicht schöpferisch ist! Also kann sie der Religion nur zur Seite stehen; wollte sie in deren Gebiet eindringen, um ihre Stelle einzunehmen oder Eins mit ihr zu werden, so würden beide aufhören, denn beide wären dann nicht an ihrem Platze oder wären an ihrem Platze gestört.

Auch folgende Bestimmungen gehören hierher: Die Religion hat einen andern Boden, als die Philosophie, sie ist geschichtlich wie der Staat, gehört den Völkern an und wirkt unmittelbar auf sie ein. Das läßt sich von der Philosophie nicht in gleichem Grade sagen. Religion und Staat haben also eine Berechtigung ganz anderer Art, als die Philosophie; sie gelten für's Leben, die Philosophie für die Geister; diese wirkt daher nur mittelbar auf's Leben, also auch auf die Religion ein, als ihr guter Genius, und kann nicht selbst eine irdische Gestalt annehmen, d. h. unmittelbare Anwendung auf's Leben gewinnen, ohne sich und Andern zu schaden.

Aus diesem Gesichtspunkte hat man demnach durchaus das Recht, der Philosophie in Beziehung auf die Religion, wie auf jedes andere Gebiet des Lebens, eine untergeordnete, dienende Rolle anzuweisen; wir dürfen aber behaupten, diese sei so groß und bedeutungsvoll, so verwandt mit der Rolle eines Aufsehers oder Richters, der die ewig wahren Gesetze, oft gegen die Gesetzgeber selbst, aufrecht erhalte, daß die Philosophie sich dieser Unterordnung nicht zu schämen hat, sondern durch ihre Demuth zur Weisheit wird, wie durch ihr Denken und Forschen zur Wissenschaft für sich und zur Förderin der Wissenschaftlichkeit für alle Gebiete.

Ihren letzten Grund hat diese Bedeutung und Stellung der Philosophie unstreitig darin, daß sie ihrer Form wie ihrem Inhalte nach rein geistig ist und so Allem, worin der Geist mit dem Sinnlichen gemischt erscheint unmittelbar dadurch zu Gute und zu Hülfe kommt, daß sie keine Beeinträchtigung ihres ausschließlichen Gebietes, des Geistes, zugibt, und mittelbar durch ihre Methode. Da ihr nämlich als einer ungemischten, d. h. reingeistigen Wissenschaft die größte Einheit natürlich ist, so theilt

sie den gemischten Gebieten des Lebens, wo Einheit des Geistigen und Sinnlichen erzielt werden soll, diese Einheit mit und erhält sie ihnen.

Ist die Philosophie eine durchaus ideale Wissenschaft, die Idealität des Denkens, die dem Menschen nur zukommt und eigen ist, sofern wir ihn als reinen Geist vorstellen und sofern er dies ist, so würde sie nun freilich das Höchste sein und also auch über der Religion stehen, wenn sie, wie sie ideell ist, so nicht auch ein Ideal wäre, wenn der Mensch, wie er reiner Geist ist oder als solcher gedacht wird, so auch alle äußern Bedingungen eines reinen Geistes besäße, ohne irdischen Leib wäre, in einem rein geistigen Reiche lebte.

Aus allem Gesagten ergibt sich die Mangelhaftigkeit der Philosophie und die Fähigkeit der Religion zu einer weit größern Vollkommenheit von selbst.

Die Religion will und soll auch ewige Wahrheit, Wahrheit des Geistes sein, aber nur in einer Form, wie sie für ein zwar geistiges, aber zugleich sinnliches Wesen möglich und nöthig ist: wie sie nöthig, denn die religiöse Wahrheit will befriedigen, wie sie möglich ist, denn sie hat sich dem sinnlich Beschränkten anzuschmiegen. Die Religion soll daher zwar die höchste Wahrheit gewähren, aber so, daß sie zugleich auf die sinnliche Seite des Menschen und des Lebens, die jedoch eine vergängliche und insofern untergeordnete ist, Bedacht nehme und diese mit ihr in Uebereinstimmung bringe. Denn wenn gleich der Mensch auf der einen Seite ein sinnliches, auf der andern ein rein geistiges Wesen, so ist er doch zugleich ein sinnlich-geistiges Wesen und hat auch als solches eine Einheit, sinnlich-geistige Einheit, und als diesem sinnlich-geistig-einheitlichen Wesen gibt ihm die Religion die höchste Wahrheit, die Erkenntniß Gottes und was dazu gehört in einer ihm anpassenden Form; was die Philosophie durch sich so wenig kann als will. —

Nach diesen Bemerkungen kehren wir zu Strauß zurück. Wir brachen mitten in der Stelle ab, wo er die Bemühungen Hegel's und noch mehr der ältern Schüler desselben bespricht, den Unterschied zwischen Religion und Philosophie als unwesentlich und die Herrschaft der letztern über die erstere als ein sehr bescheidnes Vorrecht der Philosophen darzustellen. Der Gehalt, hieß es, der

Religion und Philosophie ist derselbe, „aber, heißt es weiter, wie Homer von einigen Dingen sagt, daß sie zwei Namen haben, den einen in der Sprache der Götter, den andern in der Sprache der übertägigen Menschen: so gibt es für jenen Gehalt zwei Sprachen, die eine des Gefühls, der Vorstellung und des verständigen, in endlichen Kategorien und einseitigen Abstraktionen nistenden Denkens; die andre des concreten Begriffs. Hierbei tritt die Schwierigkeit ein, an einem Inhalte zu trennen was Inhalt als solcher, der Gedanke ist von dem, was der Vorstellung als solcher angehört. Die Vorwürfe, die man der Philosophie macht, führen sich darauf zurück, daß die Philosophie die Formen abstreift, die der Vorstellung angehören. Das gewöhnliche Denken hat kein Bewußtsein über diesen Unterschied; weil ihm an diese (Form-) Bestimmung die Wahrheit geknüpft ist, meint es, der Inhalt werde überhaupt weggenommen".

Unmittelbar hierauf hält der Verfasser sich mit Uebergehung der ältern Schüler Hegel's an diesen allein (S. 12—15) und stellt ihm (S. 16 ff.) die Weisheit Daumer's, Feuerbach's u. a. m. als das Wahre und Rechte entgegen. Wir begnügen uns den Schluß auf S. 15 hier mitzutheilen. Dieser lautet: „Der Folgerung also: ist die Form, welche der Inhalt in einer Religion angenommen hat, eine dem Begriff der Sache inadäquate, so kann auch der Inhalt in dieser Religion nicht als absoluter verwirklicht sein, sucht Hegel durch die Wendung auszubeugen, daß er die Form der christlichen Religion als eine mit dem absoluten Inhalt aller Religion identische darstellt. Allein diesen Ausweg hat er sich nicht nur im Voraus dadurch abgeschnitten, daß er der Religion als der Form, in welcher die Wahrheit für alle Menschen, also für das nichtphilosophische Bewußtsein ist, ganz allgemein die Formen des Gefühls und der Vorstellung, mithin unangemessene, endliche Formen als wesentlich zueignete u. s. w."

Ob und inwiefern sich von dem absoluten Inhalte aller Religion außerhalb der Religion reden lasse, dürfte uns klar geworden sein. Ohne hier weiter auf den Streit des Verfassers gegen Hegel einzugehen, fügen wir über den auf S. 14 und 15 seiner Einleitung berührten Unterschied der christlichen von den übrigen, besonders den heidnischen Religionen Einiges bei, was

auch noch auf den Unterschied zwischen Religion und Philosophie ein Licht werfen kann.

Die unvollkommnern Religionen haben ihren Inhalt mehr oder weniger der äußern Natur entnommen (vgl. Röm. I. 19. 20); in der christlichen ist die Offenbarung Gottes, in dem wir leben, weben und sind und der nicht fern ist von einem Jeglichen unter uns, aus einer dem Menschen nähern und Gott verwandtern Quelle, nämlich dem menschenlichen Geiste selbst geschöpft. Erst in der christlichen Religion wird der Mensch sich Gottes, indem er diesen da sucht, wo derselbe ihm am nächsten und fühlbarsten, wahrhaft bewußt, erst mit ihr ist die Verehrung Gottes eine Verehrung im Geiste und in der Wahrheit geworden.

Dies ist religiöse Einsicht, religiöses, nicht philosophisches, Wissen, welches im Christenthume aus dem unmittelbaren sittlichen Bedürfnisse des Menschen hervorging und dasselbe zugleich befriedigte. Dadurch ward es zum Glauben, d. h. die Einsicht blieb nicht todt, sondern trug Früchte, ging in That über. In Christo findet sich diese Vereinigung der religiösen Einsicht und sittlichen That oder der lebendige Glaube in seiner Vollendung. Als der Gottmensch zeigt er sich Eins mit Gott, damit wir durch ihn gewiß würden, daß Gott dem Menschen im Menschen am nächsten sei, damit wir, seinem unerreichten Vorbilde nachringend, göttlich, d. h. mit Hinblick auf Gott menschlich gut lebten. Hiermit sind die Merkmale wahrhafter Religion gegeben: religiöse Erkenntniß, ihre Geltung für's Leben und das Beispiel des Religionsstifters, der die Wahrheit seiner Lehre selbst bethätigt, sie in seiner Person und durch sein Beispiel als eine der menschlichen Natur gemäße dargestellt und bewiesen hat.

Hieran knüpft sich nun zum Vortheil der Philosophie folgender Gegensatz. Wenn es nämlich das Verdienst des Christenthums ist, uns Gott da kennen gelehrt zu haben, wo er uns am nächsten, in unserm Geiste; wenn aus diesem Grunde die Offenbarung Gottes in der Natur im Christenthume mit Recht in den Hintergrund tritt: so würde es dagegen eine Schmälerung der Philosophie und zu bekämpfen sein, wollte man ihr gebieten, die Erkenntniß des Göttlichen, Ewigen und Geistigen ausschließlich aus einer in Vergleich mit allem Geist so beschränkten Quelle wie der menschliche Geist zu schöpfen. Denn die Philosophie

als die Wissenschaft des Geistes hat diesen überall zu suchen, und der Geist im Menschen wird von ihr nicht höher gestellt werden sollen, als der Geist, welcher sich im All, wovon die Erde mit dem Menschen ein so geringer Theil ist, offenbart oder welchen die Philosophie darin, d. h. daraus offenbar machen soll.

Denkst du dich also von der einen Seite zu Gott, dem großen unbegriffenen Geiste, in dem Verhältnisse des endlichen Wesens und lässest als religiöser Mensch dir in ihm den Vater nicht rauben, den Christus dich gelehrt hat kindlich zu verehren, so kannst du dagegen in der Philosophie getrost des allgemeinen Weltgeistes gedenken, den wir ahnen, weil wir, wie ja auch biblische Lehre ist, ein Theil von ihm sind.

Auch hiernach gehen dann Religion und Philosophie so wenig in einander auf, als sie sich widersprechen. Es kann ganz einfach die alltägliche Rede beibehalten werden, daß der einen der Glaube, der andern das Wissen anheimfalle, und diese Verschiedenheit beider hängt mit der Verschiedenheit ihres Inhaltes und Gegenstandes zusammen.

Das hindert nicht, daß die Philosophie sich gleichfalls mit göttlichen Dingen befasse, aber sie erkennt Gott nur in seinen sichtbaren Werken und in deren nicht sichtbaren, aber durch ihre Wirkungen erkennbaren Eigenschaften, aus denen sie sein Dasein und sein Wesen beweis't und weiß. In der Philosophie und für den Philosophen, so lange er dem Geschäft des Philosophirens obliegt, gibt es keine Räthsel, die er nicht lös'te oder zu lösen hoffte; für die Räthsel des Lebens aber, deren Lösung der Philosophie nicht gelingt oder welche eine höhere Lösung verlangen, als diese Welt und ein aus ihrer Betrachtung geschöpftes Wissen geben können, gibt der Glaube zugleich Beruhigung und Aufschluß. Ihm sind Welt und Endlichkeit weder eine Schranke, noch die letzte Erkenntnißquelle der Gottheit und er geht über jene hinaus, ohne, wenn er rechter Art ist, dem Verstande Hohn zu sprechen, während die Philosophie darüber hinaus im Dunkeln läßt. —

Kehren wir nun zu der Einleitung von Strauß und zu den Vorstellungen zurück, die uns dort für philosophische Wahrheiten geboten werden, so haben wir das Recht gewonnen, uns kurz zu fassen. S. 16 vernehmen wir, daß „anerkanntermaßen die

Religion ohne Ausnahme ihren Inhalt in unangemessenen Formen habe", und ihm „kehrt die Frage wieder, ob dieser Inhalt in solcher Form ein wahrhaft absoluter sein könne". Zu den Ergebnissen, die er gegen Ende des 2. §. gewinnt, gehört zunächst Folgendes:

„So wenig daher die Hegel'sche Behauptung einer Identität des Inhalts zwischen der Religion und der Philosophie, in ihren mit der Religion sich berührenden Theilen, begründet ist; so gewiß die der Religion als solcher wesentliche Form der Vorstellung oder des Gemüths und der Phantasie auch den Inhalt afficirt, zu einem andern und zwar unvollkommnern macht, als der durch reine Vernunft hervorgebrachte philosophische Inhalt ist: so gewiß ist es doch — nicht unbestimmt blos dieselbe menschliche Natur, sondern genauer ihr Trieb nach Selbsterkenntniß, ihre Vernunft, welche auch die Thätigkeit der Vorstellung beherrscht und durch die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leitet".

Dies könnten wir also in Kürze als eine Verbesserung der Hegel'schen Religionsphilosophie durch den Verfasser und seine Freunde, die er uns bei der Gelegenheit vorführt, hinnehmen. Daß Hegel dieselbe nicht gutgeheißen haben würde, darüber wäre Strauß auch wohl dann nicht in Zweifel, wenn jener nicht ganz entgegengesetzte Versuche, das Verhältniß seiner Philosophie zum Glauben und Christenthum festzustellen, mit Beifall aufgenommen hätte. Strauß ertheilt ihm dafür zwar in dem vorliegenden Werke einen scharfen Verweis, gestand aber in Betreff des „Lebens Jesu" schon in den Streitschriften (Thl. 3, S. 61) zu, daß Hegel dasselbe nicht als Ausdruck seines Sinnes anerkannt haben würde. Was dagegen den Umstand betrifft, daß er sich auch jetzt wieder darauf beruft, die evangelische Geschichte nach Hegel'schen Gesichtspunkten behandelt zu haben, und daß er, wie wir sahen, über das Verhältniß zwischen Religion und Philosophie Hegel aus Hegel widerlegen und berichtigen will, so kann nach meiner Meinung durchaus nicht mit Erfolg bestritten werden, daß die Hegel'sche Philosophie ihm einigen Vorschub hierin leiste. Ueber beide Punkte enthält sie Unrichtigkeiten und besonders Widersprüche, die niemand ohne Hegel mehr als nur einseitig zu verbessern aufheben wird.

Nur fragt es sich, ob der Vorschub, welchen Hegel dem Verfasser zu dessen Verfahren leistete, bedeutend genug war, um diesen zu berechtigen, die Hegel'sche Philosophie so wie er gethan hat und noch thut auszubeuten, und hieran zweifle ich. Denn nicht nur würde er wie schon bemerkt Hegel's eigne Stimme gegen sich haben, sondern es ist auch die Art, wie er die Widersprüche des Hegel'schen Systems lös't, keine Weiterführung desselben, sondern eine sehr bequeme Benützung einer berühmten Autorität. Das, worauf es ankäme, ist nicht, was der Verfasser thut, den einen Theil des von Hegel Behaupteten bei Seite zu schieben und dann den andern ohne seinen Widerspruch beizubehalten, sondern in Hegel selbst, in den Vorzügen wie Mängeln seiner Philosophie die Quelle dieser Widersprüche aufzusuchen und so von Grund aus zu heben. Die nackten Widersprüche auffinden und nachweisen, das erfordert wenig, aber sich mit der einen Hälfte derselben begnügen, um durch die andere nicht gestört zu werden, erscheint besonders dann sehr klein, wenn man sich dadurch über den Meister erhoben zu haben glaubt.

Wir können uns hierbei des Gedankens wohl getrösten, daß doch trotz der rein verneinenden Richtung Strauß' und seiner Freunde ihre ganze Zuversicht auf den Gegenständen beruht, an denen sie ihre Tadel- und Neuerungssucht auslassen. Das Christenthum wird von ihnen begnadigt, weil es als die höchste in „der aufsteigenden Reihe der Religionen" auch der Wahrheit am nächsten komme; und diese Wahrheit haben sie schwarz auf weiß: die Hegel'sche Philosophie mit ihren Verbesserungen. Keine Ahnung davon, daß die Philosophie Forschung ist, welche nach Wahrheit trachtet und in der rechten Art der Forschung dem Sterblichen die Befriedigung der Wahrheit oder Ersatz für diese gibt! Auch davon keine Ahnung, daß man zwar von der christlichen Religion, dieselbe philosophisch betrachtet, wohl sagen könne, sie sei eine Annäherung an die Wahrheit, indem philosophische Erkenntniß gar nicht Endzweck der Religion ist, daß wir ihr aber in Betracht ihres Ursprunges und ihres Einflusses auf uns Vollendung beilegen!

Ferner muß ich gestehen, durchaus kein Verständniß dafür zu haben, wenn der Verfasser von „der Religion und der Philosophie in ihren mit der Religion sich berührenden Theilen" spricht,

als wenn die Philosophie wirklich in Theile zerfiele und dann ein Brocken von ihr die ganze Religion aufwöge.

Wie beschränkt seine Vorstellung von dem Unterschiede zwischen beiden sei, legt er weiter gegen das Ende des 2. §. noch mehr an den Tag, indem er sagt: „die Philosophie sei genöthigt auf eine Masse von Gegenständen sich einzulassen, mit welchen, wie Logik, Naturwissenschaft u. dergl., die Religion sich nichts zu schaffen mache".

Dergleichen läßt sich nicht ohne einiges Lächeln lesen und erklärt den Beifall, den diese Glaubenslehre bei Studenten fand; ist es doch, als hätte ihr Verfasser seine Unterscheidung der Philosophie und Religion den academischen Lectionsverzeichnissen entnommen, denn er denkt bei Philosophie an Logik, Metaphysik oder was sonst gelesen und nicht gelesen wird, und bei Religion denkt er an nichts, nicht einmal an Theologie und deren „Gegenstände", als Kirchen-, Dogmengeschichte u. s. w.

Und wie unverstanden sind dabei wiederum die Vorstellungen unsers modernen Philosophen! Er behauptet, die Religion mache sich nicht wie die Philosophie mit der Naturwissenschaft zu schaffen. Ich dächte aber, die Naturwissenschaft gehöre auch nicht zur Philosophie; zwar kann und soll diese jener nützen und eben so Nutzen von ihr ziehen; aber ist es mit der Religion nicht derselbe Fall, ist die Naturbetrachtung nicht auch eine Quelle der Andacht, und macht die Religion nicht gleichfalls Anspruch darauf, daß wir uns in unsrer Ansicht von der Natur durch sie mitbestimmen lassen? haben Kirche und Theologie diesen Anspruch nicht bis zur Thorheit gesteigert? — Um ein anderes Beispiel anzuführen, so gebührt der philosophischen Rechtslehre ein Einfluß auf das positive Recht; denselben Einfluß will die Religion üben und man gesteht ihn ihr zu, wie noch die Frage der Juden an Jesum, Marc. XII. 14., zeigt. Auch war Jesu Antwort sehr bestimmt: Gebet dem Kaiser was des Kaisers, aber gebet ihm nicht was Gottes ist.

Endlich steht folgende Behauptung im 2. §. der Einleitung und ist für den Verfasser und Gleichgesinnte ein folgenreicher Irrthum: „Dem wahrhaft Philosophirenden gewähre das System seiner philosophischen Ueberzeugungen von dem Wesen des Absoluten und seinem Verhältniß zum Endlichen, von der Natur und

Bestimmung des Menschen u. s. f. ganz dieselbe innerste und die Einheit seines Wesens mit sich abschließende Befriedigung, welche dem Gläubigen der Inbegriff christlicher Glaubenswahrheiten gewähre".

Indem er hier die „philosophischen Ueberzeugungen" den „christlichen Glaubenswahrheiten" gegenüberstellt, statt „den religiösen", könnte man meinen, er wolle mit „philosophischen Ueberzeugungen" sagen: „philosophisch-religiöse", da allerdings der Philosophirende als solcher nur philosophisch-religiöse Ueberzeugungen in der Religion haben kann. Indessen sind diese Worte bekanntlich anders zu verstehen. Der „wahrhaft Philosophirende" bedarf nach Strauß keiner Religion, vielmehr besitzt er in seiner wahrhaften Philosophie schon etwas mehr oder Besseres als sie. Dies ist aber, wie wir gesehen haben, grundfalsch. Die Philosophie läutert die Religion von unreinen Vorstellungen, hält ihr den Aberglauben fern und geht, nachdem sie so sich um dieselbe verdient gemacht hat, nicht etwa in sie über, sondern verbleibt uns als unverringertes Geschenk der Gottheit.

(Anmerk. Die oben mit etwas verändertem Titel wieder gedruckte Schrift wurde 1841 geschrieben und 1842 herausgegeben. Sie erscheint hier der Form nach in geläuterter Gestalt, indem alles was nicht streng zur Sache gehörte oder aus der Aufregung und Stimmung des Tages entsprungen war weggelassen und Stil und Darstellung nach Kräften verbessert sind. Was den eigentlichen Inhalt betrifft, so wird dieser hiernach, wie ich hoffe, den Lesern klarer und reiner entgegentreten, obgleich er im Uebrigen derselbe geblieben ist.)

Ueber den Deutsch-Katholicismus.

(Diese kleine Schrift wurde im November 1845, also nach der Mission der Deutsch-Katholiken von Gervinus geschrieben und darauf herausgegeben. Sie sollte Ansichten vertheidigen und weiter ausführen, auch wohl ein klein wenig berichtigen, welche ich vor dem Erscheinen der Gervinus'schen Schrift in einem Briefe vom 4. October in der Allgemeinen Zeitung vom 7. October 1845 ausgesprochen hatte, den ich ihr hier jetzt vorausschicke:

„**Frankfurt**, 4. October. Heute hielt Ronge in Gemeinschaft mit Dowiat und dem Geistlichen der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde, Herrn Kerbler, in der deutsch-reformirten mit Menschen überfüllten Kirche Gottesdienst. Der erste Vorstand eröffnete das Ganze mit einigen anspruchslosen Worten, worauf die genannten Geistlichen zu wiederholten Malen sprachen. Unstreitig machte Ronge selbst, welcher die Hauptpredigt hielt, den günstigsten Eindruck von den dreien. Ist man auch der Meinung, daß weder unsre wesentlich nicht religiöse Zeit zu einer Reformation reif, noch Ronge und seine Freunde die Männer seien, die in religiöser Beziehung eine neue Zeit herbeiführen können, so muß man Ronge doch einräumen, daß er sich von seinem Standpunkte nicht bloß mit Entschiedenheit, sondern auch auf ruhige, im Allgemeinen verständige Weise vernehmen ließ *). Er gab zu, daß seine und der Seinen Laufbahn bis jetzt nur eine leichte gewesen sei, meinte aber, wohl irrig, sie könnte leicht dornenvoller werden und die junge Gemeinde in den Fall kommen, wo sie Muth und Standhaftigkeit zu zeigen hätte. Gegen Rom äußerte er sich wenigstens ohne Bitterkeit und bestritt dem Katholicismus seine weltgeschichtlichen Verdienste nicht. In dem Protestantismus begrüßte er den ältern Bruder der neuen Bewegung und wenn er auch hier eine „starre Partei zu tadeln schien, so sprach er doch dem tiefen lutherisch-paulinischen Dogma der Rechtfertigung durch den Glauben

*) An andern Orten ist das weit weniger der Fall gewesen.

seine Bedeutung nicht ab. Die stärkste Seite der deutsch-katholischen Bewegung liegt in den Ereignissen, durch welche sie hervorgerufen wurde, die schwächste ist der Mangel einer eignen Lehre. Jenen ist die große Theilnahme der Menge an der Sache zuzuschreiben, welche aufhören wird, sowie jene Ereignisse in den Hintergrund treten werden, dieser stellt eine bedeutende Zukunft des Deutsch-Katholicismus in Frage. Ronge selbst, wenn er auch mehr als einmal der sogenannten „neuen Reformation" erwähnte, schob doch mit einer Bescheidenheit, die mir wohlgefallen hat, ihren Sieg in eine ungewisse weite Ferne hinaus, womit er eben zugab, daß er keine Reformation bringe und zu bringen vermöge. Weit stürmischer gingen Kerbler und Dowiat zu Werke und besonders hat mir der letztere, ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, nicht nur nicht gefallen, sondern recht mißfallen. Er sprach mit Leidenschaft, in Bildern und, wie er glauben mag, philosophisch, wie mir vorkam, sehr unphilosophisch und unpassend. Christus nannte er nur den „Weisen von Nazareth", den „großen Nazarener" oder kurzweg den „Nazarener", und in der Bevorwortung des Abendmahls vergab er die Sünden mit einer solchen Entschiedenheit, als wäre er der Herr selber gewesen, aber ohne die Weisheit des Herrn, den er den „Weisen" genannt hatte — — Kerbler donnerte gegen das „Pfaffenthum am Rhein", und mir kam unwillkürlich der Gedanke: wenn nur Deine zwei Redensarten von „Liebe" und „Ein Hirt und Eine Heerde" das frische Wasser wären, um das die Katholiken am Rhein ihr von euch sogenanntes faules Wasser weggießen möchten! — — Im Allgemeinen scheint mir das Urtheil über den Deutsch-Katholicismus dahin festgestellt werden zu können, daß er soweit die Rücksicht auf die äußern Verhältnisse ihm das verstattet den im Protestantismus entstandenen und ausgebildeten Rationalismus in einer Gemeinde verkörpere und sich so einestheils ganz von dem Katholicismus trenne, ohne anderntheils im Protestantismus aufgehen zu können; denn in diesem bildet der Rationalismus nur Eine Seite und hat durch seinen Gegensatz eine Tiefe, die ihm im Deutsch-Katholicismus von selbst verloren gehen muß; denn in diesem sagt er sich ganz von der Philosophie und Wissenschaft los und sinkt zu einer Meinung des angeblichen gesunden Menschenverstandes herab. Ein stärkeres Umsichgreifen der jungen Gemeinde

scheint daher im Interesse des deutschen Geistes nicht wünschenswerth zu sein. Wenn aber Ronge Herr bleibt der Leute vom Schlage Dowiat's, so möchte ich wohl glauben, daß ein Fortbestehen des Deutsch-Katholicismus in bescheidenen Grenzen nicht zu verhindern sein werde, zur Warnung für Die, welche ihn hervorgerufen haben und sich hüten mögen, ihm unzeitig neue Mitglieder aufzuzwingen."

Sollte ich nun mit Recht geglaubt haben, das unter abgekürzter Ueberschrift hier folgende Schriftchen wieder abdrucken lassen zu können, so würde ich dies nur dem Umstande verdanken, daß es damals, wo das Publikum den Deutsch-Katholicismus mit dem bekannten Jubel aufnahm und von keiner kühleren Beurtheilung desselben wissen wollte, nur wenig Leser finden konnte. — Außer daß ich ein paar Längen gestrichen und am Ausdruck hier und da gebessert habe, ist es unverändert geblieben.)

Nicht bloß in der katholischen, sondern auch in der evangelischen Kirche Deutschlands erwacht endlich ein regeres Leben. Dies ist erfreulich, denn es beweist, daß wir aus dem religiösen Kaltsinn heraustreten, der für niemanden drückender war, als für die Kaltsinnigen selbst; ist erfreulich, denn es gibt allen von der Form des Alten, dem Gehalte des Neuen Unbefriedigten und daher in religiöser Beziehung Vereinsamten die Aussicht, daß das Alte auf dem Gebiete des Glaubens frischer, das Neue inniger werde, um sich mit der Zeit so zu durchdringen, daß Altes und Neues sich in einem Neuesten versöhnen und verbinden.

Ein solcher Zeitpunkt bereitet sich vor, ist aber noch nicht gekommen, und diejenigen scheinen mir zu irren und zu fehlen, welche innerhalb der evangelischen Kirche eine ähnliche Spaltung, eine ähnliche Erscheinung herbeiführen wollen, wie aus der katholischen als Deutsch-Katholicismus hervortritt und hervorzutreten berechtigt war.

Zu diesem gehen wir sogleich über, um auch unserseits ihm so das Wort zu reden, wie es unsrer Ansicht gemäß ist und uns zum Frommen seiner selbst sowohl als unsers gesammten Christenthumes am Zweckmäßigsten dünkt.

Was bisher über den Deutsch-Katholicismus geschrieben ist, gehört nicht zum kleinsten Theile dem Gebiete der Weissagung

an, indem die Einen aus der Art und Weise wie er in's Leben tritt oder zu treten scheint das Ungünstigste für ihn folgern, die Andern ihm nur Gutes prophezeien und Größeres von ihm erwarten als er leisten kann. Beide scheinen mir in Vorurtheilen befangen zu sein, beide unsre Zeit zu verkennen: die Erstern, indem sie sich auf das was wir besaßen, aber doch nicht mehr ganz besitzen, die Zweiten, indem sie sich auf dasjenige berufen was uns fehlt, was aber doch nicht gerade die Gegenwart zu bringen braucht, wenn wir es auch von der Zukunft erwarten.

Hierbei habe ich hauptsächlich die Gönner und Gegner des Deutsch-Katholicismus unter den Protestanten im Auge.

Seine Gegner fragen, wo sich in ihm und seinen Führern etwas zeige, das sich in der einen oder andern Beziehung auch nur von ferne mit jener Reformation vergleichen lasse, auf der unser Protestantismus beruhe?

Hierbei vergessen sie aber, daß seit fast einem Jahrhunderte in der allgemeinen Denk- und Vorstellungsweise eine gänzliche Umwandlung eintrat und daß die wenigsten Menschen im Stande sind oder die philosophische und gelehrte Bildung haben können, um aus der Sprache der Reformatoren noch den innigen Glauben, noch die tiefe Wahrheit herauszulesen, welche sich seit das Christenthum besteht dem Kerne nach in allen großartigen Aeußerungen christlicher Denkungsart vorfinden.

An die Mehrzahl jener Gegner kann man daher mit vollem Rechte die Gegenfrage richten: wie viele unter ihnen selbst denn noch die Frucht von der Schale zu unterscheiden, den Glauben der Reformatoren ohne Zwang in das Gewand unsrer Zeit zu kleiden und dieser ohne Verflachung anzupassen wüßten? wie viele unter ihnen von dem Glauben Luther's durchdrungen seien, ohne an seinem Buchstaben zu hangen?

Wer in seiner Bildung so weit gekommen ist, wird, das darf man getrost behaupten, es nicht für möglich halten, dem Volke eine so geistige, von dem Buchstaben ungeirrte Auffassung der Lehre Luther's und seiner Zeitgenossen als Lehre der Reformation vorzutragen; und wer nicht so weit gekommen ist, wird je mehr er über dem Buchstaben Luther's den Geist Luther's nicht verloren hat, desto mehr auch die Schwierigkeit fühlen, jenen unsrer Zeit gegenüber festzuhalten und so mit der Lehre Luther's für immer

einen wohlthätigen und dem Christenthume ersprießlichen Einfluß auf das Volk zu üben. Wer endlich, wie eine Anzahl unduldsamer Orthodoxen, aus Luther und unsern symbolischen Büchern sich nur einen unverdauten Buchstaben aneignete, um damit nichts als Zank, Hader und Entfremdung von Kirche und Religion zu säen, hat wahrlich kein Recht unter Berufung auf sich selbst und seine Vortrefflichkeit auf den geringen Gehalt der Lehre des Deutsch-Katholicismus mit Fingern zu weisen.

Gehe ich nun zu den Gönnern über, welche er unter den Protestanten gefunden, so scheinen mir diese nicht selten in den entgegengesetzten Irrthum gerathen zu sein. Die Einen wollen der Gegenwart, die Andern der Vergangenheit ihr Recht nicht angedeihen lassen; die Einen wollen uns für immer mit dem Buchstaben der Reformatoren sättigen, die Andern glauben, wir könnten auch ihres Geistes entbehren.

Es scheint mir daher zur Beurtheilung unsers Gegenstandes nichts so nöthig zu sein, als das Verhältniß zwischen unserer Vergangenheit und Gegenwart in religiöser Beziehung festzusetzen, um eine Untersuchung der Art auf den Deutsch-Katholicismus anzuwenden und für das was dieser sein kann und sein soll fruchtbar zu machen.

Als die Reformation begann, waren an die Stelle ächten Christenthumes Menschensatzungen getreten, welche nicht nur kirchliche Zucht und Sitte jener Zeit aus aller Beziehung zu dem Geiste des Christenthums gebracht, sondern diesen auch in der Lehre durch scholastische Spitzfindigkeiten verdrängt hatten. Daher Luther's Haß gegen Scholastiker und Aristoteles, auf welchen jene sich stützten und den sie sich nach ihrer Art zurecht gemacht hatten; daher das Ankämpfen Melanchthon's selbst, der doch zwischen dem ächten und dem nachgemachten Aristoteles wohl zu unterscheiden wußte, gegen die damaligen „Philosophen“.

In dieser Hinsicht ist unsere Zeit nicht ohne Aehnlichkeit mit derjenigen der Reformatoren. Auch jetzt hat man die Philosophie eines Mannes, der von sich und Andern zu einem modernen Aristoteles erhoben wurde, im Widerspruche mit dem Kerne seines Systems und ganz gewiß gegen seinen Sinn und Willen zu einer widerchristlichen Lehre ausgebildet, indem man, die große und

fruchtbare, auch von Hegel vernachlässigte Wahrheit des Unterschiedes zwischen dem religiösen und philosophischen Standpunkte aus den Augen verlierend dem letztern zur ausschließlichen Herrschaft verhelfen, das Leben um die Religion, den Geist um seine religiöse Seite, sein religiöses Vermögen ärmer machen will.

Damit hört die Aehnlichkeit zwischen unsrer und Luther's Zeit auch schon wieder auf. Denn was Luther und seine Mitstreiter bekämpften, das wollte eben so entschieden für christlich gelten und widersetzte sich nicht nur der mit der neuen Lehre erfolgenden Umgestaltung des äußern Gottesdienstes, sondern der neuen Lehre selbst als einer ketzerischen; was aber in unsrer Zeit von der angegebenen Seite her sich als neue Lehre geltend machen will, thut sich etwas darauf zu Gute, über alles Christenthum hinausgeschritten zu sein, und glaubt ohne Religion Ersatz für die Religion gefunden zu haben.

Ich bin nicht so ungerecht, von dieser neuen Lehre sagen zu wollen, sie hätte große Verbreitung, aber man darf behaupten: seitdem kein Außenwerk der Religion und nichts was als menschliche Entstehungs- und Auffassungsweise des Christenthums betrachtet werden mochte mehr zu bekämpfen übrig geblieben, habe der Geist der Verneinung angenommen, daß mit dem einen Unwesentlichen, obwohl einmal Nothwendigen des Christenthums dieses selbst aufgehoben sei, und habe nun in der Geschwindigkeit eine neue Lehre aufgestellt, durch welche die Religion für entbehrlich erklärt oder in der mildesten Fassung auf das Minimum eines populären Pantheismus beschränkt wird, und welche dem Zeitgeiste besonders durch die Behauptung schmeichelt, Rechtthun sei die beste Religion, während man sonst, wie noch Lessing *), wie richtig verstanden auch Luther und Melanchthon **), behauptete, Rechtthun oder die Moral hange zwar nicht von der Religion ab, diese sei aber ihre stärkste Stütze.

Also eine solche Lehre ist offen hingestellt, ist für das Bedürfniß der Gegenwart, für die Befriedigung der Zukunft ausgegeben worden, und wenn auch nur das Bekenntniß einer fast allgemein für ausgeartet erklärten philosophischen Schule ist sie doch als

*) S. den 49ten der „Briefe die neueste Literatur betreffend".

**) Wenigstens kenne ich keine andere Nutzanwendung von dem Dogma der Rechtfertigung durch den Glauben.

die einzige Lehre zu betrachten, welche sich als Ersatz für das unbefriedigende Alte auf den öffentlichen Markt stellte und dadurch bewies, daß die Zeit zur Begründung einer wahren neuen Lehre noch nicht gekommen sei.

Von dieser Seite hat unsre Zeit also auch keine entfernte Aehnlichkeit mit der Zeit Luther's, und wenn man (Gervinus) in diesen Tagen behauptet hat, „uns thue eine Reformation wie die lutherische noth", so ist zunächst hierauf zu erwiedern, daß eine solche gar nicht möglich für uns sei.

Luther und seine Freunde verhielten sich zu der katholischen Kirche nicht bloß verneinend. Hatte sich in dieser auch mit ihrer Verderbniß und Verweltlichung eine theils fleischliche, theils todte Lehre ausgebildet, so gehörte doch die geistigere Lehre, welche durch jene nur verdunkelt, nur zurückgedrängt war, nicht weniger der katholischen Kirche an und war nie ganz in ihr in Vergessenheit gerathen; Augustinus, der nebst dem Apostel Paulus Luther'n so starke Waffen wider seine Gegner in die Hand gab, gehörte damals wie jetzt für die Katholiken zu den Vätern der Kirche. Zudem hatte sich, wie später zur Zeit Spener's, im Stillen eine mystische Theologie gebildet, welche die Gemüther für eine tiefere und lebendigere Auffassung des Christenthums empfänglich machte und durch die auch Luther hindurchgegangen war.

Ein Verhältniß dieser Art findet zwischen der Gegenwart und Vergangenheit nicht mehr statt, und weil die Verbindung beider in unsrer Zeit schwerer zu entdecken, so ist man in Gefahr gekommen, sie wegleugnen oder ganz aufgeben zu wollen.

Zur Zeit Luther's beherrschte die Religion noch das ganze Leben; ist sie seidem mit Recht aus den ihr fremden Gebieten, für welche die Gesetze nicht in der Religion, sondern in ihnen selbst liegen, hinweggewiesen worden, so will man jetzt fast so weit gehen, ihr nicht einmal ein eignes Feld mehr einzuräumen, welches sie bebauen, von welchem aus sie mittelbar auch das übrige Leben durchdringen könne; und hieran sind ihre Verfechter selbst nicht ohne Schuld.

Hatte nämlich die Unwissenheit früherer Zeiten der Religion, von deren Werthe sie durchdrungen waren, deren Segnungen sie in so hohem Grade erfahren hatten, auch da ausschließliche Geltung angewiesen, wo die Erfahrung die Lehrmeisterin, die Wissenschaft

die Gebieterin sein soll, so wollten in fortgeschrittner Zeit Wahn, Beschränktheit und Herrschsucht nicht anerkennen, daß die Religion in Gebieten, wo sie so lange theils nur ein nützlicher oder unschädlicher, theils ein sehr schädlicher Nothbehelf gewesen war, Ansprüche weder habe, noch mache.

Hieraus folgte denn, daß die Wissenschaft überallhin ihr erhellendes Licht und zersetzendes Feuer trug, wo es auf Schauen und Wissen ankam und wo man im mißbrauchten und mißverstandenen Namen der Religion auf Glauben für Unglaubliches drang. Und dabei ist es nicht geblieben, sondern jener Trotz der Glaubensfanatiker hat den Trotz der Wissensfanatiker herausgefordert und hervorgerufen, welche die Religion aller Mystik und den geschichtlichen Ursprung des Christenthums aller Poesie entkleiden wollten.

Hatte der falsche oder beschränkte Glaube die Wissenschaft auch da nicht zulassen wollen, wo diese der Religion nicht nur unschädlich war, sondern selbst nützlich werden mußte, so hat nun die falsche oder beschränkte Philosophie hinwieder den Glauben nicht einmal da belassen wollen, wo er allein im Rechte ist.

Aber an dieser falschen Philosophie leiden nicht nur diejenigen, welchen sie zum Vorwurfe gereicht, d. h. welche dieselbe in ein System gebracht und ohne Scheu für die höchste Wahrheit ausgegeben haben, sondern mehr oder weniger wir alle, die wir noch in einer Zeit allgemeiner Verneinung aufgewachsen, die wir, wenn wir uns auch zum Theile schon aus dieser Verneinung gerettet haben sollten, damit doch noch nicht zu einer positiven, einer schöpferischen Auffassung des gegebenen Religiösen befähigt sind. Und zu einer solcher Auffassung und damit zu einer Reformation „wie die lutherische", in welcher unsre mit tausend Opfern erkaufte Aufklärung ungeschmälert bleiben, aber auch die Religion, auch der Glaube zu ihrem vollen Rechte kommen sollen, werden wir nicht eher geschickt sein, als bis wir, als bis wenigstens diejenigen unter uns, welche unsre Lehrer, welche die Führer und Leiter der Nation hierin sein wollen, gelernt haben, wie das wahrhaft gebildeten Männern geziemt, unsrer religiösen Vergangenheit ihr volles Recht angedeihen zu lassen und an dem tiefen und ächten Glauben unserer Vorfahren nicht deßhalb Anstoß zu nehmeu, weil er, ohne doch in seinem innersten Wesen davon

berührt zu sein, mit Vorstellungen durchwebt ist, die von einer spätern Zeit verworfen und hinweggenommen sind.

Hiergegen tritt zwar der beliebte Einwurf der Lichtfreunde (z. B. Uhlich's) auf: die Zeit schreite in allen Stücken fort, sie dürfe also auch in Hinsicht auf die Religion nicht still stehen. Aber es ist nicht nur unwahr, daß eine Zeit, weil sie in vielen Stücken fortschreitet, darum auch in allen fortschreite, sondern es ist sogar nothwendig, daß sie, um in einem oder mehreren Stücken fortschreiten zu können, in andern stille stehe. So war jetzt, wo die Wissenschaft Alles beherrscht, vielleicht nicht zu verhüten, daß man sie auch in Beziehung auf die Religion bis zu ihren äußersten Schlüssen und Folgerungen trieb. Aber einen Fortschritt in der Religion nennen, was ein wenn auch unvermeidlicher Mißbrauch der Wissenschaft ist, heißt doch thöricht reden.

Bevor wir also eine Reformation „wie die lutherische" bekommen können, müssen, wiederhole ich, wenigstens die Lehrer des Volkes, so wie diejenigen, welche im Volke sich selbst lehren wollen, lernen die Glaubenslehren der Reformatoren und die ächte Lehre der Kirche vor ihnen nicht mit den bloßen Augen der Aufklärnng zu betrachten, müssen sie ihr religiöses Gefühl an den Zeiten erwärmen, die so reich an Glauben waren, als die unsrige daran arm ist. Zu behaupten, daß dazu die Bibel genüge, würde einer Zeit, welche Philosophie über Alles stellt, nicht geziemen, denn die Lehre der Reformatoren ist immer eine fortgebildete und vervollkommnete Lehre der, freilich nicht bloß Lehre enthaltenden Bibel, vervollkommnet oder fortgebildet durch alle jene Mittel, welche, sollten sie auch nicht immer ganz recht angewandt sein, unsre Zeit so hoch zu schätzen vorgibt und wirklich schätzt. Zudem liegt die Vorstellungsweise der Reformatoren uns näher als die der Bibel, und auch um diese zu verstehen, müssen wir ja, nachdem wir den kindlichen, einfältigen Sinn dafür verloren haben, eben so viel ächte Bildung mitbringen oder eben so viel falsche ablegen, als um die Lehre der Reformatoren und die ächte Lehre der ganzen Kirche.

Ich habe also gesagt: daß religiöse Erwärmung, die uns Kindern der Verneinung so noth thue, nicht aus unsrer, sondern aus früherer, insbesondere aus der auch von den Protestanten selbst jetzt so verächtlich, so mit nüchternem, halbem Verstande

betrachteten Zeit der Reformation, als der letzten großen Epoche allgemeiner religiöser Begeisterung und Erhebung zu schöpfen sei. Können wir doch den Geist einer großen Vergangenheit überall, wie wir es ja auch mit Griechen und Römern thun, befruchtend auf uns wirken lassen, ob auch die Form, worin er lebendig war, nicht zu uns passe und nie wiederkehre.

Es versteht sich, daß wir nichts aus der christlichen Vergangenheit herübernehmen können, als was im Einklange mit der ächten Aufklärung stehe, oder daß wir Alles, was wir von da herübernehmen, der letztern unterzuordnen haben, indem aber die letztere zugleich von dem ächten religiösen Geiste der erstern durchdrungen werde.

Ehe wir dahin gekommen sind, wird an eine neue lutherische Reformation nicht zu denken sein; dann aber wird eine solche vereinen, was sie das erste Mal getrennt ließ.

So wie man gesagt hat, eine Reformation wie die lutherische thue uns noth, so hat man auch die Besorgniß ausgesprochen, daß wir von einer solcher bedroht seien; ich lese in einer kürzlich zu Frankfurt erschienenen Schrift eines bekannten Theologen: „In neuer Zeit wiederholen sich dem ruhigen und umsichtigen Beobachter alle Anzeigen und Erscheinungen, welche dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges vorausgingen". So wenig ich glaube, daß die alte Reformation schon ihre Wirkung verloren habe, und daß schon unsre Zeit ihr eine ebenbürtige Nachfolgerin geben könne, eben so wenig glaube ich auch an Gefahren wie die hier gefürchteten. Wir sehnen uns nach mehr Oeffentlichkeit und erschrecken vor der größern Oeffentlichkeit, die ohne Zuthun der Regierungen das Volk seinen Angelegenheiten gibt. Wir müssen uns aber, sowohl die Einzelnen, welche öffentlich hervortreten, als die Gesammtheit an etwas mehr Unruhe in unserm Leben gewöhnen, ohne deßhalb sogleich — denn so verzweifelt stehen unsre Sachen noch nicht und dazu sind wir denn doch wohl zu tüchtig — an religiöse Kriege und Revolutionen zu denken *).

*) Indem ich diese Stelle unverändert stehen lasse, bemerke ich ein für alle Mal, daß ich mich schon früher und bei mehr als einer Gelegenheit so wie oben ausgesprochen hatte, z. B. 1843 in meiner ersten Schrift zur Vertheidigung Jordan's (S. 68) gegen Schlosser. Wahrlich nicht daß ich die Gefahren verkannt hätte, die uns damals

Um zu zeigen, daß eine neue Reformation aller Wahrscheinlichkeit nach keinen so blutigen Ausgang nehmen werde, wie die lutherische, braucht man nur an die Verschiedenheit der Zeiten zu erinnern. Zur Zeit Luther's hatte das Papstthum, wenn es auch nicht mehr auf der Höhe seiner Macht stand, doch noch eine ganz andere Bedeutung, einen ganz andern politischen Einfluß als in unsern Tagen. Ueberhaupt waren damals Politik und Religion in ihren Einrichtungen und Interessen viel inniger verwachsen als jetzt, und wenn auch die Politik in ihren Bewegungen schon längst anfing von der Religion sich loszumachen, so ward diese dafür nur um so abhängiger von jener. Das ist aber bis zur Unkenntlichkeit anders geworden, und dieser Umstand kann bei einer nächsten Reformation die blutigen Kriege der vorigen in jene lebendige, aber friedliche Bewegung verwandeln, ohne welche eine großartige Veränderung weder möglich, noch wünschenswerth ist. Wenn die Regierungen eine neue Reformation, falls sie von ihr keine unmittelbaren politischen Vortheile erwarten, auch nicht wie die lutherische unterstützen sollten, so wird es doch eben so wenig in ihrem Interesse liegen, ihr wie der lutherischen ernstliche Hindernisse in den Weg zu legen; weil an diesen dann nicht die Reformation, sondern die Regierungen scheitern müßten.

Ein zweiter wesentlicher Unterschied zwischen Luther's und unsrer Zeit, der einer neuen Reformation einen ganz andern Charakter verleihen wird, liegt in der damaligen Unwissenheit und jetzigen Bildung des Volkes. Wie groß jene war, ist Jedem schon aus den lebhaften Aeußerungen Luther's darüber und aus seinen und seiner Gehülfen edeln und erfolgreichen Bemühungen sie zu heben bekannt. Den Werth der neuen Lehre als solcher wußten anfangs nur die Gebildeten zu schätzen, die Massen fielen

---

wie jetzt drohten, sondern weil ich mich denen widersetzen zu müssen glaubte, welche dieselben mehr oder weniger mit heraufbeschwören halfen. Ich bin mir zu sehr bewußt, allen berechtigten reformatorischen Bestrebungen in Staat und Kirche stets zugethan gewesen zu sein und halte den revolutionären Weg für Deutschland für zu verderblich, ungerechtfertigt und muthwillig, als daß ich ihn in irgend einer Weise je mitbetreten möchte. Aus diesem Grunde tadelte ich vor 1848 diejenigen, welche den Teufel an die Wand malten und das Volk mit dem Gedanken an ihn vertraut machten und aus demselben Grunde bin ich mir seitdem treu geblieben.

der Reformation um des unerschrockenen Kampfes willen bei, den sie gegen die ihnen so fühlbaren Bedrückungen und Mißbräuche des Papstthums unternahm. Diese waren so arg und die Erbitterung darüber so tief gewurzelt, daß ohne Luther's Dazwischenkunft die schlimmsten Folgen zu befürchten gewesen wären. Luther schrieb 1529 an den Kurfürsten Johann von Sachsen nach Speyer: „Alle Welt war der Geistlichen Mißbräuche müde und feind, daß zu besorgen war, wo Luthers Lehre nicht wäre dreingekommen, es wäre ein jämmerlich Verderben im deutschen Lande entstanden, denn man wollte die Mißbräuche nicht länger leiden und stracks eine Aenderung haben; so wollten die Geistlichen nicht weichen oder nachlassen, daß da kein Wehrens geweßt wäre. Es wäre eine unordige, gefährliche, stürmische Aenderung entstanden, wie sie der Münzer auch anfing; wo nicht eine beständige Lehre dazwischen gekommen wär."

Und heute, wo der Unterricht und die Bildung des Volkes so groß und allgemein sind wie früher die Bedrückungen und Anmaßungen der Geistlichkeit, würde zu einer großen Reformation eine „beständige Lehre" noch viel unentbehrlicher sein als damals, wo nur Wenige ihren wahren Werth zu schätzen wußten und die Mehrsten der Reformation aus Gründen beitraten, die gegenwärtig minder fühlbar sind, also auch nicht mit gleicher Stärke empfunden werden. Was demnach einst eine Reformation möglich und allgemein machen wird, das wird eben eine neue Lehre sein, aus der man sich jetzt so wenig macht, weil man ihre Möglichkeit noch nicht ahnt, weil wir also noch nicht reif dazu sind; diese neue Lehre wird ein von Tage zu Tage mehr empfundenes religiöses Bedürfniß befriedigen und zugleich der ächten, durch wahre Wissenschaft gewonnenen Aufklärung volle Rechnung tragen; ihr wird man um so allgemeiner beitreten, je allgemeiner Bildung und Einsicht sind und sein werden. So wird allein auf dauernde, auf wohlthätige Weise Deutschland in religiöser Hinsicht einig und von ausländischem Einfluß befreit werden. Bis dahin müssen wir diesen so oft ertragen, als wir so thöricht sein werden, seine erstorbene Kraft neu zu beleben oder uns ihn gefallen zu lassen.

Uebertraf zur Zeit Luther's die Geistlichkeit, wie niedrig sie im Allgemeinen vor der Reformation auch stand, doch das Volk an Einsicht, so ist dies Verhältniß jetzt ausgeglichen, oft selbst

umgekehrt. Wie das bei den Deutsch-Katholiken schon sehr richtig hervortritt, es wird die Kirche die Laien nicht wieder unterjochen, sondern eher von ihnen abhängig werden. Wenn schon an der ersten Reformation Laien wie Hutten und Pirkheimer nicht bloß mit dem Herzen, sondern auch mit dem Kopfe und der Feder Antheil nahmen, so ist es gar nicht unmöglich, daß bei einer zweiten die Luther und Melanchthon, die Zwingli und Oecolampadius Laien seien und Geistliche erst in zweiter Linie kommen.

Man ist noch weiter gegangen und hat sogar behauptet, daß auch wohl einmal etwas Großes ohne Hülfe großer Männer hervorgebracht werden könne; aber das ist wenn gleich nicht gegen die Geschichtschreiber, doch gegen die Geschichte. Es ist auch nur ein Lieblingsirrthum unsrer Zeit und nicht bloß jetzt von ernstern Männern, welche es doch nur auf die ihnen unbekannte Zukunft anwenden wollen, sondern schon früher von solchen vorgebracht, die ihm eine rückwirkende Kraft beilegten und es auf Christus anwandten, um diesen zu dem Maaße von Größe herabzudrücken, das sie selbst begriffen. Dieser ziemlich verbreitete Irrthum geht bei Vielen aus der krankhaften Begierde hervor, große Dinge zu erleben; sie haben nicht genug an einer bewegten, lebensvollen Zeit, in welcher Viele leise oder geräuschvoll zu Einem Ziele wirken können, sondern sie wollen schon wieder Umgestaltungen durch große Männer wie Bonaparte, die doch nur alle tausend Jahre Einmal kommen, oder durch die Massen, durch welche allerdings große Veränderungen vorbereitet, aber nicht ausgeführt oder geleitet werden; diese Ausführungen müßten denn durch Revolutionen geschehen, die man auch schon ohne alle Noth wieder vor uns sieht.

Die Masse kann wie in unsrer Zeit einsichtig, sie kann wie einst zu Athen souverän und der Souveränetät auch würdig sein; dennoch bedarf sie um Großes zu verrichten der Themistokles, Aristides und Perikles zu ihrer Leitung, und Einer, der nicht mehr Einsicht hat als Viele oder so viel Leichtsinn wie Alle stürzt sie gleich wie Kleon und Alcibiades die Athener nur in Unglück. Zudem hat alle Einsicht noch in niemandem ein Talent, geschweige eine schaffende Kraft hervorgebracht, wie sie Gott, Natur und Zeit dem großen Philosophen, Dichter und Staatsmanne und gewiß auch dem von allen dreien unterschiedenen, ja die Gaben

aller drei in sich vereinigenden Religionsstifter und großen Reformator verleiht. Es können zwanzig Männer den Geist, die Kenntnisse und das ernste Streben eines Göthe oder Lessing haben, ohne das angeborne Talent oder Genie beider werden sie nie etwas ausrichten wie jene. Die Athener zeigten ihre große Bildung nicht dadurch, daß sie alle gleichviel gelten und bewirken wollten, sondern daß sie trotz dem Gefühle ihrer Würde, trotz dem starken Bewußtsein ihrer Souveränetät, trotz ihrer Freiheit und bekannten Neigung zum Gegentheile dennoch ihren großen Männern folgten, sich ihnen unterordneten. Nicht darin zeigen sich Völker groß, daß sie das Große selbst thun wollen — denn auch Revolutionen gewinnen nur durch große Männer einen segensvollen Ausgang — sondern darin, daß sie es anerkennen, unterstützen, geschehen lassen. Also ist das Große in einem Volke allerdings nur durch das Volk möglich und Niemand sollte sagen, daß etwas für das Volk anders als durch dasselbe geschehen müsse. Aber wie selbst das beste Heer ohne einen guten Feldherrn (und umgekehrt der beste Feldherr mit einem schlechten Heere) nichts ausrichten kann, so ist es in allen Beziehungen auch mit dem Volke; das Volk ist der Stoff, welcher ohne die schaffenden und ordnenden Männer, ohne welchen diese nichts oder wenig sind und können. Ebenso erscheinen wenn in einem Volke und durch ein Volk Großes geschehen soll die Männer, welche bestimmt sind es auszuführen, nicht eher als bis die Zeit dazu gekommen, als bis die Saat reif ist.

Ein süddeutscher Geschichtsgelehrter sagte vor ganz Kurzem: „Wer es vermögen sollte, das was uns die religiösen Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts für unsre Gemüthsbildung und die literarischen des achtzehnten für unsre Geisteskultur eingetragen haben in ein höheres einheitliches Werk zu verschmelzen, wo das protestantische Christenthum durchdrungen erschiene von der ganzen Bildungshöhe dieses achtzehnten Jahrhunderts, und wer es vermögen sollte dieses so geeinigte Werk dann in eine noch höhere Gemeinschaft zu bringen mit dem, was die nächste und höchste Aufgabe unsrer Geschichte ist, mit den politischen Bestrebungen dieser Zeit, ein solcher Mann müßte von Gott wunderbar begabt auf einen deutschen Thron geschickt werden, oder es muß dies

Werk der überwältigenden Macht überlassen bleiben, die in der Ueberzeugung der Vielen liegt."

Wir haben dagegen gezeigt, daß zu einem solchen Werke, welches natürlich nur mittelbar von politischen Folgen sein könnte, Beide, die Vielen und der Eine, nöthig sind. Daß dieser Eine ein Fürst sein werde, sollte niemand vorher wissen und sagen wollen. Wenn es bei Gervinus weiter heißt: „Ein einzelner Mann werde jenes Werk schwerlich vollbringen", so wird ein einzelner das ja auch gar nicht nöthig haben; denn dem größten Manne fehlt es nie an großen, die sich neben ihn stellen.

Will man etwas vorschnell aus einer Zeit, wo Alles erst im Werden ist, geschichtliche End-Wahrheiten ableiten, die auf alle Vergangenheit unanwendbar sind, so müssen wir nach unsern Ansichten von unsrer Zeit es für ganz unmöglich erklären, daß sich bedeutende Männer an die Spitze der deutsch-katholischen Bewegung stellten; wäre aber unsre Zeit so reif zu einer Reformation, als sie es nicht ist, so würde jene Bewegung als eine große und allgemeine Reform, zu der man sie erhoben hat, eben so gewiß an ihrem Mangel an großen Männern scheitern.

Ueberhaupt scheint mir das Irrige, was über den Deutsch-Katholicismus vorgebracht wird, daher zu rühren, daß man in ihm nicht mit Klarheit eine Vorbereitung und Vorbedeutung der Zukunft, sondern schon diese selbst begrüßen, ihn nicht als das, was er ist und sein kann, sondern so wie man ihn wünscht ansehen will. Daher selbst die vom geschichtlichen Standpunkte aus laut gewordene Warnung, den rechten Augenblick nicht zu versäumen, der vielleicht niemals wiederkehre; weil die Geschichte offenbare, wie oft etwas durch Versäumung des rechten Augenblickes unwiederbringlich verloren gegangen sei. Aber könnte man nicht, falls man einmal Wahrscheinlichkeiten zu Geschichte machen will, eben so gut sagen: diese zeige, wie oft durch Voreiligkeit der rechte Augenblick verhindert sei je zu erscheinen? Ich zwar sage weder dieses, noch jenes, sondern glaube, daß alles was stark und vernunftgemäß genug ist, um die Herrschaft der Nothwendigkeit zu vertragen, durch diese dafür gegen die Gewalt des Zufalles geschützt sei. Wo aber der Zufall regiert, da ist jeder Besitz so unsicher, als jeder Erwerb ungewiß. —

Als der Deutsch-Katholicismus zuerst in's Leben trat, wäre

es Verrath an sich selbst gewesen, wenn ein Protestant und obendrein ein freisinniger Protestant diejenigen hätte tadeln wollen, welche jetzt thaten, was seine Voreltern vor Jahrhunderten gethan hatten; Verrath an dem Geiste der Zeit und dem gemeinschaftlichen Vaterlande, zu tadeln, daß sie sich von einem Zwange frei machten, den die Zeit nicht verträgt und der als ein ausländischer im Katholiken den Deutschen überhaupt verletzt.

Auf der andern Seite wäre es leichtfertig gewesen, nicht ein wenig abwarten zu wollen, ob sich der Deutsch-Katholicismus auch durch sich selbst des Beifalles, der ihm gezollt wurde, würdig zeigen werde; und Männern, welche den verschlossenen Schrein des Herzens für das größte Heiligthum der Religion halten und ihre innere Ueberzeugung nicht leicht auf dem lauten Markte des Lebens offen legen, stand es gewiß wohl an, der Entwickelung der neuen Erscheinung für's Erste bloß zuzusehen.

Aus diesem ruhigen Gleichgewichte, in welchem sie Beifall zollen zu können wünschten und ihren Tadel zurückhielten, wurden sie — und wer nicht mit ihnen? — durch all das Unpassende aufgeschreckt, was sich an das Auftreten Ronge's und seiner unglücklich gewählten Begleitung in dieser Gegend anknüpfte. Indessen hat sich's seitdem wohl aufgeklärt, daß die verletzenden „Straßentumulte und Streifzüge nach dem Communismus hin", wie Herr Gervinus sie tadelnd nannte, weniger von den Deutsch-Katholiken beabsichtigt, als von der Masse der Protestanten und selbst neugieriger Katholiken herbeigeführt sein mochten, und daß Ronge doch zu gutartig ist, um die Rolle eines Reformators weiter zu führen, als er dazu angespornt wird. Wenn also er und einige seiner Amtsbrüder nicht den Maßstab zur Beurtheilung des Deutsch-Katholicismus für uns abgeben dürfen, wie das von dem genannten Schriftsteller schön verlangt wird, so ist es auch wohl gerecht, sie selbst mit Billigkeit zu beurtheilen und nicht für Alles, was sie thaten und mit sich thun ließen, verantwortlich zu machen. Wenden wir also von den Personen unsere Blicke auf die Sache zurück.

Wenn ich im Eingange dieser Schrift die zwiefache Behauptung aussprach: daß der Buchstabe der Kirchenlehre nie wieder seine alte Geltung im Volke erlangen werde, und daß sie dennoch geistreicher und gehaltvoller sei, als der Buchstabe desjenigen, was

wir schon an ihre Stelle setzen könnten, so folgt daraus auch zwiefach: **erstens**, daß die alte Kirchenlehre oder die Lehre der Reformatoren, falls unsere Zustände gesund und gediegen sind, noch in zu vielen Gemüthern, wenn auch auf mehr oder weniger bedingte Weise ihre Wurzeln haben müsse, um so leicht gegen etwas Neues aufgegeben zu werden; daß also die Meinung derer irrig sei, welche hoffen und wünschen, der Deutsch-Katholicismus werde alle Confessionen umfassen und zu einer allgemeinen Reformation werden.

Man mache diese Ansicht nur geltend, man bestrebe sich damit nur, die Lichtfreunde in der protestantischen Kirche zu einem ähnlichen Schritte anzuspornen wie die Deutsch-Katholiken und dadurch zu einer Vereinigung mit diesen zu verleiten, so wird man bald erleben, daß gleich der Partei der evangelischen Kirchenzeitung sich auch die große Zahl der strengen, aber stillen und redlichen, und die größere der gemäßigten Orthodoxen nicht nur gegen die Lichtfreunde, sondern auch gegen die Deutsch-Katholiken erheben, ja daß selbst alle tiefern Rationalisten, die den letztern bis jetzt nur zögernd und bedingt ihren Beifall schenkten, sie dann ihren Feinden überlassen werden. Auch ist zu bezweifeln, ob die protestantischen Regierungen alsdann selbst wenn sie wollten die Deutsch-Katholiken nur auch wie bisher gewähren lassen könnten. Noch sieht man zwar um ihrer Feinde, um der Partei der evangelischen Kirchenzeitung willen die Lichtfreunde in der protestantischen Kirche von der öffentlichen Meinung theils getragen, theils nicht oder nur gelinde angefochten, aber sie dürften sich wie gesagt nur einfallen lassen, statt wie bisher dem Treiben der Hengstenbergischen Partei zu widerstehen sich von der protestantischen Kirche lossagen und, bei der Gleichheit der innern Ueberzeugung den Deutsch-Katholicismus verstärken zu wollen, so würde die Partei der evangelischen Kirchenzeitung, deren Begünstigung die Lichtfreunde an's Licht gerufen oder doch mächtig gemacht hat, gar bald vor würdigern Gegnern in den Hintergrund treten. Denn diese Partei, wie lästig sie auch augenblicklich ist, wird gehen wie sie kam und hat nicht die Macht der papistischen, der sie entspricht, in der katholischen Kirche; die Lichtfreunde haben also weder in den Augen Anderer, noch vor ihrem eignen Gewissen eine äußere Berechtigung, sich von der evangelischen Kirche zu

trennen, wie die Deutsch-Katholiken hatten, sich von der katholischen Kirche loszusagen, und alle Mängel, welche bei den letztern Entschuldigung und Nachsicht finden, würden eine Lossagung der Lichtfreunde von ihrer Kirche schwerer mit dem auch schon den Deutsch-Katholiken gemachten Vorwurfe belasten, einer künftigen Reformation die Kraft entzogen und um das eigne Lichtlein recht hoch zu stellen auf der andern Seite so viel größere orthodoxe Schroffheit und Finsterniß hervorgerufen zu haben; da sich vielmehr das Licht des Rationalismus und die Wärme und Tiefe des alten Glaubens in der protestantischen Kirche allmählig ergänzen und durchdringen sollen.

Der Leser erkennt, wo ich hinaus will und was zweitens aus meiner zwiefachen Behauptung folge. Wenn nämlich das Werk und die Lehre der alten weltgeschichtlichen Reformation von und in unsrer Zeit noch nicht ersetzt werden kann und doch keine vollkommne Befriedigung Aller mehr gewährt, so darf der Protestant, wenigstens der freisinnige, es nicht mit scheelen Augen ansehen, wenn im Deutsch-Katholicismus zuerst eine Lehre sich als die kirchliche, als die Lehre der Gemeinde geltend macht, welche gerade im deutschen Protestantismus entstanden ist und hier eine solche Verbreitung erlangt hat, daß die Duldung, die er ihr gewährt, fast der kirchlichen Geltung der Orthodoxie in ihm gleich kommt.

Diese Lehre ist die rationalistische und die rationalistische Lehre ist eben die kirchliche Lehre des Deutch-Katholicismus, deren Mangel ihm bisher irrthümlich und mit Unrecht vorgeworfen wurde. Aus dieser Wahrheit folgen nun für die Charakteristik und zur Erklärung der deutsch-katholischen Bewegung die wichtigsten Sätze.

Diese konnte nur da um sich greifen, wo der Rationalismus in der Kirche offen neben der orthodoxen Lehre hergeht und im Allgemeinen mit gleicher Freiheit wie diese in Schulen, von Lehrstühlen und Kanzeln verkündigt wird. Die Deutsch-Katholiken brauchten nur das, was im Protestantismus neben der Orthodoxie bestand, allein auf den Thron zu heben, um des Beifalles und der Unterstützung einer großen protestantischen Partei und von Seiten der orthodoxen Protestanten wenigstens der Duldung gewiß zu sein,

welche diese sie mögen wollen oder nicht den Rationalisten angedeihen lassen.

Was dem protestantischen Rationalisten schwer fällt, sich von seiner Kirche zu trennen, wird dem katholischen um so leichter. Dieser hat auch äußerlich von seiner Kirche nichts mehr zu hoffen, von der er innerlich losgelöst ist; der protestantische Rationalist dagegen beruft sich für seine Ansicht auf das Princip der evangelischen Kirche und macht wenn es verlangt wird Luther selbst zum Rationalisten. Wozu sollte er daher aus einer Kirche, die er nicht als eine ihm fremde betrachten darf, scheiden, so lange er sich mit ihr selbst zu vervollkommnen hoffen kann, so lange er in ihr nicht nur in der Breite, sondern auch in der Tiefe, deren er noch in so hohem Grade bedarf, gewinnen zu können sieht. Er würde ja seinen Posten verlassen, sein Recht aufgeben und seiner Sache schaden, wenn er schiede.

Ebensowenig kann er aber wünschen, und er scheint dies wohl zu erkennen, daß die Deutsch-Katholiken zum Protestantismus übergehen möchten, denn hier könnten und würden sie ihn theilweise dadurch schwächen, daß sie auch seine Gegner, die Orthodoxen, verstärkten. Aber neben ihm und mitten unter die Protestanten gesäet bleiben sie ihm gewiß. Geistig seine Kinder wie leiblich der katholischen Kirche, verehren sie von dieser getrennt jetzt nur ihn noch als ihren Vater, und wie er schon einer ihrer Erzeuger war, so bleibt er ihr alleiniger Ernährer und was er erwirbt, erwirbt er für sie mit. Also ist was die Lehre betrifft für den Deutsch-Katholicismus in Gegenwart und Zukunft durch den Protestantismus gesorgt.

Durch seine Anhänglichkeit an die rationalistische Lehre hat jener auch eine so starke religiöse Ueberzeugung an den Tag gelegt, als ihm in unsern Tagen nur immer möglich war, und indem er sich durch Czerski's Opposition nicht darin stören ließ, ist er einem sehr richtigen Tacte gefolgt. Als supernaturalistische Kirche wäre er wohl der orthodoxen Partei im Protestantismus erwünschter gewesen, aber hätte sich von dieser keiner gleichen Unterstützung und Ermunterung zu versehen gehabt, wie von der freisinnigen. Denn die orthodoxe Partei ist als conservative nicht berufen zu schaffen und zu erweitern, sondern zu erhalten; sie sorgt und soll sorgen, daß Altes nicht weggeworfen werde, bevor es durch Neues

ersetzt sei, was ihm an innerm Werthe vollkommen gleiche. Wird erst der aus der Verneinung geborne Rationalismus so innig und geistvoll sein, als der alte Glaube einmal war, so werden Orthodoxe und Rationalisten zusammenfallen und die Welt dann auf dem rationellen Standpunkte so tief aus dem Christenthume schöpfen, als früher auf dem supernaturalistischen. Wollte, wiederhol' ich, der Rationalismus vor diesem Zeitpunkte aus der protestantischen Kirche scheiden, so würde er dadurch nicht nur als Selbstling handeln, sondern auch seine eigne Erfüllung verhindern. Die Deutsch-Katholiken aber haben wie gesagt mit einem richtigen Gefühle ihr Geschick an das des protestantischen Rationalismus geknüpft; denn der Deutsch-Katholicismus will wachsen, nicht abnehmen, und hat sich daher mit Recht an das Werdende, nicht an das Vergehende und Abnehmende angeschlossen.

Also wird auch einmal das erste Stadium der Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche Deutschlands in der Verbindung der Deutsch-Katholiken und Protestanten bestehen. Wie und wann die katholische Kirche sich dieser Verbindung anschließen werde, läßt sich nicht voraussagen. Gewiß ist, daß die neue Lehre sich im Allgemeinen in den rein und reiner katholischen Ländern Deutschlands erst dann Geltung verschaffen kann, wenn sie in sich so kräftig sein wird, um der äußern Ermunterung und Hülfe nicht zu bedürfen, deren sie jetzt mitten unter Protestanten genießt und ohne welche sie sich nicht als Kirche hätte gestalten können.

Dieser Zeitpunkt ist aber noch nicht gekommen, und dem Deutsch-Katholicismus etwas von seiner Bedeutung nehmen, weil er für's Erste, vielleicht noch für lange nur in kleinen Gränzen, nur in Ländern gemischter Bevölkerung, nur unter protestantischen Regierungen möglich und wünschenswerth ist, das heißt die ganze Sache zu sehr nach Gesichtspunkten beurtheilen, die wenn auch noch so wichtig, doch der Religion immer nur äußerlich sind. —

Nachdem wir den Gegenstand, von welchem wir reden, nach allen Seiten erwogen hatten, hat es dem Deutsch-Katholicismus in unsern Augen also nicht geschadet, daß wir ihn bei ungemischterer katholischer Bevölkerung, auch wo diese unter protestantischen Regierungen steht, geschweige in rein katholischen Ländern und unter katholischen Regierungen, noch keinen Eingang finden

sehen; ja wir haben, ohne dadurch ungünstiger für ihn gestimmt zu werden, die Meinung, für welche wir uns auf die unter katholischen Regierungen stehenden Länder gemischter Bevölkerung berufen können, daß er gegen den Willen der protestantischen Regierungen nirgends hätte aufkommen können, d. h. mit andern Worten, daß ihm die innere Kraft und Wärme gefehlt haben würden, um die protestantischen Regierungen zu bestimmen, von einer entschiedenen Ungunst, wenn sie ihm eine solche bewiesen hätten, umzulenken. Dies liegt an unserer Zeit und ist kein Vorwurf für den Deutsch-Katholicismus, der an dieser Klippe nicht scheitern konnte, weil jeder protestantische deutsche Fürst, der ihn mit Gewalt unterdrückt oder zurückgehalten hätte, sich, wie auch in einem Falle schon geschehen ist, der übelsten Nachrede ausgesetzt haben würde. Also ist der Deutsch-Katholicismus auch von dieser Seite dem Protestantismus in den protestantischen Fürsten und Regierungen zu Danke verpflichtet und muß sich stets bemühen, durch sein Betragen an den Tag zu legen, daß er dessen eingedenk sei.

Was die rein und reiner katholischen Lande betrifft, so hatten diese weder wie die mit Protestanten zusammenlebenden Deutsch-Katholiken den erneuerten mittelalterlichen Druck, wie er von der papistischen undeutschen Geistlichkeit besonders in Beziehung auf gemischte Ehen geübt wurde, zu empfinden, noch hat der Protestantismus dort eine Aufklärung hervorrufen können, welche bei allem Verneinen doch noch am Christenthume und der Kirche festhält. Es wäre also nicht einmal wünschenswerth, auch wenn es äußerlich möglich wäre, daß hier die katholische Kirche geschwächt würde; wenigstens sollte niemand den Beifall, den er dem Deutsch-Katholicismus zollen wolle, davon abhängig machen, daß dieser auch den Rhein, Baiern, das badische Oberland u. s. w. erst ergriffe *). Für diese Länder ist wie für die Protestanten selbst das was sich gestalten wird, eine allgemeine Deutschland zu religiöser Einheit erhebende Reformation eher zu verzögern, als zu übereilen, und jedesfalls noch besser vorzubereiten, als bisher schon geschehen. Es muß zu dem Zwecke dahin getrachtet werden, daß die gemeinsame deutsche Bildung und Wissenschaft immer all-

---

*) Gervinus, Mission der Deutsch-Katholiken, S. 88.

gemeiner und eine protestantische und katholische Trennung in ihr von Tage zu Tage unmerklicher werde. Ferner ist zwischen den papistischen und mittelalterlichen Lehren und Bestrebungen innerhalb der katholischen Kirche, welche die Mehrzahl nicht nur der Protestanten, sondern auch der Katholiken gegen sich haben, und dem reinen Katholicismus wohl zu unterscheiden und weniger was diesen vom Protestantismus trenne, als was beide vereinige, beiden gemeinsam sei hervorzuheben und geltend zu machen; damit Katholiken und Protestanten sich nicht nur ihrer Vorzüge, sondern auch ihrer Mängel als gemeinsamer bewußt werden und so die Ueberzeugung gewinnen und ihr gemäß handeln, daß sie Einen Zweck der Vervollkommnung und Verbesserung haben.

Vergessen wir so nicht, was die Gegenwart vermöge, was der Zukunft vorbehalten sei, so werden wir die Frucht gegenwärtiger Blüthe nicht verlieren und das ferne Ziel sicher erreichen. Dazu wird es auch nicht schaden, wenn wir in den nächsten Jahren, nachdem der Strom der deutsch-katholischen Bewegung sein ruhiges Bette gefunden haben wird, jenes Ziel scheinbar vergessen und statt dessen andre Dinge treiben sollten, die uns nicht minder noth thun. Eines wie das Andre wird die Zeit reifen, und unsre Enkel, denen wir lieber einen festen Willen, denn ein übereiltes Machwerk als Erbtheil überliefern wollen, werden Jedes da wieder aufnehmen, wo wir es gelassen haben. —

Mit dem Obigen glaube ich nun Alles gesagt zu haben, was mir eben jetzt in Beziehung auf den Deutsch-Katholicismus und unsre religiösen Zustände überhaupt in besonderm Grade beachtenswerth zu sein schien. Das Verhältniß der Deutsch-Katholiken zu den Protestanten legt diesen die auch von Anfang an von ihnen gefühlte und trefflich bethätigte Verpflichtung auf, jenen hülfreich unter die Arme zu greifen. Bloß insofern sollten beide den Eifer für die junge Sache mäßigen, daß er nicht in Verfolgungssucht gegen Andersdenkende, z. B. gegen orthodoxe Widersacher ausarte; denn diese müssen das Recht haben, auch im Deutsch-Katholicismus ihren Gegner, den Rationalismus, zu bekämpfen. Man sollte also um der guten Sache selbst willen der Aufregung der Menge steuern, die ihnen, wie schon auf sehr ungehörige Weise versucht wurde, ein solches Recht schmälern will.

Duldung gegen Andersdenkende gehört ja zu den ausgesprochensten Grundsätzen der Deutsch-Katholiken; sie und ihre Freunde sollten diese also auch gegen diejenigen üben, denen ihr ausschließlicher Standpunkt die Tugend der Duldsamkeit erschwert; die Unduldsamkeit sollten sie den protestantischen Rationalisten überlassen, welche im Kampfe mit den Supernaturalisten und Pietisten schon so oft die schönsten Proben davon abgelegt haben und, zu ihrer Entschuldigung sei es gesagt, derselben vielleicht als Nothwehr nicht entbehren können.

Aechte Duldsamkeit oder, wenn uns das fremde Wort geläufiger ist, Toleranz nach allen Seiten ist die herrliche Eigenschaft wahrer, ungeschminkter Freisinnigkeit. Möchte der Deutsch-Katholicismus, den die Gunst der Zeit mit so kleiner Mühe der Menschen in's Leben gerufen hat, der nicht wie der Protestantismus und Katholicismus in sich zerrissen sein wird, beiden für alles was er ihnen dankt das große Beispiel der Duldsamkeit geben; möchte diese das Positive sein, was er uns nicht bloß mit Worten, sondern durch die That bringe, damit er so für das Viele und Kleine, was wir ihm geben, uns mit Wenigem, aber Großem vergelte.

Lehren die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche eben so den Glauben an einen Teufel, als sie den Glauben an Gott lehren?

1.

(**Frankfurt a. M.,** 22. Oct.) (in Nr. 295. des Frankfurter Journals von 1845.) Die „Evangelische Kirchenzeitung" bringt in ihrer Nummer vom 18. October aus der Feder ihres Herausgebers den Anfang einer Erwiederung auf den bekannten Berliner Protest der 87 vom 15. August. Herr Hengstenberg richtet seinen Angriff hauptsächlich auf die Schleiermacherianer, weil die Unterzeichner des Protestes zum größern Theile Schüler Schleiermacher's sind. Er sagt: „diese hätten sich seit dem Hinscheiden ihres Meisters, dessen bedeutende Persönlichkeit während seines Lebens ihre Flügel über sie gebreitet, in bedrängter Lage befunden; sie hätten, besonders in Berlin, bedeutende Tradition kirchlicher Herrschaft ihrer Richtung und doch nur ziemlich geringe Mittel gehabt, diese Herrschaft zu behaupten und zu erneuern." Er rühmt sich verständlich genug, daß der Einfluß Schleiermacher's, wenn auch nicht als Erbschaft von diesem, auf ihn übergegangen sei, daß er die Mittel, die den Andern fehlten, besessen habe, um die kirchliche Herrschaft an sich zu ziehen. Dies spricht er auf folgende Weise aus: „Die Hauptursache der steigenden Erregung sei darin zu suchen, das jene Schleiermacherianer — den Stecken der kirchlichen Gesinnung grünen gefunden hätten, während der ihrige dürre geblieben, daß die Zahl der Geistlichen der kirchlichen Richtung in rascher Zunahme begriffen gewesen wäre", d. h., daß Herr Hengstenberg mächtig genug geworden, um nur Schüler von ihm, nur Männer seiner Richtung in kirchliche und theologische Aemter zu bringen. Wäre dies wahr, so würde der ganze Streit zwischen der „Evangelischen Kirchenzeitung" und den Unterzeichnern des Protestes aus Verdruß über verlornen Einfluß auf der einen Seite und aus einer schon mehr in jener Kirchenzeitung hervorgetretenen Freude über erlangten Einfluß auf der andern

entstanden sein, aber die Unterzeichner des Protestes hätten dann wenigstens vor Herrn Hengstenberg voraus, daß sie mit Recht beklagten, die Geltung eines Geistes wie Schleiermacher auf ihn übergetragen zu sehen.

Daß er sich dem Kampfe mit Schleiermacher selbst, der ihn nie berücksichtigte, nicht gewachsen gefühlt habe, gibt Herr Hengstenberg wie es scheint zu, denn er sagt: „Gegen Schleiermacher selbst haben die kirchlich Gesinnten (so nennt er die Evangelische Kirchenzeitung) in lebhafter Anerkennung seiner Verdienste stets die schonendsten Rücksichten beobachtet. Der einzige gegen ihn gerichtete Aufsatz der Evangelischen Kirchenzeitung (so nennt er die kirchlich Gesinnten), der freilich wie der Herausgeber bald nachher offen erklärte in der Form schärfer ausfiel, als er (nämlich der ihn verfassende Herausgeber) gewünscht hatte" u. s. w.

Aber was damals noch voreilig gewesen war, ist nach Herrn Hengstenberg's Meinung jetzt an der Zeit, die Schwingen sind ihm gewachsen, Nichts will er in der Kirche mehr neben sich dulden und der Augenblick der Entscheidung, den er wie er sagt längst herannahen sah, ist jetzt da. So geht er denn nach einem leichten Scharmützel gegen einige Schleiermacherianer, die er in Hoffnung ihrer Besserung „bis zu dem diesjährigen Vorworte der Ev. K.-Z." gleichfalls noch geschont haben will, mit unerschrockenem Muthe dem todten Löwen selbst zu Leibe, alle „lebhafte Anerkennung der Verdienste Schleiermacher's" ist auf einmal verwischt und er weist aus dessen Schriften nach, daß seine Lehre eitel rationalistisch sei. Dies ist um so bedeutungsvoller, als er zugleich sagt: „Selbst bei so weit gehenden Abweichungen von den kirchlichen Bekenntnißschriften, wie z. B. die der Schleiermacher'schen Schule sind, ist der Ev. K.-Z. nie ein Gedanke daran gekommen, die Handhabung des Bekenntnisses als Pflicht der Behörde darzustellen. Es ist dies nur geschehen, wo die Leugnung der Grundwahrheiten der Kirche bis zum Alleräußersten fortgeschritten war, bei Männern wie Gesenius, Wegscheider, Wislicenus." Diesen scheint er demnach jetzt auch Schleiermacher beizuzählen und den Schülern des letztern kann es übel ergehen, wenn die „Behörde" thut, was Herr H. ihr nun endlich zur Pflicht macht. Merkwürdig ist, daß er nichtsdestoweniger ganz offen erklärt: „die Stellung der Ev. K.-Z. zu den Bekenntnißschriften überhaupt und nament-

lich zu der Augsburgischen Konfession sei stets eine **liberale** gewesen."

Daß dieser Liberalismus der Ev. K.-Z. aber nicht dem Lichte dienen solle, wird man ihrem Herausgeber hoffentlich zutrauen. Noch in seinem vorliegenden Aufsatze macht er „die Lehre vom Satan" gegen Schleiermacher geltend, nach dessen Theorie von der Sünde „ein absolut böses Wesen" nicht gedacht werden könne. Bekanntlich verwirft aber auch die Augsburgische Konfession mit der ganzen Kirche die Lehre vom Teufel, indem sie **Pars I, Articulus I** sagt: **Damnant (Ecclesiae apud nos) omnes haereses contra hunc articulum exortas, ut Manichaeos qui duo principia ponebant, bonum et malum cet,** d. h.: Die evangelische Kirche verwirft alle im Gegensatz zu diesem Artikel entstandenen Secten, wie die Manichäer, welche **zwei** Grundwesen („absolute Wesen") annehmen, ein gutes (Gott) und ein böses (den Teufel oder das „absolute böse Wesen" der Ev. K.-Z.). Wie wohl thäten wir demnach doch, wenn wir, um vor der „Evangelischen Kirchenzeitung" und ihrer drohenden „Stellung" geschützt zu bleiben, Bekenntnißschriften nicht zu niedrig anschlagen wollten, welche wir von so hellen Männern als Luther und Melanchthon haben.

(**Frankfurt a. M.,** 31. October) (in Nr. 305. des Frankf. Journ. von 1845). Als ich am Schlusse einiger Worte in Nr. 295. dieser Zeitung behauptete, der Hengstenbergische Glaube an den Teufel sei ein unkirchlicher und unevangelischer, wollte ich durch diese Behauptung, welche auf den besten Gründen beruht, den Unkundigen nur andeuten, daß die symbolischen Bücher unsrer Kirche nicht das enthalten, was die geistlose Auffassung derselben Seitens der Partei der „Evangelischen Kirchenzeitung" sowohl, als der „protestantischen Freunde" darin finden will. Stellt man, um nur einige Beispiele anzuführen, in unsern symbolischen Büchern dasjenige, was aus den Anfängen der christlichen Kirche herrührt, wie die **tria symbola catholica** *), an **den** Platz, der ihm nach einer geläuterten Auslegung der erst durch die Reformation für die Welt fruchtbar gemachten Bibel zukommt; ordnet man die

---

*) Das Apostolische, Nicänische und Athanasianische.

ihrer Zeit unter heftigem Widerspruch und durch gewaltthätige Mittel aufgedrungene Concordienformel nur der Augsburgischen Konfession und ihrer Apologie gebührend unter und schätzt den letztern auch Luther's großen und kleinen Katechismus, so bedeutend beide als populäre Schriften auch waren, doch als symbolische Bücher nicht gleich, so wird jeder Aufgeklärte, der die Aufklärung nur nicht in der Oberflächlichkeit sucht, eine tiefe religiöse Ansicht in ihnen finden. Freilich muß er sich auch darin als aufgeklärten Mann zeigen, daß er das Alter ehre, daß er an dem Gewande, worin jene Schriften vor uns treten, oder an der Vorstellungsweise und Sprache keinen Anstoß nehme, worin ihre Verfasser zu uns reden, und die damals anders als jetzt waren. Vermag er das nicht über sich, wie es denn die „protestantischen Freunde" nicht über sich vermögen, so ist er freilich noch nicht gebildet genug, um schon aufgeklärt zu sein; gerade wie der sogenannte Orthodoxe, der den Geist der symbolischen Bücher nicht zu erkennen vermag und darum ihren Buchstaben verkennt, noch nicht aufgeklärt genug ist, um schon gebildet zu sein. Ich bin daher auch fest überzeugt, daß jeder freisinnige und besonnene Mann, wie sehr er sich auch über ein neu erwachtes religiöses Interesse freue, eben so sehr dem Schwindel steuern helfen müsse, der ohne ein festes Ziel oder ohne die Mittel zu einem solchen ist. Oder wäre es kein Schwindel, wenn Herr Hengstenberg zwar von einer „kirchlichen Lehre" spricht, und unter der „Partei der Evangelischen Kirchenzeitung" diejenigen verstanden wissen will, „welche an dem Bekenntnisse der Kirche festhalten", und doch nicht etwa bloß sagt, denn dies ist vernünftig: „die Evangel. Kirchenzeitung habe zu dem Buchstaben der Bekenntnißschriften immer eine freie Stellung eingenommen, sie habe immer nur für die Substanz derselben gestritten", sondern sich nicht scheut auszusprechen: „die Augsburgische Konfession möge ihretwegen" (der Anhänger der Evangel. Kirchenztg. wegen) „untergehen, werde von ihnen außer im Dienste der Kirche kaum mehr angesehen"? Ist es so nicht erklärlich, warum die „Partei der Evangel. Kirchenzeitung" dasjenige, was sie sich als Partei und außerhalb des kirchlichen Dienstes als kirchliche Lehre eingebildet hat, mit der Heftigkeit des Fanatimus geltend macht, warum sie mit päpstischer Anmaßung auftritt und sich, wie auch wieder in ihrer vorliegenden Erwiederung

auf den Protest vom 15. August geschieht, für ihr Thun auf Luther, ja auf Christus selbst beruft? Hat sie doch, wie Hr. Hengstenberg sagt, „das Bekenntniß der Kirche an den einigen Prüfstein, die heilige Schrift gehalten und es probehaltig gefunden"; hat sie also doch, da sie die Augsburgische Konfession „kaum mehr ansieht", sich aus der Bibel, wie sie dieselbe versteht, eine Lehre zusammengesetzt, welche wir uns nun als die kirchliche von ihr gefallen lassen sollen! Beruft Hr. Hengstenberg sich doch auch für seine Lehre vom Teufel auf die Bibel und den Professor Twesten! Wird aber der Bibel ein solches normatives Ansehen für den kirchlichen Glauben beigelegt, so hört jede besondere Grundlage der evangelischen Kirche auf, und die Kluft zwischen uns und den Katholiken, von welchen die Reformation uns eben durch die Augsburgische Konfession nicht weiter als nöthig trennen wollte, wird endlich ganz unausfüllbar werden, unter uns Protestanten aber werden eine Menge wunderlicher Secten entstehen, deren jetzt schon zwei, die Hengstenbergische und die Lichtfreunde, welche letztern man dazu drängen will, nahe daran sind, sich von der Augsburgischen Konfession loszusagen. Dann wird sich auch unsre Kraft in geistiger Beziehung so zersplittern wie in politischer und was wenigstens jetzt zu Deutschlands weltgeschichtlicher Größe gehört: höchste erlaubte Freiheit in Glaubenssachen ohne Frivolität und Unglauben, wird dann mit deutschem Tiefsinne, deutschem Gemüthe Abschied von uns nehmen. Dieses Alles würde wenigstens für noch lange Zeit unter der Aegide der alten evangelischen Kirche besser erhalten werden, als unter dem Papstthume des Hrn. Hengstenberg und seiner Partei, als unter dem Zepter der Vernunft der „protestantischen Freunde", die wir beide unter uns dulden wollen, die aber beide unsrer Freiheit bald ein Ende machen würden, wenn wir sie herrschen und gewähren ließen.

In derselben Nummer des Frankfurter Journals, welche den letzten Aufsatz brachte, stand folgende Erwiederung auf den ersten:

(**Aus der Pfalz,** 29. Octbr.) In Nr. 295 des Frankf. Journ. lesen wir in dem von Aug. Boden unterzeichneten Artikel folgende Stelle, welche offenbar Unwahres enthält, und die wir **sine ira et studio** berichtigen. Es heißt daselbst: „Bekannt-

lich verwirft die Augsburgische Konfession mit der ganzen Kirche die Lehre vom Teufel, indem sie **Pars I, art. I.** sagt: **„Damnant omnes haereses contra hunc articulum exortas, ut Manichaeos, qui duo principia ponebant, bonum et malum.“** Zu deutsch: „Es werden verworfen alle Ketzereien, so diesem Artikel „„von Gott der allerheiligsten Dreieinigkeit““ zuwider sind, als Manichäi, die zwei Götter gesetzt haben, einen bösen und einen guten.“ Jeder Unbefangene, der die Augsburgische Konfession durchliest, von andern ausführlichern Bekenntnissen der Kirche gar nicht zu reden, wird sich überzeugen, wie die evangel. Kirche in jener Konfession nicht die Lehre vom Teufel verwirft, sondern die Lehre der alten Manichäer, welche den Teufel als bösen Gott dem guten Gott gegenüberstellen. Vom Teufel aber, nicht in dem Sinne eines bösen Gottes, sondern in dem eines in Versuchung führenden, von Gott abgefallenen Geistes, dem Urheber der Sünde, redet sehr deutlich die Augsburgische Konfession; z. B. Art. 19: — wie denn des Teufels Wille ist und aller Gottlosen, welcher alsbald, so Gott die Hand abgethan, sich von Gott zum Argen gewandt hat, wie Christus spricht Joh. 8, 44: „Der Teufel redet Lügen aus seinem Eigenen.“ Eben so Art. 20: „Der Teufel und Gottlose glauben den Artikel „Vergebung der Sünden“ nicht, darum sind sie Gott feind, können ihn nicht anrufen ꝛc.“ und ebendaselbst: „Das Herz wird — durch den heil. Geist geschickt, gute Werke zu thun. Denn zuvor, dieweil es ohne den heil. Geist, ist es zu schwach; dazu ist es in's Teufels Gewalt, der die arme menschliche Natur zu viel Sünden treibt.“ — Möchte man doch in Sachen der Religion nicht so gar oberflächlich urtheilen, vor Allem aber bei der lautern Wahrheit bleiben, auch wenn sie uns ärgerlich wäre.

Hierauf schrieb ich sogleich die unter 2. folgende Antwort vom 7. Nov., da diese aber für ein politisches Blatt zu lang war, so mußte ich mich für's Erste mit folgender kurzen Entgegnung begnügen:

(**Frankfurt a. M.,** 9. Nov.) (Nr. 311. des Frankf. Journ. v. 1845). Wie sehr es mich freut, wenn sich in der Theilnahme des Publikums an den religiösen Wirren in der evangelischen und noch mehr in der katholischen Kirche ein neu erwachter religiöser Sinn offenbart, so stimme ich doch mit den-

jenigen durchaus nicht überein, welche unsere Zeit für reif, für positiv genug halten zu einer durchgreifenden Umgestaltung der allgemeinen kirchlichen Verhältnisse. Ich habe daher geglaubt, daß Jeder, der das Beste Aller wolle, einem allgemeinen Schwindel entgegenwirken müsse, und mich statt in einer Broschüre, die den Wenigsten zu Gesichte kommt, in diesem verbreiteten Blatte ausgesprochen. Nichtsdestoweniger hat irgend ein ungenannter großer Gelehrter in einem Schreiben „aus der Pfalz" im Frankf. Journ. vom 5. Nov. meine Absicht nicht verstanden, und scheint im Ernste zu glauben, daß ich die Stellen nicht gekannt hätte, wo in der Ausgb. Konfession das Wort Teufel vorkommt. Dabei führt er diese sogar nach irgend einer unrichtigen Uebersetzung *) an und gibt auch dadurch einen genügenden Beweis seiner mir von ihm als Muster vorgehaltenen Gründlichkeit. Da das Frankf. Journ. zu einer weitern Erörterung hierüber den Raum nicht hergeben will, so werde ich an einem andern Orte über den fraglichen Punkt zeigen, wie sich eine genaue Bekanntschaft mit den symbolischen Büchern von einem Wissen unterscheide, das Jeder noch von der Kinderlehre her haben kann.

2.

(**Frankfurt a. M.**, 7. Nov.) Die Redaction des Frankf. Journ. hat in ihrer Nr. vom 5. Nov. ein Schreiben „Aus der Pfalz" gegen mich aufgenommen; ich hoffe, daß sie mir eine Antwort darauf gestatten und so erlauben werde zu zeigen, was es mit dem mir darin gemachten Vorwurfe der „Oberflächlichkeit" und Unwissenheit für eine Bewandtniß habe. Eine politische Zei-

*) Die Augsburgische Konfession war bekanntlich von Melanchthon nicht nur lateinisch, sondern auch deutsch abgefaßt und wurde in dieser doppelten Gestalt auf dem Reichstage zu Augsburg übergeben; Melanchthon beruft sich noch in der Apologie (die er lateinisch verfaßte und Jonas übersetzte) auf die auf dem Reichstage vorgelesene deutsche Konfession, um mit deren Worten einen spitzfindigen und unredlichen Einwurf in der Confutation der papistischen Theologen zu widerlegen. Daß und in welchen Artikeln er später an beiden Ausgaben änderte und weßhalb, ist bekannt; aber keine Ausgabe enthält einen Zusatz, wie wir ihn in den Anführungen des Schreibers „aus der Pfalz" entdecken werden.

tung hat ihre Spalten allerdings mit andern Sachen auszufüllen, als mit Erörterungen dieser Art, und ich will mich daher so kurz als möglich fassen; aber noch kürzer ist nicht möglich. Auch möchten für uns Protestanten, die wir den kirchlichen Wirren in der katholischen Kirche mit Recht so große Aufmerksamkeit widmen, unsre eignen Wirren doch eben so wichtig sein. Gerade weil ich sie für sehr wichtig halte, habe ich mich darüber in einem Blatte ausgesprochen, welches zu den verbreitetsten in Deutschland gehört und den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart viel Raum und eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ich habe es auch aus keinem andern Grunde gethan, als weil die wichtigsten religiösen Fragen nun doch einmal vor das große Publikum gebracht sind, weil also die religiöse Aufregung einmal da ist und je nachdem die öffentliche Meinung aufgeklärt wird oder nicht, wohlthätig oder nachtheilig wirken kann. Wie weit wir Protestanten bereits gekommen sind, ist daraus zu ersehen, daß man nicht verstanden und mir übel genommen haben soll, daß ich Luther und Melanchthon, welche auf Deutschland mächtiger als die größten Fürsten eingewirkt haben und die Hauptgründer unsers ganzen geistigen Lebens sind, in meinem ersten Aufsatze im Frankf. Journ. (N. 295) „helle Männer“ nenne.

Als ich diesen Aufsatz, gegen welchen das Pfälzer Schreiben mit seiner „Oberflächlichkeit“ gerichtet ist, drucken ließ, da dachte ich, es werde entweder ein tüchtiger Mann dagegen auftreten, der mir mit derjenigen Achtung begegne, die unterrichtete Leute sich zu erweisen pflegen; ein solcher werde mich etwa fragen, wie ich mit meiner dort ausgesprochenen Ansicht alle die übrigen Stellen zu vereinigen gedenke, wo in den symbolischen Büchern des Teufels Erwähnung geschehe; oder aber, es werde irgend Jemand, weil er so viel wisse wie jedes Kind, ohne Ueberlegung zufahren und mir, als wisse ich weniger als jedes Kind, die Stellen vorhalten, wo der Ausdruck „Teufel“ in der Augsburgischen Konfession anzutreffen sei. Es wundert mich nur, daß der Pfälzer nicht an den Katechismus, den die Kinder doch lernen, gedacht und die schönen Stellen aus Luther'rs großem angeführt hat, nach welchen der Teufel Unwetter, Hagel, Viehseuche und Pestilenz bringt (vgl. unt. der 4. Bitte des Vaterunsers), nach welchen „er Manchem den Hals bricht“, wie dem Doctor Faust (unt. d. 7. Bitte) und

nach welchen man einen Pact mit ihm eingehen und dadurch die Erfüllung aller bösen Wünsche erlangen kann (unt. dem ersten Gebot). Mein Gegner hätte, wenn er etwa ein Neuorthodox ist, bei der Gelegenheit die Welt zugleich belehren können, daß man sich über den Ursprung der Cholera neulich und jetzt der Kartoffelkrankheit nur aus Unglauben an Hengstenberg's Teufelsglauben die Köpfe zerbrochen habe, und daß beide gleich Pestilenz und Viehseuche eben vom Teufel gekommen seien. Es wundert mich aber noch allerlei von ihm, der in seinem Schreiben sagt: „Möchte man doch in Sachen der Religion nicht so gar oberflächlich urtheilen, vor Allem aber bei der lautern Wahrheit bleiben, auch wenn sie uns ärgerlich wäre". Es wundert mich z. B., daß er aus Artikel 20. der Augsburg. Konfession anführt: „Der Teufel und Gottlose glauben den Artikel „„Vergebung der Sünden"" nicht"; da die Stelle wenigstens nach der lateinischen Ausgabe und den Wittenbergischen Editionen der deutschen heißt: „Die Teufel und Gottlosen (diaboli et impii) u. s. w.;" womit er dann noch u. a. die Stelle im 17. Art. hätte verbinden können, wo die Gottlosen sogar den Teufeln vorgehen, indem gesagt wird: unser Herr Jesus Christus werde die gottlosen Menschen und die Teufel (impios homines ac diabolos) in die „Helle und ewige straffe" verdammen. Würde ich ihm doch die vielen Teufel auch viel eher zugeben, als den einen, den man bei den vielen entbehren kann.

Indeß ist die erwähnte von meinem Gegner angeführte Stelle um so gleichgültiger, als der und die Teufel in der Augsburg. Konfession ohne Unterschied gebraucht werden und als es noch wenig Zeilen vorher heißt: „Es geschieht auch Unterricht, daß man hier nicht von solchem Glauben redet, den auch die Teufel und Gottlosen haben." Mein Gegner legt aber seine Gründlichkeit in viel wichtigern Dingen an den Tag.

Hengstenberg hat den Teufel oder Satan ein „absolut böses Wesen" genannt. Ich hätte hiergegen gar viele Stellen aus den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche anführen können, z. B. aus dem VII. Kapitel der ersten helvetischen Konfession folgende: „Wir verwerfen also die Manichäer und Marcioniten, welche unfrommerweise zwei Substanzen und Naturen, des Guten und des Bösen, oder absolute Wesen, und zwei sich

entgegengesetzte Götter, einen guten und einen bösen, ausheckten" *). Aber um der Wichtigkeit und großen geschichtlichen Bedeutung der Augsburg. Konfession willen und weil Hengstenberg gerade diese so oft im Munde führte, erinnerte ich an sie und die Stelle in ihr, wo alle Sekten verworfen werden, welche neben Gott, dem absolut guten Wesen, auch ein absolut böses Wesen setzen. Ich führte diese Stelle nach der lateinischen Ausgabe an, wegen des hier gebrauchten Ausdruckes **principium**, welcher Urwesen, Grundwesen, von Anfang an oder „absolut" böses Wesen bedeutet, zu welchem letztern Hengstenberg den Satan erhoben hatte. Sonst würde ich mich der deutschen Ausgabe bedient haben, wo es heißt: „Derhalben werden verworfen alle Ketzereien, so diesem Artikel zuwider sind, als Manichaei, die zwei Götter gesetzt haben, einen bösen und einen guten."

Der Pfälzer versteht aber ebensowenig die Stelle selbst, als er meine Meinung verstanden hatte. Er sagt: „Jeder Unbefangene, der die Augsburg. Konfession durchliest" (er meint, ich kenne nur den ersten Artikel) „wird sich überzeugen, wie die evangelische Kirche in jener Konfession nicht die Lehre vom Teufel verwirft, sondern die Lehre der alten Manichäer, welche den Teufel als bösen Gott dem guten Gott gegenüberstellen." O nein, mein Herr, die Augsburgische Konfession hatte nicht die Bestimmung, müssige geschichtliche Bemerkungen zu machen, Melanchthon mit seinen Freunden und die Fürsten und Städte, welche auf dem Reichstage zu Augsburg die Konfession feierlich übergaben, hatten sich viel um die „alten Manichäer" zu kümmern, wohl aber um die neuen, welche zu ihrer Zeit wie zu unserer den Glauben der Manichäer an ein „absolut böses Wesen", an einen bösen Gott, d. h. an den Teufel, bekennen würden und welche sich eben jetzt, wo sie Andere wegen ihres Abfalles von den Bekenntnißschriften verfolgen und ihrer Aemter entsetzen möchten, „liberal" zur Augsburg. Konfession verhalten müssen, um ihre eigne thörichte, beschränkte und irreligiöse Lehre an die Stelle der Lehre setzen zu können, die wir von Männern wie Melanchthon haben.

*) Damnamus ergo Manichaeos et Marcionitas, qui impie fingebant duas substantias atque naturas boni et mali, duo item principia, et duos sibi adversos deos, bonum et malum.

Der Schreiber aus der Pfalz fährt fort: „Vom Teufel, aber nicht in dem Sinne eines bösen Gottes“, (also nicht in dem Sinne, in welchem ich mich zunächst dagegen erklärt hatte) „sondern in dem eines in Versuchung führenden, von Gott abgefallenen Geistes, dem Urheber der Sünde, redet sehr deutlich die Augsburgische Konfession.“ Auch dies ist unwahr und eine gottlose oder irreligiöse Lehre, daß nämlich ein solcher Pfälzer's Teufel nach der Augsburg. Konfession oder wenigstens nach den von dem Pfälzer daraus angeführten Stellen der Urheber der Sünde sei. Ueberall, wo in ihr „der Teufel und die Gottlosen“ (Art. 19) „die Gottlosen und der Teufel“ (Art. 20) und die oben angeführten „die Teufel und die Gottlosen“ und „die Gottlosen und die Teufel“ vorkommen, geschieht der Teufel nur gelegentlich, nur in Gesellschaft mit den Gottlosen Erwähnung, und in allen diesen Stellen könnten der wie die Teufel gestrichen werden, ohne daß dadurch das Geringste von dem Gehalte der symbolischen Bücher verloren ginge. Dasselbe gilt von der allerdings wichtigern Stelle aus Art. 19, welche der Gegner anführt: „wie denn des Teufels Wille ist und aller Gottlosen, welcher (nämlich Wille) alsbald, so Gott die Hand abgethan, sich von Gott zum Argen gewandt hat“ u. s. w. Denn auch hier wird dem Willen des Teufels vor dem Willen der Gottlosen nichts vorausgegeben und dieser nicht aus jenem abgeleitet oder ihm untergeordnet; ja der ganze angeführte Satz ist nur eine beiläufige Zugabe zu dem ihm vorausgehenden, den mein Angreifer, um „vor Allem bei der lautern Wahrheit zu bleiben“, ausgelassen hat. Dies ist folgender: „Von Ursach der Sünden wird bei uns gelehret, daß, wiewohl Gott der Allmächtige die ganze Natur geschaffen hat und erhält, so wirket doch der verkehrte Wille die Sünde in allen Bösen und Verächtern Gottes, wie denn“ u. s. w. Nun ist auch die stärkste Stelle, welche unser Gegner noch anführt: „Der Mensch sei in des Teufels Gewalt, der die arme menschliche Natur zu viel Sünden treibe“ leicht erklärt. Zudem verliert auch sie jede besondere Geltung, die man ihr könnte beilegen wollen, durch den Zusammenhang, worin sie vorkommt, den aber der Gegner um der „lautern Wahrheit“ willen nicht angibt. Zuerst wird nämlich (nach der lateinischen Ausgabe) schön gesagt: „Die menschlichen Kräfte sind ohne den heiligen Geist voll gottloser Begierden und

zu schwach, um solche Werke zu thun, als **vor Gott** gerecht machen (ut bona opera possint efficere coram Deo)", und dann erst wird hinzugefügt: „Dazu (zudem) ist es (das Herz) in's Teufels gewalt, der" u. s. w.

Der Schluß aus allem bisher Vorgetragenen ergibt sich nun von selbst: daß der Teufel auch in der Bedeutung eines abgefallenen Geistes u. s. w. kein Glaubenssatz, sondern nur eine Vorstellungsweise der symbolischen Bücher, wie auch der Bibel sei, indem diese Vorstellungsweise zur Zeit Luther's wie der Apostel eine allgemein verbreitete war! „Besonders hat der" (von der Kirche einstimmig verworfene) „Dualismus" (der Wahn von zwei Göttern oder Principien, einem guten und einem bösen) „der altgermanischen und slavischen Religionen gewiß dazu beigetragen, den Lehren vom Satan in der abendländischen Kirche eine größere Bedeutung zu geben, als welche sie in der frühern Zeit der Kirche hatten." So sagte der geistreiche, gelehrte und treffliche Baumgarten-Crusius in seinem Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte, und Ernst Moritz Arndt bemerkt, Reisen **IV**, 428: „Der Teufel gehöre vorzüglich uns Deutschen an."

Daher spielt er denn auch in Luther's, dieses ächten Deutschen, Leben und volksthümlichen Schriften *) eine solche Rolle, als wir oben noch aus seinem Katechismus sahen. Darum ist aber Luther mit Zwingli und Calvin, welche diesem Volksaberglauben keinen solchen Vorschub thaten, gewiß in keinem wesentlichen Widerspruch und ohne Zweifel hätte er folgende Worte des letztern in dessen Genfer Kachtechismus, also auch in einem sym-

*) Und nicht bloß in seinen volksthümlichen Schriften. Bekanntlich schrieben die Theologen des 16. Jahrhunderts, was auch in den symbolischen Büchern geschieht, opiniones impias der Einwirkung des Teufels zu und warfen sich in ihren gelehrten Streitigkeiten diese Einwirkung einander gerade so vor, wie man sich jetzt Mangel an Logik vorwirft. Aber niemand warf in seinen theologischen Streitschriften mehr mit dem Teufel um sich als Luther. Da er gegen das Ende seiner Laufbahn, im Jahre 1543, nochmals wegen der Abendmahlslehre gegen die Schweizer losbrach, ermahnte Calvin die Zürcher Theologen, sie möchten Luther um seiner großen Verdienste willen etwas zu gute halten. Ihn wenigstens dürfe Luther auch den Teufel selbst nennen, er werde darum nicht minder der großen Verdienste desselben eingedenk bleiben.

bolischen Buche der evangelischen Kirche, nicht ernstlich bestritten: „daß allein Gott durch seine Weisheit, Güte und Allmacht den ganzen Lauf und alle Ordnung der Natur regiere, der Urheber von Regen wie von Dürre, von Sonnenschein wie von Hagel und Ungewitter sei und die Erde mit seinem Segen befruchte, daß sie unfruchtbar werde, wenn er seine Hand abziehe, daß von ihm Gesundheit und Krankheiten kommen, mit einem Worte: daß seiner Herrschaft Alles unterworfen sei, seinem Winke Alles folge" *).

Nach dieser Stelle aus dem Genfer können wir also gewiß die doch mit ihr in Widerspruch stehenden früher angeführten aus Luther's großem Katechismus berichtigen, ohne befürchten zu müssen, dadurch gegen Luther's Geist zu verstoßen; sagt Luther doch in seiner Schrift **De servo arbitrio** viel allgemeiner als Calvin a. a. O., Gott sei die Ursache des Guten und Bösen (**Deum esse causam boni et mali**) **) und würde er doch mit Recht Jeden, der den Teufel nicht etwa zur Ursache, **causa**, denn das könnte ein Orthodoxer schon vertreten, sondern zum Urheber, **auctor**, der Sünde gemacht hätte, wie das mein Pfälzer Gegner thut, für den ärgsten Manichäer erklärt haben.

Baumgarten-Crusius sagt a. a. O.: „Es muß immer als etwas Auszeichnendes für das Christenthum angesehen werden, daß es, wie auch der Mosaismus, obgleich dieser in beschränkterm Sinne, in keiner Art weder wie die altmorgenländischen Religionen, noch wie Muhammed aus der Engellehre einen Glaubensartikel gemacht hat." Dies wird auch auf die allerdings verworrenere kirchliche Lehre vom Satan seine Anwendung finden können, wenn dieser doch nicht als böses Princip, „absolut böses Wesen" oder böser Gott und „Urheber der Sünde", sondern als abgefallener Geist oder Engel betrachtet werden soll.

---

*) **Eum esse unum, qui sapientia, bonitate, potentia totum naturae cursum atque ordinem regat, qui pluviae simul ac siccitatis, grandinum aliarumque tempestatum ac serenitatis sit auctor, qui benignitate sua terram foecundet eamque rursus manum suam reducendo sterilem reddat, a quo sanitas simul ac morbi proveniant, cujus denique imperio subjaceant omnia et nutui obsequantur.**

**) Vergl. auch Luther's Werke von Walch, Thl. 10, S. 198.

Ich weiß zwar sehr wohl, daß der Pfälzer lange nicht die stärksten Gründe angeführt hat, welche sich zu Gunsten seiner wahrscheinlichen Meinung auch aus der Augsburg. Konfession schöpfen ließen, aber aus diesen würde dann höchstens gefolgert werden können, daß der Teufel als abgefallener Engel gedacht ein Lehrsatz der Kirche sei. Aber Lehrsätze sind noch keine Glaubenssätze, jene gehören der Schule, diese der ewigen Wahrheit an, jene können wir aufopfern, ohne diese zu verwerfen. Wie die Privatmeinungen der einzelnen Reformatoren nicht mit der Lehre der von ihnen gestifteten Kirche zu verwechseln sind, so ist auch in den symbolischen Büchern das theologische System jener Zeit von den christlichen Glaubenswahrheiten darin zu unterscheiden. Wer das nicht vermag, dem fehlt es an Bildung, er macht sich zum Knechte der Reformatoren, also der Menschen und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er die kirchliche Lehre falsch ansieht. Ich will das schließlich noch durch ein Beispiel deutlich machen. In dem Schreiben „aus der Pfalz“ wird die von mir in Nr. 295 des Frankfurter Journals aus dem **I.** Art. der Augsb. Konfession angeführte Stelle: **Damnant omnes haereses contra hunc atriculum exortas ut Manichaeos, qui duo principia ponebant, bonum et malum** übersetzt: „Es werden verworfen alle Ketzereien, so diesem Artikel „„von Gott der allerheiligsten Dreieinigkeit““ zuwider sind“ u. s. w. Aber die Augsburg. Konfession, welche ursprünglich ohne alle Ueberschriften war, enthält gar keinen Glaubensartikel mit solcher Ueberschrift, und der Ausdruck „Dreieinigkeit“ kommt überhaupt nicht in ihr vor. Damit will ich zwar nicht gesagt haben, daß ein solcher Glaubensartikel auch dem Inhalte nach nicht in ihr vorkomme, obwohl sich Manches dafür geltend machen ließe, daß auch er nur ein Lehrsatz nach dem oben aufgestellten Unterschiede zwischen Glaubensartikeln und Lehrsätzen sei. Immer würde er ein Lehrsatz von ganz anderm Werthe als der vom Teufel, den ich nicht einmal als Lehrsatz anerkenne, sein. Er ist eine innige andächtige Vorstellung, eine mystische Lehre, ein tiefer an das Christenthum geknüpfter speculativer Begriff, dessen das Judenthum nicht fähig ist. Hamann, Hegel und Schelling haben ihn an die Spitze der christlichen Wahrheit gestellt und Lessing wies seinen Gehalt nach. Aber im wörtlichen, prosaischen Verstande läßt er sich nun und

nimmermehr halten, und wer ihn seinem theologischen Systeme nicht einzufügen, seiner Denkweise nicht anzupassen vermag, der sagt sich darum noch nicht von dem Glauben der evangelischen Kirche los, und Niemand der die Dreieinigkeit für einen Glaubensartikel hält würde ein Recht haben, jenen aus ihr fortzuweisen. Die evangelische Kirche ist nicht so engherzig, wie ihre modernen Verfechter, sie hat eine Weite, bei der sie Verschiedenheiten in sich umfassen kann, ohne sogleich Trennungen daraus zu machen.

3.

Antikritik.

(Aus Nr. 117 der Allgemeinen Kirchenzeitung von 1847.)

— — — Ich hatte vor längerer Zeit öffentlich behauptet, daß der orthodoxe Glaube an den Teufel nicht nothwendig in den symbolischen Büchern liege, und war deßhalb angegriffen worden. Aber ich habe die Richtigkeit der Behauptung in dem Anhange zu meinem Schriftchen über den Deutsch-Katholicismus (den unter 1. und 2. vorhergehenden Aufsätzen) bewiesen, und ein übrigens freundlich urtheilender orthodoxer Recensent wußte ihr kürzlich (in Nr. 34 des theol. Literaturblattes zur Allg. K.-Ztg.) nicht anders beizukommen, als indem er sagte: Hengstenberg habe mit seinem von mir angefochtenen „Satan oder absolut bösen Wesen" ja kein böses absolutes, sondern eben nur ein absolut böses Wesen gemeint.

Aber diese Erklärung ist nicht nur gesucht, sondern hebt auch so die Schwierigkeit nicht. Denn es ist gleich widersprechend, ob ich ein böses absolutes oder ein absolut böses Wesen annehme, wenn doch das letztere ein endliches Wesen bedeutet, welches endlos böse wäre. Wollte man e n d l o s b ö s e aber so auslegen, und ich sehe nicht, wie man es anders auslegen könnte, daß ein solches, erschaffenes, Wesen nicht aufhören solle durch und durch böse zu sein, nachdem es einmal aufgehört gut zu sein, so würde sich dies so wenig mit Gottes Vatergüte vertragen, als ein b ö s e r G o t t oder ein b ö s e s a b s o l u t e s W e s e n mit seiner Einheit oder Einzigkeit. Wie könnte auch ein als gut oder des Guten fähig geschaffenes Wesen nicht bloß böse, sondern „absolut

böse" und damit der Besserung durchaus und für immer unfähig geworden sein? Gott würde doch sein Geschöpf nicht umgeschaffen und sein eignes Werk in's Schlimmere verbessert haben, und das Geschöpf selbst hätte, wenn vielleicht den Willen, doch gewiß nicht die Macht gehabt, die ihm von Gott anerschaffne Natur in ihren vollendetsten Gegensatz zu verkehren!

Muß also nicht auch die Ansicht vom Teufel als manichäisch aufgegeben werden, welche ihn von einem gefallenen Engel ableitet?

Zur Beleuchtung der Verhandlungen der evangelischen Generalsynode zu Berlin im Jahre 1846 „über die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften.“

Das in der Eingabe des Berliner Magistrates vom 22. August 1845 an den König so entschieden bekämpfte Streben einer in Preußen einflußreichen Partei, die Entwicklung der Kirche aus sich, welche ein königliches Wort als die einzig richtige bezeichnete, zu einer Entwicklung derselben durch jene Partei zu machen, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, das auch auf kirchlichem Gebiete neu erwachte Leben unserer Zeit aus einem Kampfe mit geistigen Mitteln zu geistigen Zwecken in einen Kampf mit äußerlichen Mitteln zu äußerlichen Zwecken zu verwandeln.

Hat auch das Kirchenregiment einestheils die Pflicht, das Bestehende zu erhalten und zu beschützen, so soll es doch nicht weniger dasjenige unbedroht und ungefährdet lassen, was als die Frucht der in dem 18. Jahrhundert eingetretenen neuen Entwicklung des deutschen Geistes Anerkennung verdient und sich mit den Ergebnissen der lutherischen Reformation so verschwistert hat, daß es von dieser getrennt nicht einmal mehr gedacht werden kann; darf es doch zum Theil sogar für eine Fortbildung der Reformation selbst gelten!

Daß dies der Sinn des deutschen Volkes sei, zeigt u. A. auch der allgemeine Widerstand gegen die Verpflichtungsformel, welche die Generalsynode zu Berlin von 1846 dem Kirchenregimente zugestanden hat. Deren Verhandlungen liegen in ihrem amtlichen Abdrucke (Berlin 1846) vor mir und ich will mich bei ihrer Weitläufigkeit auf das Wichtigste in den Reden und Vorschlägen beschränken, welche der endlichen Annahme jener Formel durch die Generalsynode vorausgingen und in denen die beste Beurtheilung derselben offen und verborgen vorliegt. Ich beginne mit der diesen Theil der Verhandlungen einleitenden Rede des Vorsitzenden, Hrn. Staatsministers Eichhorn, worin mir sogleich Folgendes auffällt:

„Der Synode liege es ob, eine Sinnesäußerung in Beziehung auf die Führung des Lehramtes kund zu geben. Diese Sinnesäußerung könne zwar nicht gesetzlich maßgebend für die Kirche sein, desto bedeutender erscheine ihr Gewicht gerade in unserer Zeit. Keine Versammlung habe in gleichem Grade wie die Generalsynode die Pflicht gehabt, sich in den Gemeinsinn der Kirche zu versetzen, dasjenige aufzusuchen, was diesem Gemeinsinne entspreche, und auszusprechen, was zum Gemeinsinne werden könne und solle.“

Das heißt nach unserer Auslegung: Da die Zusammensetzung der Generalsynode ganz oder fast ganz von der Regierung abgehangen, so könne sie selbst zwar nicht als Vertreterin der Kirche angesehen werden, also eigentlich auch nichts gesetzlich Gültiges in deren Namen bestimmen. Dies vermöge sie gleichwohl, sobald sie sich nur in Gedanken recht lebhaft an die Stelle der Kirche und in deren Gemeinsinn versetze, denn alsdann würden die Herren Synodalen entdecken nicht was der Gemeinsinn der Kirche wäre, sondern was sie dazu machen sollten.

Etwas dunkel gibt er zu erkennen, daß die preußische Landeskirche oder die preußische Unionskirche eine ganz besondere unter den protestantischen Kirchen Deutschlands sei und eine andere Aufgabe zu erfüllen habe, als sie alle. „Es handle sich, sagt er, darum, die evangelische Landeskirche als eine Lehrgemeinschaft darzustellen, die Union zu bewahren und dieselbe doch zugleich als eine werdende zu erkennen; die Lehrfreiheit zu retten und sie doch zugleich in der Weise zu ordnen, daß nicht etwa die Gemeinden selbst auseinanderfielen.“

Diese Worte würden auf die allgemeine protestantische Kirche Deutschlands, zu der sich die evangelische Kirche Preußens bisher wie ein Theil zum Ganzen verhielt, nicht passen; von ihr würde wenigstens kein deutscher Minister sagen, sie sei als eine werdende zu erkennen; er müßte denn, was der preußische gewiß nicht will, im Sinne des Fortschrittes reformiren wollen. Er will vielmehr die Lehrfreiheit retten, soweit die Einheit, welche er den Gemeinden durch Bildung einer Staatskirche zu geben beabsichtigt, eine solche gestattet. Denn wenn die Lehrfreiheit „gerettet“ werden soll, so muß sie durch die Art wie man sie „ordnen“ will in hohem Grade bedroht und gefährdet sein.

Auch folgende in Dunkel gehüllten Worte deuten an, was im Werke sei: „Das Gemeindebewußtsein könne nun einmal doch nicht anders als in Buchstaben und Worten ausgedrückt werden. Es sei ein großes Glück und eine große Freude, wenn es einer Zeit gelinge, den entsprechenden Ausdruck zu finden. Dann geschehe es, daß auf den gefundenen Buchstaben ein großes Gewicht gelegt werde."

Andere hierher gehörende Aeußerungen sind folgende: „Eine Verpflichtung auf die Schrift sei zu weit, sei daher nichts ohne ein Symbol, eine Verpflichtung auf ein Symbol nichts ohne die Schrift. — — Die Kirche würde, wenn sie jetzt erst neu geboren werden sollte, sich ein Symbol machen. Jetzt aber habe sie" (die preußische erst werdende?) „bereits eines und sie müsse sich zu demselben stellen, irgend eine Stellung einnehmen zu den Bekenntnissen. — — Welche Stellung solle dies nun sein? Die Stellung verändere sich; sie sei im 17. Jahrhundert eine andere gewesen, als im 16., wo die Symbole entstanden, und wieder im 18. eine andere, als im 17. Daraus sei der Widerspruch erwachsen, in dem wir uns jetzt befänden und der eine Ausgleichung fordere."

Im Gegentheil ein Widerspruch würde erst durch eine Ausgleichung erwachsen, wie der Hr. Vorsitzende sie beabsichtigt, denn ohne eine solche Ausgleichung hat auch das 19. Jahrhundert gleich dem 16., 17. und 18. eine eigenthümliche Stellung zu den Symbolen, und diese eigenthümliche Stellung besser als bisher zu erkennen, nicht aber sie aufzuheben ist die Pflicht unserer Zeit. Da in der preußischen Union neben der Schrift die Symbole gesetzliche Geltung haben, und der Widerspruch, in welchem man sich befinden will, in ihr dadurch ausgeglichen ist, daß die Bekenntnisse der beiden Schwesterkirchen, der reformirten und lutherischen, im Allgemeinen gleich große Geltung haben und die Schroffheiten der einen durch den Gegensatz der andern gegen diese Schroffheiten gemildert sind, so würde es eine Neuerung sein, noch eine andere Stellung zu den Bekenntnißschriften zu suchen, als welche eben mit der Union für das 19. Jahrhundert schon eingetreten ist.

Nach den zuletzt aus seiner einleitenden Rede mitgetheilten Worten rückt der Hr. Vorsitzende deutlicher mit seiner Ansicht

und Absicht hervor und verrückt das Wesen und den geschichtlichen Ursprung der Union ganz und gar. Diese sollte der öffentlichen Meinung und dem Zwecke gemäß, welchen das Volk bei ihr sah, jener frühen Trennung zwischen Reformirten und Lutherischen ein Ende machen, deren Aufhebung zu Luther's Tagen mit an dessen Starrsinn gescheitert war; sie wollte die von der Zeit herbeigeführte Duldsamkeit der Mehrzahl der Bekenner beider Kirchen gegen einander öffentlich und feierlich besiegeln. Dies Verhältniß wird in folgenden Worten des Vorsitzenden ganz und gar verkannt. Er sagt nicht: Die Scheidung zwischen den Reformirten und Lutheranern sei durch die Union aufgehoben, sondern: „Auf diese Scheidung sei dann die Union gefolgt", und um die Generalsynode für den Gedanken zu gewinnen, daß die Union eine neue Reformation sei, also auch ein neues Bekenntniß verdiene, wird ihre Bedeutung weit überschätzt und gegen die geschichtliche Wahrheit gesagt: „sie sei durch einen großen geschichtlichen Act geschehen." —

Ich weiß nicht, wie der Herr Vorsitzende von einem Gutachten schon zum Voraus Kenntniß haben konnte, auf dessen Inhalt er keinen Einfluß haben durfte, da er der Commission nicht angehörte, von welcher es ausging und deren Berichterstatter dasselbe noch erst vortragen sollte; aber er sagt: „Das Gutachten der ersten Commission wird nachweisen, wie die Union geschichtlich und biblisch, d. h. im Worte Gottes gegründet ist."

Auch diese Worte sind zweideutig, denn wenn „geschichtlich und biblisch" durch den Zusatz „d. h. im Worte Gottes" näher bestimmt wird, so scheint der Hr. Vorsitzende damit die Union unmittelbar an das apostolische Christenthum knüpfen und von der lutherischen und reformirten Kirche und ihren Bekenntnißschriften trennen zu wollen, worin er sich wenn auch ohne Zweifel zu ganz andern Zwecken mit den Lichtfreunden begegnen würde. Fährt er doch fort: „Dasjenige, was die Apostel als unerläßlich gefordert haben, ist als das Fundamentale im Christenthum zu betrachten und von der Sonderauffassung zu trennen. Dieses Fundamentale geht als das Einige überall hindurch. Aber noch ist dies nicht vollkommen erkannt; noch ist keine innige, freiwillige, positive Vereinigung erreicht."

Wenn das nicht den ganzen Protestantismus in Frage stellen,

wenn das nicht die Reformation des 16. Jahrhunderts als eine „Sonderauffassung", als etwas Separatistisches und Veraltetes auf die Seite schieben heißt, so weiß ich es nicht. Aber was soll an die Stelle der Reformation und alles dessen kommen, was wir von ihr und durch sie haben? Der Hr. Vorsitzende spricht es offen und vernehmlich aus: „Die Union ist durch einen großen geschichtlichen Act geschehen, es steht eine evangelische Landeskirche da!"

Also eine preußische Kirche das Bis hierher und nicht weiter! der deutschen Reformation, und die Einführung der Union, weil sie nur in Preußen mit mehr Geräusch als überall vor sich ging, eine große geschichtliche Begebenheit, vergleichbar etwa der Uebergabe der Augsburgischen Konfession oder gar dem dreißigjährigen Kriege, da auch die preußische Union Soldaten in Bewegung gesetzt hat.

Wenigstens daß der Hr. Vorsitzende mit der Union etwas ganz Anderes wolle, als das Volk von ihr hoffte und bei ihr dachte, und daß er an die Stelle der geistigen und lebendigen Einheit des deutschen Protestantismus eine todte und starre Einerleiheit bringen würde, geht aus den Worten hervor, womit er fortfährt: „Es stehe eine evangelische Landskirche da, aber eine volle ausdrückliche Union sei noch nicht da; ja die Möglichkeit einer solchen werde von Manchen in Zweifel gezogen. Die Lage der Sachen sei nun die: An einzelnen Orten werde der ausschließliche Lutheranismus oder das ausschließliche Reformirtenthum fortdauernd geltend gemacht. Dagegen sei von Seiten des Kirchenregiments nichts zu thun. — — Von der andern Seite sei es aber auch eben so sehr Thatsache, daß es Gemeinden gebe, die niemals weder lutherisch, noch reformirt, sondern von Anfang an evangelisch gewesen, und die durch einen Bestand von ein oder zwei Jahrzehnten im Innern erstarkt seien. Ihre Verfassungsurkunden beruhten zum Theil lediglich auf der Uebereinstimmung der beiderseitigen Bekenntnißschriften. Ferner gebe es eine Anzahl von Gemeinden, bei welchen lutherische und reformirte Geistliche in abwechselnder Folge gewirkt hätten und bei denen dadurch, unter Milderung ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit, das allgemeine christliche Element bewußter hervorgetreten sei. Unsere theologischen Facultäten seien unirt. Diesen unirten Ge-

meinden könne durch das Festhalten der Sondersymbole nicht präjudicirt werden."

Aber wenn das Kirchenregiment nichts gegen den Separatismus thun kann, warum will es dann noch etwas Besonderes für Gemeinden thun, welche schon vor der Union unirt waren, also eine Stütze der Union und von dem Geiste beseelt sind, aus welchem diese hervorging und in und bei welchem sie zu erhalten wäre. Den unirten Gemeinden soll durch das Festhalten an den Sondersymbolen in andern Gemeinden nicht präjudicirt werden! Wer hat denn vorgehabt, jenen durch das Festhalten der ausschließlich lutherischen und ausschließlich reformirten Gemeinden an den Sondersymbolen zu präjudiciren? Oder will sich der Hr. Minister der ältern Gemeinden, deren „Verfassungsurkunden lediglich auf der Uebereinstimmung der beiderseitigen Bekenntnißschriften beruhen", gegen diejenigen annehmen d. h. bedienen, in denen Sondersymbole zwar festgehalten werden, ohne aber, wie das bei den Altlutheranern und Altreformirten der Fall ist, der Union Eintrag zu thun, in denen also gleichfalls eine Uebereinstimmung der beiderseitigen Bekenntnißschriften theils angenommen, theils zugelassen wird? Wenigstens will der Hr. Minister durchaus etwas Neues, indem er, nicht abbrechend, wie es scheinen könnte, sondern fortfahrend sagt: „Aber auch eine Herstellung des alten Status und eine Wiedertrennung der Lutherischen und Reformirten, wie Einzelne angedeutet hätten, sei nicht möglich." Was für Einzelne haben so etwas angedeutet, ehe die Verhandlungen angegangen sind, und wer denkt denn an diese Wiedertrennung, wenn nicht etwa die wenigen Separatisten, „gegen welche das Kirchenregiment nichts thun kann", und welche doch auch gegen das Kirchenregiment nichts thun können und nichts gethan haben, als sich dessen Ungerechtigkeiten widersetzt?

An die Stelle dieser durch Friedrich Wilhelm IV. wieder gut gemachten Ungerechtigkeiten ist bei dem gegenwärtigen Kirchenregiment eine merkwürdige Gerechtigkeit getreten. Die Union hat auf einmal den Altlutheranern und Altreformirten gegenüber nicht mehr das Recht zu bestehen, wenn sie zu diesen nicht einen so entschiedenen Gegensatz annimmt, als diese zu ihr angenommen haben; denn diese sind die privilegirten Ausleger der alten Bekenntnißschriften, und wer dieselben anders als sie verstände,

würde in ihre Rechte eingreifen. Der Hr. Minister sagt nämlich: „Die Union sei bereits eine berechtigte Thatsache geworden, ein großer Theil der Kirche (vielmehr der größte Theil) sei wirklich evangelisch unirt; die Union habe einen Boden gewonnen in der Theologie, in der Kirchenverfassung. Sollte nun bei dem Verpflichtungsact hingewiesen werden auf bestimmte symbolische Bücher, so könne dies von Seiten der Landeskirche nicht geschehen; sie würde dadurch gleichzeitig zwei andere Theile in der Kirche verletzen."

Mit diesen beiden andern Theilen in der Kirche sind die Altlutheraner und Altreformirten, d. h. die Separatisten, gemeint, welche also nach der Meinung oder den Worten des Hrn. Redners ein Recht haben, die ganze Union zu verbieten, wenn diese in dem Gebrauche und der Auslegung der Bekenntnißschriften der gesammten evangelischen Kirche ihrem eignen Gewissen, ihrer eignen Einsicht und nicht dem Willen der Separatisten folgt.

Wodurch ist denn die Union berechtigt? und was heißt Union? Vereinigung der zwei evangelischen Schwesterkirchen auf dem Grunde der symbolischen Schriften beider mit Verpflichtung in protestantischer Freiheit auf kein bestimmtes, kein einzelnes symbolisches Buch außerhalb seiner Verbindung mit allen! So besteht rechtlich die Union in Preußen, und diesen Bestand bedrohen und aufheben würde heißen das Recht der Union bedrohen und ihre Berechtigung aufheben.

Das erkennt der Hr. Vorsitzende indessen auch an. Vortrefflich und mit derjenigen Freisinnigkeit, auf welcher die Union im Volke beruht, sagt er: „Es sei möglich, daß sich eine Einzelgemeinde ganz lutherisch halte in ihrem Katechismus, in der Lehre, der Liturgie und der Berufungsausstellung, und daß doch die Landeskirche sich in ihr habe. Denn die Union sei nicht ein Drittes, sondern das Einige in allen Symbolen der evangelischen Kirche. In dieser Weise könne sich Jemand mit voller Gewissenhaftigkeit zu allen Symbolen zugleich bekennen — — Die Landeskirche müsse daher zulassen, daß nach herkömmlicher oder ordnungsmäßiger Aeußerung des besondern Gemeindebewußtseins der einzelne Geistliche auf ein Sondersymbol berufen werde."

Wenn also der Herr Redner dennoch zwischen dieser und der vorhergehenden Stelle sagt: „Gleichwohl müsse die Landeskirche

in einer lebensvollen Beziehung zu dem ganzen Amte stehen", so hat er ja in der zuletzt angeführten sich dahin ausgesprochen, daß dies der Fall sei, daß die Landeskirche sich in einer Einzelgemeinde haben, d. h. daß eine Einzelgemeinde, die sich in der Lehre u. s. w. ganz lutherisch halte, zu der Landeskirche in einer lebensvollen Beziehung stehen, einen organischen Theil von ihr ausmachen könne. Wenn aber die Landeskirche sich sogar in einer den lutherischen Separatisten am Nächsten stehenden und die Duldung gegen diese vermittelnden Gemeinde haben und diese Gemeinde, wie das der Hr. Vorsitzende in Beziehnng auf die Bildung passender Candidaten auf den von ihm „unirt" benannten Landesuniversitäten sehr gut auseinandersetzt, in der Landeskirche ihre volle Genüge und Befriedigung finden kann, wie viel eher wird sich dann die unirte oder Landeskirche in den Gemeinden haben können, welche den eigentlichen Geist der Union darstellen oder sich ausdrücklich zu dem Einigen in allen Symbolen der evangelischen Kirche bekennen? Zu wessen Nachtheil oder Vortheil soll dann die Landeskirche zu dem ganzen Amte noch erst in eine lebensvolle Beziehung kommen? der strengern oder der freiern Gemeinden? Die einen oder andern müßten sicher darunter leiden, wenn aber die einen oder andern, dann auch die ganze Union, deren Wesen in gegenseitiger Duldung in gewissen gegebenen Grenzen besteht.

Der Hr. Vorsitzende fährt fort: „Es können verschiedene Fragen aufgeworfen werden. Soll die Landeskirche fortfahren auf symbolische Bücher zu verpflichten? Oder soll sie um der Zeitrichtungen oder der Union willen (sind hier etwa die Zeitrichtungen und die Union als gleichbedeutend gesetzt?) es zu thun aufhören? Oder soll sie endlich die Verpflichtung, wo sie in Vergessenheit gerathen, wieder aufnehmen?"

„Für jede dieser Fragen", setzt der Redner hinzu, „sind Neigungen vorhanden."

Habe ich auch über diese Fragen eine bestimmte Meinung, so glaube ich doch, daß man sich, geschähe es nur im Geiste der Milde, im Geiste der Union, für jede der darin enthaltenen Ansichten entscheiden könnte, ohne daß die Vereinskirche darüber unterginge. Doch hängt die Lösung der drei Fragen so wenig mit den vorausgegangenen, als nachfolgenden Andeutungen des

hochgestellten Redners zusammen, und in den letztern ist nicht von den obigen drei Fragen, sondern von einer vierten die Rede. Damit lenkt er auf einen Weg ein, auf welchem ihm die Commission schon halb entgegengekommen ist. Er beginnt nun nämlich von dem, was nicht Meinung der Commission sei und gibt seinen Zweck, ein neues, ein Unions-Symbol zu schaffen, geradezu mit den Worten zu erkennen: „Unter den ältern Bekenntnißschriften seien wohl solche, die den Unionsgedanken in sich trügen, wie z. B. die märkische Konfession, die aber doch keine Unions-Symbole seien."

Aber die Union besteht eben in einer Einigkeit oder Verträglichkeit von Verschiedenheiten, und ein Unionssymbol würde durch Aufhebung dieser Verschiedenheiten die Union selbst aufheben oder unnöthig machen, würde an die Stelle der Unionskirche eine ganz neue Kirche setzen, wofern es nicht noch eher Alles in Unordnung brächte und nichts setzte als Verwirrung.

Voll von dem Gedanken an das neue „Unionssymbol" entwickelt der Redner jetzt große Freisinnigkeit. Gegen das, was er selbst den gleichfalls zur Generalsynode gehörenden Generalsuperintendenten Hahn von Breslau eine Zeit lang hatte thun lassen, erklärt er nun: „Manche wollten vorzugsweise Verpflichtung auf die Augsburgische Konfession, und diese Meinung habe viel für sich; aber streng genommen scheine doch keine Berechtigung vorhanden zu sein, alle Geistlichen auf dieses Bekenntniß zu verpflichten." Ferner sagt er gegen das athanasianische Symbolum: „Es erscheine bedenklich, nach dem Vorgange der bestehenden Ordinationsformel die Verpflichtung auf das Athanasianum beizubehalten. In der That gehöre dasselbe in seinem Eingange (gegen welchen auch Rupp sich aussprach) nach der ethischen Seite hin einer gesetzlichen Auffassung an, von der man nicht sagen könne, daß unter ihrer Vorwirkung der evangelische Geist damals in der Kirche lebendig gewesen. Es sei eine fehlerhaft gewordene Kirche gewesen, die sich so geäußert. Daher müßten wir auf solche unbedingte, unvermittelte Hinweisungen auf Specialsymbole" (also eines der drei s. g. ökumenischen oder katholischen Symbole ein Specialsymbol?) „verzichten."

Freilich müßte man auf eine unbedingte, unvermittelte Hinweisung auf ein einzelnes Symbol wie die Augustana, geschweige

wie das Athanasianum verzichten, wenn eine solche Hinweisung gesetzlich bestünde und wenn die „bestehende Ordinationsformel" auf ein einzelnes Symbol und nicht vielmehr auf alle verwiese und diese Hinweisung nicht zugleich durch Verpflichtung auf die Schrift vermittelte. Aber verzichten müßte man nicht, sondern muß man auf Versuche wie des Dr. Hahn, auf ein einzelnes Symbol zu verpflichten, verzichten auf so weit gehende Einschreitungen, wie des Königsberger Consistoriums gegen Rupp, der nicht bloß die Ansichten seines obersten Vorgesetzten über das Athanasianum theilt, sondern sie auch gleich diesem im Amte ausspricht.

Der Hr. Minister fährt nach der Aeußerung, daß sie auf solche unbedingte, unvermittelte und, wie wir hinzusetzen können, widergesetzliche „Hinweisungen" oder Verpflichtungen auf einzelne Symbole zu verzichten hätten, fort: „Was bleibt nun übrig, um der Schrift und dem Princip der Kirche ihr volles Recht zu geben als eine allgemeine Hinweisung auf die symbolischen Bücher, welche die Richtung für die Auslegung der Schrift gibt und (irgend) ein Specialbekenntniß weder begünstigt, noch empfiehlt."

Dies würde heißen: Was bleibt uns also übrig, als uns des Neuerns zu enthalten und es bei der „bestehenden Ordinationsformel" zu belassen? wenn nicht die Hauptsache, d. h. die Hauptsache für den Hrn. Redner, mit den Worten nachkäme: „den Mangel eines solchen (eines Specialbekenntnisses) aber schließlich ergänzt durch ein Uebergehen in ein materielles Bekenntniß?"

Wie ernstlich der hochgestellte Redner vorhabe, der Union ein solches „materielles Bekenntniß" zu Theil werden zu lassen, und daß dasselbe etwas Neues, nämlich „die in der Gemeinde lebendige Wahrheit" ausdrücken solle, zeigen folgende weitern Worte: „Wenn nun die Verpflichtung anhebe von dem Schriftprincip und übergehe auf die Verpflichtung, die wahrhaft gültige protestantische Tradition inne zu halten, und dann weiter gehe zu einem materiellen Bekenntniß der Heilswahrheit: dann möchte es am geeignetsten erscheinen, hier ein altes Symbol, insbesondere das Apostolikum, zu wählen. Dagegen aber spreche, daß dieses zu unentwickelt sei, daß es in Einzelnheiten selbst den biblisch Gesinnten Anstoß gebe und daß es auch manches nicht

unbedingt Nothwendige in sich schieße. Das Apostolikum erscheine hiernach bei der Ordination, wo das Gemeindebewußtsein gestärkt werden solle, nicht ganz am Orte, so groß auch sein Werth und so wichtig sein Gebrauch sonst bleiben möge."

In diesen Worten, die ganz im Sinne Uhlich's sind, fällt zweierlei auf. Der Hr. Redner hatte früher gesagt: „Die Generalsynode habe die Pflicht, sich in den Gemeinsinn der Kirche zu versetzen", und, „das Gemeindebewußtsein könne nun einmal doch nicht anders als in Buchstaben und Worten ausgedrückt werden." Jetzt erfahren wir dagegen, daß das von der Generalsynode aufzustellende neue „materielle Bekenntniß" nicht ein Ausdruck des Gemeindebewußtseins sein, sondern daß dieses durch jenes gestärkt werden, sich zu jenem als das Zweite zum Ersten, als das Abgeleitete zum Ursprünglichen verhalten solle. Ferner hatten wir oben vernommen: „Es sei ein großes Glück und eine große Freude, wenn es einer Zeit gelinge, den entsprechenden Ausdruck zu finden", und jetzt verräth uns der Redner seinen eignen Unglauben, ob unserer Zeit ein neues, fertiges, allgemeines oder Gemeinde-Bewußtsein eigen sei, denn er ist hierüber so rathlos, daß er ein altes Symbol, insbesondere das allgemeine apostolische darauf ansieht, ob es nicht zu seinem neuen „materiellen Bekenntniß" am geeignetsten wäre. Endlich hatte der Redner früher gesagt: „Dann geschehe es, daß auf den (neu) gefundenen Buchstaben ein großes Gewicht gelegt werde", und daß dies geschehen würde, zweifle ich nicht, denn das neue Bekenntniß, durch welches das Gemeindebewußtsein zu stärken wäre, soll ja als Ordinationsformular in die Welt treten, soll, wie der Hr. Redner noch gesagt hatte, „ein aufgestelltes Zeichen, ein Leitstern für die Predigt des Wortes" sein; zuerst würde also der geistliche Stand in Predigt, Kinderlehre u. s. w. an das neue „materielle Bekenntniß" gebunden werden. Der Hr. Vorsitzende hatte zwar früher auch gesagt: „Aber damit sei die Freiheit der eignen Entwicklung nicht gehemmt, die Predigt des Wortes nicht beschränkt." Dies ist aber eine gutmüthige Selbsttäuschung, die sich schon unter dem ersten conservativen Nachfolger des Hrn. Ministers als solche erweisen würde.

Auch kann nicht bezweifelt werden, daß ein neuer Buchstabe, wie er ihn aufstellen will, den Geist, welchem die Union ent-

sprossen ist, aus ihr entfernen und dem Sinne schnurstracks entgegen sein würde, in welchem der vorige König von Preußen die Union betrieben hatte. In der Cabinetsordre vom 28. Febr. 1824 wird u. A. gesagt: „daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bezwecke und bedeute, daß die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Konfessionen bisher gehabt, durch die Agende nicht aufgehoben werde;" und in einem eigenhändigen Schreiben des Königs vom 16. Septbr. 1822 an den Diakonus Michler zu Brieg hieß es u. A.: „Es sei für nothwendig erachtet, durch die Verpflichtung der Geistlichen auf das Evangelium und zugleich auf die symbolischen Bücher, als auf die seit drei Jahrhunderten in der evangel. Kirche geltenden Autoritäten, alle individuellen Auslegungen der heil. Schrift, sofern von deren Verbreitung in den Gemeinden durch Lehren und Predigen die Rede sei, zu beschränken."

Geht es nicht offenbar gegen den Buchstaben und Sinn solcher Worte, daß der Hr. Minister seine und der Generalsynode individuelle Deutung der Bekenntnißschriften, in der er zugleich auf die Schrift zurückgehen, also auch deren Deutung feststellen und feststehend machen will, zur „Grundlage für die ganze kirchliche Thätigkeit" zu erheben vorhat? Es muß deßhalb auch mißbilligt werden, daß er in seiner Anrede an die Generalsynode dieser die Meinung angibt, als sei sie die Union, als könne sie im Namen der Union handeln: „Die Union", fährt er nämlich fort, „müsse dabei im Auge behalten, eine Grundlage geben zu wollen nicht bloß für einen einzelnen kirchlichen Act, sondern für die ganze kirchliche Thätigkeit. Sie müsse es sich zum Ziele stecken, das Uebereinstimmende in den Symbolen materiell ausdrücken zu können. Durch einen solchen Ausduck oder einen solchen Auszug aus allen Symbolen erwachse erst ein dogmatisches Recht für ein unirtes Kirchenwesen. Danach müßten wir streben, wir müßten die in der Gemeinde lebendige Wahrheit frisch auffassen und ausdrücken."

Hiernach wäre die in der Gemeinde lebendige Wahrheit eins mit einem Auszuge aus den alten Symbolen, etwas Lebendiges eins mit etwas Todtem. Und ein solcher, wenn vielleicht nicht aus dem Zusammenhange des Buchstabens der symbolischen Schriften,

doch gewiß aus dem Zusammenhange der Gedankenwelt und Ausdrucksweise ihrer Verfasser gerissener Auszug aus denselben soll, wie ich schon angedeutet habe, zugleich für das Wesentliche der einfachen apostolischen Predigt gelten! Denn der Hr. Minister fährt fort: „Was das Ordinationsbekenntniß anlange, müßten wir ausgehen von der apostolischen Predigt, wie sie von Paulus und den andern Aposteln ursprünglich ausgearbeitet (!) worden, und dürften nicht stehen bleiben bei dem Apostolikum, sondern müßten noch tiefer hinuntergehen. Diese Aufgabe sei nicht zu umgehen für die unirte Kirche; könne sie noch nicht einen Ausbau von Lehren darstellen, so müsse sie doch die Grundlagen derselben aufweisen."

So könnte etwa die deutsch-katholische Kirche von sich sprechen, oder die unirte Kirche des Hrn. Redners muß eine andere als die protestantische Kirche Deutschlands sein, denn deren Grundlagen sind vor Jahrhunderten gelegt und an ihrem Ausbau ist seit aller dieser Zeit mit Eifer und Erfolg gearbeitet worden; durch die Union aber wurde nur ein Hinderniß mehr an diesem Ausbau, nicht aber der Bau selber hinweggeräumt.

Die Schlußworte der einleitenden Rede zeigen uns, daß das nun zu verlesende Commissionsgutachten ganz nach den Ideen des Hrn. Ministers „ausgearbeitet" und schon als ein Beitrag oder Anfang zur Verwirklichung dieser Ideen zu betrachten sei. Er fährt nämlich fort: „Der in dem Commissionsgutachten deßhalb gemachte Versuch sei eben nur als solcher zu betrachten. Unabhängig von dessen Gelungensein bleibe der ausgesprochene Grundsatz, daß die Lehrordnung sich darstelle als ein Auszug aus den symbolischen Büchern. Der Vorschlag der Commission in Betreff der ordinatorischen Verpflichtung sei also kurz der: Hinweisung auf die Symbole im Allgemeinen, sodann ein materielles Bekenntniß, gegründet auf Urworte der apostolischen Predigt."

Welche Bedeutung eine solche Verpflichtung für die beabsichtigte Staatskirche haben, daß diese ganz auf ihr auferbaut werden und so an die Stelle der nach seiner Meinung unfertigen Union etwas ganz Fertiges kommen solle, drückt der Hr. Redner noch ganz schließlich mit den Worten aus: „Neben dieser Ordinationsweise wird weiter eine allgemeine Kirchenordnung eine fernere Ausführung derselben Grundidee enthalten müssen." —

Auf den Bericht der aus zehn Mitgliedern bestandenen ersten Commission, welcher nach der oben beleuchteten Rede verlesen wurde, brauchen wir nicht näher einzugehen, da er das Werkzeug ist, dessen wir den Herrn Vorsitzenden sich bedienen sahen, da wir ihn also schon kennen. Nur das von der Commission vorläufig aufgestellte Ordinationsformular, so wie ihre disciplinarischen Vorschläge gegen die Geistlichen, welche demselben nicht gehörig nachlehren würden, und die (sechs) „Resultate“ oder Hauptpuncte des Berichtes werden wir zum größten Theil nicht entbehren können.

Ich vermuthe zwar, daß die Partei, welcher der Vorsitzende angehört und welche wir so wenig mit der preußischen Staatsregierung, als einen preußischen Minister mit dem Könige von Preußen zu verwechseln haben, auch mit dem Rationalismus ihr Heil versuchen würde, wenn sie es für möglich hielte, ihn der Regierung annehmbar zu machen oder auch mit ihm ihr Ziel einer starren Kirchenlehre und Kirchenverfassung zu erreichen.

Aber jetzt kann gleichwohl nicht bezweifelt werden, daß das, was die Generalsynode vorbereitet hat, dem Rationalismus in Preußen den Garaus machen müßte. In der bestehenden evangelischen Kirche ist dieser, den ich keineswegs für etwas Fertiges und Reifes erkläre, dessen Schmälerung und Gefährdung wir aber mit allen Kräften abzuwenden suchen müßten, berechtigt zu bestehen und darum besteht er. Die neu erwachte Wissenschaft war einer der Haupthebel der Reformation des 16. Jahrhunderts, die fortgeschrittene Wissenschaft hat also das Recht, in Sachen der Kirche und Religion auch ferner mit einzureden und mit einzuwirken, und ihr von Kirche und Religion ungetrenntes Erzeugniß ist der deutsche Rationalismus. Tritt aber an die Stelle der Bekenntnißschriften der allgemeinen evangelischen d. h. unirten Kirche, dieser lebendigen Zeugen eines lebendigen Glaubens, dieser reichhaltigen, tiefen und wie alles Geistvolle deutbaren Denkmäler großer Geister und einer großen Zeit ein aus seinem Zusammenhange gerissener, ein todter Buchstabe, so nimmt man der Wissenschaft ihren Platz und dem Rationalismus sein Recht innerhalb der Kirche.

Wenn ich vom Rationalismus spreche, so vergesse ich nicht, daß dieser gleich der Orthodoxie verschiedene Classen und Abstu-

fungen habe, ich rechne daher auch die protestantischen Freunde dazu und nehme für sie dasselbe Recht, dieselbe Duldung in Anspruch, wie für tiefere und umfassendere Rationalisten. Beide theilen dasselbe Grundprincip, wenn sie es auch verschieden und mit mehr oder weniger Umsicht anwenden. Die protestantischen Freunde oder wie man sie seit ihrer größern Ausbreitung nur noch zu nennen pflegt die Lichtfreunde können (wo sie nicht, wie vielleicht hier und da, gänzlich ausgeartet sind) für die Vertreter des populär gewordenen vulgären Rationalismus gelten, der in der Wissenschaft zwar allmälig für ungenügend erkannt, keineswegs aber, wie man aussprengt, hier schon überwunden ist, denn dasjenige, wodurch er überwunden sein soll, ist zum Theil nur Reaction, die auch erst überwunden werden muß, bevor der Rationalismus seine volle Ausbildung gewinnen und dem Gemüthe dieselbe Befriedigung gewähren kann, welche der einseitige Verstand eine Zeitlang bei ihm gefunden hat. Das Volk ist in die Fußstapfen der Gelehrten getreten und ergreift das ihm fremd gewordene Christenthum gleichfalls zuerst wieder mit dem Verstande, also zwar einseitig, aber im Allgemeinen doch nur ausnahmsweise mit Frivolität, wie das auch bei den Gelehrten der Fall war. Daß aber ein vornehm und reactionär gewordener Rationalismus sowohl, als eine Orthodoxie, welche je mehr sie selbst an Terrain verlor dies desto mehr von dem Gegner aussagte, den unter's Volk gedrungenen und hierdurch erst zu seiner größten Bedeutung gelangten Rationalismus ohne Weiteres unterdrückt sehen möchten, statt geduldet, statt in seinen Auswüchsen beschnitten, statt in seinen radicalen Uebergriffen zurückgewiesen, ist leider erklärlich genug.

Den ersten Anstoß zu dem Plan eines neuen „materiellen Bekenntnisses", für welches man die Orthodoxen gewinnen und durch welches man die Rationalisten niederhalten zu können wähnte, scheint ein in Anlage A. des amtlichen Abdruckes der Verhandlungen mitgetheilter, im Jahre 1843 auf der brandenburgischen Provinzialsynode gestellter und dort nicht durchgedrungener Antrag gewesen zu sein, welcher „im Hinblick auf die Bewegungen der protestantischen Freunde in Sachsen" dahin ging: „die Provinzialsynode wolle erklären, 1. daß sie die heil. Schrift als Gottes Wort und Norm des Glaubens erkenne und bei der

eigenthümlichen und constituirenden Lehre der evangelischen Kirche von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an Jesum Christum treu beharre; 2. daß sie hiermit für ihren Schmerz einen Ausdruck suche, daß es unter ihren Amtsbrüdern solche geben könne, welche ihre Stellung im Pfarramte also verkennen und sich in solcher Weise von dem Glaubensgebiete der evangelischen Kirche und der Kirche Christi überhaupt ganz entfernt haben."

In diesem Antrage wird der Grund zu einem neuen materiellen Bekenntniß gelegt, denn es wird ein Dogma der evangelischen Kirche, das der Rechtfertigung durch den Glauben d. h. der innigsten Verbindung zwischen Sittlichkeit und Frömmigkeit, welches der schroffste Orthodox und der entschiedenste Rationalist sich aneignen können, jener als Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an das söhnende Blut Christi, dieser als Rechtfertigung durch die rechte christliche Gesinnung, aus der auch die rechte Handlungsweise folge, dieses Dogma, sage ich, wird durch seine nackte Hinstellung in dem Antrage zu einem kalten Glaubensartikel, zu einem todten aus dem Zusammenhange der Bekenntnißschriften gerissenen Buchstaben und verliert so die lebendige Bewegung und Bedeutung, den mystischen, anregenden, Allen Alles gewährenden deutbaren Sinn, welcher ihm in der Vorstellungsweise der Reformatoren und im Zusammenhange mit deren ganzen in den symbolischen Büchern und ihren übrigen Schriften niedergelegten Lehre eigen ist.

Eben so nackt, eben so geistlos und geisttödtend, weil unerklärt, unvermittelt und unentwickelt, stellte die Commission den Buchstaben einzelner Dogmen als eine neue **regula fidei** auf, aber als eine Glaubensregel, die dem Streite der Parteien und damit ihrer eignen Flüssigkeit entzogen, der also ihre lebendige Kraft genommen wird. „Die Commission vereinigte sich über folgende das Lehramt als solches angehende Vorhaltung bei der Ordination:"

„Wer zum Lehramt der evangelischen Kirche gesetzmäßig berufen worden ist und durch Gebet und Handauflegung dazu eingesegnet werden soll, hat öffentlich zu bezeugen, daß er im evangelischen Gemeindeglauben stehe, demnach zum Ersten nicht seine eignen Meinungen, noch irgend welcher menschlichen Obrigkeit

Satzungen, sondern das Wort Gottes, welches in den prophetischen und apostolischen Schriften enthalten ist, zum Richtmaße seiner Lehre nehme, zum Andern, daß er in derjenigen Auslegung der h. Schrift, welche sie sich durch das Gesetz der Sprachen und den Geist Christi gibt, nach den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und nach dem Vorbilde der Urkunden der gesegneten Reformation, unter welchen die älteste und angesehenste das Augsburgische Bekenntniß ist, unter Gottes Beistand fortzufahren gedenke."

So weit der allgemeine Theil dieser vorgeschlagenen Formel, in welchem zuerst die geschraubte, den gesunden Verstand fliehende und ihre Hohlheit hinter Mangel an Tiefe versteckende Sprache auffällt, z. B. wenn von einer Auslegung die Rede ist, welche die h. Schrift sich selbst gebe. Wortgeklingel dieser Art wird man in der Augsburgischen Konfession und ihrer Apologie, in den Schmalkaldischen Artikeln u. s. f. vergeblich suchen und sie nicht einmal in der von Pfaffen gemachten Concordienformel finden. Zweitens liegt ein Widerspruch darin, daß der Geistliche, „keinerlei menschlicher Obrigkeit Satzungen zum Richtmaß seiner Lehre zu nehmen" in einer von menschlicher Obrigkeit gewollten und betriebenen „materiellen" Verpflichtungsformel geloben soll. Drittens ist es nach heutigem Sprachgebrauche bedenklich, daß ohne nähere Bestimmung gefordert wird, der Geistliche solle keine eignen Meinungen vortragen; denn dadurch scheint diejenige individuelle Auffassung des Christenthums, welche in Beziehung auf seinen geschichtlichen Theil und auf die dogmatische Lehre der Kirche in Deutschland von der Wissenschaft und dem Geiste der Reformation, dem Geiste der freien Forschung geheiligt ist, d. h. der Rationalismus in seinem Rechte und Bestehen gefährdet und bedroht zu werden.

Wir lassen nach diesen Einwürfen den besondern Theil der von der Commission vorgeschlagenen Formel folgen:

„Da nun die Summe solcher Auslegung ist, daß Christus uns gemacht ist von Gott zur Weisheit, zur Heiligung und Erlösung, so bekenne sich der Diener am Worte zum Glauben: an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden; und an Jesus Christus, seinen eingebornen Sohn, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm und als Prophet von Gott mächtig von That und Wort den Frieden verkündigt, der um

unserer Sünden willen dahin gegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist, sich gesetzt hat zur Rechten Gottes und herrschet als Haupt der Gemeinde ewiglich; und an den heiligen Geist, durch welchen wir Jesum einen Herrn heißen und erkennen was uns in ihm geschenkt ist, der den Gläubigen bezeuget, daß sie Gottes Kinder sind und ihnen das Pfand unvergänglichen Erbes wird, das behalten wird im Himmel. Insbesondere bezeuge das evangelische Lehramt, daß wir nicht durch des Gesetzes Werke, sondern aus Gnade selig werden durch den Glauben, der das Herz erneut und in der Liebe kräftig die Früchte des Geistes hervorbringt."

So weit die geistliche Formel. Dann fährt die Commission ganz im Einklange mit dem, was wir aus dem Munde des Vorsitzenden schon vernahmen, fort.

„Genügt nun dieses als Bekenntniß des Lehramtes, so ist damit doch der gesammten kirchlichen amtlichen Verwaltung, der liturgischen und anderer, noch keine allgemeine dogmatische Grundlage gegeben, und die evangelische Union hat somit noch nicht geradezu und unmittelbar das bezeichnet, was das Gemeinsame aller Symbole sei, auf welche berufen werden mag und worin sie selbst gegründet ist."

Also wird auch hier das Belieben der Commission auf einmal der evangelischen Union untergeschoben. Diese muß das obige „Bekenntniß des Lehramtes" gemacht und soll bloß noch nicht alles Nöthige damit bezeichnet haben.

Eine nähere Bestimmung des vorgeschlagenen Bekenntnisses war auch um so nöthiger, je vager und also freier es immer noch bliebe. Der Hr. Minister hatte mit großer Duldsamkeit in seiner Rede gesagt: „Es gebe eine Richtung in der Theologie, die gar nicht an die alte Trinitätslehre anknüpfen wolle. Wenn aber solche Richtungen einmal vorhanden seien und sich doch von dem Schatze des Evangeliums nicht losgesagt hätten, so seien wir ihnen auch Etwas (nachzugeben) schuldig." Diesen Worten hatte die Commission unstreitig in dem Bekenntniß Folge gegeben, aber „irgend welcher Obrigkeit Satzungen sich nicht zur Richtschnur nehmend" bleibt sie nicht lange bei so löblichen Absichten des Hrn. Ministers stehen, denn sie fährt fort:

„Die Commission hat sich daher eine Kirchenordnung der

Union gedacht, in welcher auch eine kurze materielle Lehrordnung Platz findet, worin sich die Lehre als vollständiger Auszug der in allen bis hierher in der Landeskirche irgend gegoltenen evangelischen Bekenntnißschriften dargelegten Grundsätze ausspricht", worin also die Bekenntnißschriften ihre Geltung und Bedeutung an einen willkürlichen Auszug aus ihnen abtreten.

Unter den vorerst nur „angedeuteten" Sätzen der in solchem Auszuge enthaltenen „allgemeinen dogmatischen Grundlage der gesammten kirchlichen amtlichen Verwaltung" kommen nun folgende vor: „Der einige lebendige Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, hat sich uns zum Heile als Vater, Sohn und heiliger Geist geoffenbart, denn es (l. er) ist Ein Gott und Vater, von welchem alle Dinge sind und wir in ihm, und Ein Herr, Jesus Christus, durch welchen alle Dinge sind und wir durch ihn, und Ein Geist, durch den wir erkennen, was uns in Christo geschenkt ist."

Da diese Sätze der gesammten kirchlichen amtlichen Thätigkeit zum Grunde liegen sollen, der angeführte Satz aber die Dreieinigkeitslehre in ziemlich bestimmten Worten enthält, so sinkt die Ordinationsformel dadurch zu einem leeren Schein herab oder kann höchstens sagen wollen: der rationalistische Geistliche könne gegen die Trinität denken, wenn er nur nach ihr lehre. Wir stehen hier also ganz auf Seiten des Hrn. Ministers gegen die Commission, und daher wird jener auch uns beipflichten, wenn wir behaupten: daß diejenige einmal vorhandene Richtung, welche gar nicht an die Trinitätslehre anknüpfen will, ohne sich doch von dem Schatze des Evangeliums losgesagt zu haben, d. h. daß die so verbreitete, von dem Minister hier einmal, und mit Recht beschützte rationalistische Richtung auch an den dritten schwülstigen und unverständlichen der vier Commissionssätze gar nicht anknüpfen will: „Das ewige Wort ist Mensch geworden und in die Welt gekommen, uns selig zu machen von Sünden, denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt durch den Tod seines Sohnes" u. s. w. —

Die Grundlinien, welche die Commission für das vom Kirchenregiment zur Aufrechthaltung der reinen Lehre der Formel und der vier Sätze einzuhaltende Verfahren zieht, nähern sich demjenigen, welches das gegenwärtige Ministerium der geistlichen

Angelegenheiten schon immer nach Kräften befolgt hat. „Das Aeußerste", sagt das Gutachten, „was die Kirche in Rückwirkung gegen eine sie verleugnende Willkür der Lehre oder des Wandels thut, ist, daß sie sich und ihr Amt zurücknimmt und verwahrt"; und das hat, um die Sprache des Gutachtens zu reden, die Kirche bereits bei Rupp und Wislicenus gethan, beide gewiß nicht meine Männer, welche aber ein anderes Verfahren von Seiten des Kirchenregiments vielleicht nicht so weit geführt hätte und die sicher mehr diesem als sich selbst ihre Anhänger verdanken.

Welche der wohlbegründeten und herrlichen Freiheit des deutschen Protestantismus zuwiderlaufende Ordnung das Gutachten der Commission zugleich mit seiner Ordinationsformel eingeführt wissen wolle, ist aus folgenden darin vorgeschlagenen neuen Kirchengesetzeu zu schließen:

1. und 2. Nicht bloß „in Bezug auf Angriffe auf den evangelischen Glaubensgrund", sondern auch auf „Heterodoxien" „ist der öffentliche Lehrer (also nicht bloß der Geistliche) überall verpflichtet, theils von den Amtsgenossen Erinnerungen anzunehmen, welche in den Grenzen der brüderlichen Bescheidenheit bleiben, theils eigentlich amtliche von seinen Vorgesetzten."

Ein solcher Vorschlag ist entweder ein ganz unpraktischer oder ein ganz praktischer. Wenn das letztere, so können die Vorgesetzten und Amtsgenossen mit ihren theils amtlichen theils brüderlich bescheidenen Ermahnungen jeden nur etwas freisinnigen oder überhaupt jeden ihnen oder ihren Vorgesetzten und der herrschenden Partei mißfälligen Geistlichen und Lehrer zu Tode quälen oder doch ganz gewiß vom Amte treiben.

Unter 3. folgt eine förmliche Aufreizung zu Ketzerriecherei und zu Angeberei gegen solche Lehrer, welche im Geiste des deutschen Protestantismus und nicht der Ordinationsformel und der vier Sätze lehren sollten: „Beschwerden des Presbyteriums oder der Gemeindeglieder über Mißbrauch der Lehrfreiheit sind in der Regel an die Behörde der Kirchenvisitation zu richten oder wenn die Visitation nicht abgewartet werden kann, jedenfalls zunächst an die Kreissynode, welche sich der gütlichen Ausgleichung und Verständigung zu befleißigen und beide Seiten nach Befinden gegen einander zu vertreten, oder an die höhere Stelle zu berichten hat."

Wüßte man die Geistlichen — denn die Candidaten gerathen wie sie sollen — eben so zur Annahme einer solchen Ordinationsformel u. s. w. zu bringen, wie man sie früher zur Annahme der Agende zu bringen wußte, so möchte ich wissen, ob ihnen nicht unter der Herrschaft dieser Grundlinien einer guten Kirchenzucht jede Sehnsucht nach dem Genusse alter und wohlerworbener Gedankenfreiheit und Gedankenherrlichkeit vergehen müßte.

Unter der Ueberschrift „Resultate" gibt die Commission daher (schließlich) als einstimmiges Ergebniß ihrer Berathungen ihr Gutachten dahin ab:

„1. Eine irgendwie geordnete Lehrfreiheit und dem zufolge ein das Lehramt verpflichtendes öffentliches Bekenntniß, an welchem der berufene und zu verordnende Geistliche ausdrücklich, wiewohl ohne Eidschwur, Theil nimmt und welches rechtliche Wirkungen hat, ist Erforderniß und der Würde der Kirche angemessen. 2. Das Lehramt lediglich auf Schriftmäßigkeit und auf das richtschnurliche Ansehen des Wortes Gottes zu verpflichten, genügt nicht. Die lehrende, berufende, ordinirende Kirche muß eine Stellung zu ihren Bekenntnissen nehmen." (der Hr. Minister äußerte sich mit denselben Worten) „3. Wo es Sitte und Recht oder ausdrückliches ordnungsmäßiges Verlangen der Gemeinden und ihrer Vertreter oder Patrone ist, daß der Geistliche auf ein lutherisches oder reformirtes Bekenntnißbuch berufen werde, ist es schon in Bezug auf die erst werdende und nicht zu erzwingende Lehrunion nicht thunlich," (also nach orthodoxer Seite hin Schonung, nach rationalistischer keine oder doch keine ernstlich gemeinten Zugeständnisse!) „dem von Seiten der Landeskirche und des Kirchenregimentes entgegenzutreten; das letztere hat aber auch theils in Rücksicht auf schon bestehende Unionen, theils in Betracht des ganzen zeitlichen Zustandes und geschichtlichen Entwicklungsganges sich einer neuen Einführung der unbedingten Verpflichtung auf bestimmte symbolische Bücher zu enthalten," (wer bezweifelt das?) „darf also auch sich des Ordinations-Actes nicht dazu bedienen. 4. Es ist an sich zulässig und im Interesse der evangelischen Union, sowie der Pacification der Kirche" (wozu ist die nöthig und was soll pacificirt werden?) „erforderlich, es nächst der Verpflichtung des Lehramtes, das Wort Gottes zum Richtmaße zu nehmen bei einer allgemeinen Hinweisung auf die in

den Bekenntnissen der allgemeinen Christenheit und den Lehrzeugnissen der Reformation vorgebildete Auslegung bewenden zu lassen, unter der Bedingung, daß von da das Formular der Vorhaltung an den Ordinanden zu einem materiellen Bekenntnisse in Urworten der Schrift und nach Analogie der Apostellehre übergehe, wovon oben ein Beispiel gegeben worden ist" (Das heißt mit den deutlichsten Worten: Die oben beispielsweise vorgeschlagene oder irgend eine ähnliche Ordinationsformel wird an die Stelle der drei ökumenischen Symbole und der Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche treten. Heißt es also nicht auch: An die Stelle der nur auf den letztern beruhenden, nur durch sie zu Rechte bestehenden Landeskirche wird eine nach Art der englischen auf etlichen todten Glaubensartikeln beruhende Staatskirche errichtet und auf diese Weise die nach dem auch darin einstimmigen Ausdruck des Berichterstatters und des Vorsitzenden „werdende" Union mit Einem Schlage in eine gewordene verwandelt werden?) „5. In eine zu erzielende Kirchenordnung und also auch Lehrordnung der evangelischen Union würde als symbolische Grundlage aller kirchlichen Thätigkeiten und als Auszug des principiellen Inhaltes aller der reformatorischen Bekenntnisse, welche Geltung in der Landeskirche haben, ein einfacher Ausdruck des evangelischen Lehrbegriffs aufzunehmen sein, wie er oben gleichfalls in kurzer Andeutung (in den berührten 4 Sätzen) vorgelegt worden ist."

Schon die Ausdrücke der Commission zeigen, daß hier weltliche Klugheit etwas „erzielen" will, was in der Reformation Begeisterung und Weisheit schufen und gründeten.

In den Verhandlungen über den Bericht oder das Gutachten der Commission, wie sie jetzt in 5 Sitzungen vom 14. bis zum 20. Juli, Statt hatten (S. 139—205.), wurde so entschieden als triftig von den Einen alles vorgebracht und von den Andern nicht widerlegt, was die Unräthlichkeit und das Unrecht der von den Männern des Gutachtens vorgeschlagenen Umwälzung der bestehenden Verhältnisse der evangelischen Kirche Preußens in's klarste Licht setzte. Der Hr. Vorsitzende mischte sich nicht in diese Verhandlungen. Der Hr. Berichterstatter sprach aber in einem Ton, der recht gut zeigte, in wessen Namen er sprach, denn er fertigte, wie wir später sehen werden, Gründe mit Verweisen ab und fügte

den Verweisen Drohungen bei. Welche Stellung dieser Mann schon in der Commission eingenommen hatte, bezeugen sogleich die Worte des nach ihm auftretenden Nebenberichterstatters, Hrn. Sydow, welcher mit dem 4. „Resultat" des Gutachtens nicht übereinstimmte und seine abweichende Ansicht jetzt darlegte. Er ergreift nämlich „nur mit großer Schüchternheit" das Wort, denn, sagt er, „schüchtern muß ich wohl sein, wenn ich zunächst bedenke, wem gegenüber ich rede, nämlich einem Manne, von dem ich mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkennen muß, wie er während der Arbeit Ihrer Commission mich in meinen Bedenken stets väterlich, ja brüderlich vernommen (also nicht erinnert?) hat, dem die deutsche Theologie willig den Kranz reicht."

Hr. Sydow scheint es gleichwohl gut zu meinen, aber er gehört den Gefühlsdialektikern,* wie ich sie nennen möchte, an, welche nicht taugen den Dingen auf den Grund zu sehen. Er weicht, nach seinen eignen Worten, nicht nur bedeutend von dem Gutachten ab, sondern geht in gewisser Beziehung sogar über dasselbe hinaus und überfliegt das Ziel in einem Grade, daß er wirklich die ungefährlichste Opposition abgab, welche man der Commission beigeben konnte; denn er sagt selbst: „Ich bin im Geiste mit dem Hrn. Referenten ganz einig; es ist wie gewiß uns Allen so ihm und mir darum zu thun, die große Aufgabe zu lösen, um die es sich jetzt handelt, nämlich die evangelische Freiheit des Individuums und näher des Lehrindividuums mit der kirchlichen Ordnung zu vereinigen, denn allerdings Ordnung muß sein." (Ist denn nicht Ordnung und wenn sie nicht ist, wessen Schuld ist's?) „Wenn nach dem, was ich sagen will als meine Ueberzeugung, Willkür und wüstes Wesen in unsrer Kirche eintreten müßte, so wollte ich mich davon (nämlich von seiner Ueberzeugung) lossagen aus dem Trieb meines Gewissens, auch wenn ich mich in der Theorie noch nicht widerlegen könnte." Hr. Sydow will aber, als seine Ueberzeugung, jede, also auch die für die Union in Preußen bestehende Verpflichtung auf die symbolischen Bücher abgeschafft wissen und verkennt, daß dies u. A. um der innerhalb der Union, also mit Duldsamkeit gegen Andersdenkende, mehr oder weniger streng an lutherischen oder reformirten Bekenntnißschriften festhaltenden Gemeinden willen unthunlich und wegen der nicht nur über die Symbole, sondern auch über die Bibel unklar

hinausdrängenden, mitten in der ersten Gährung begriffenen Lichtfreunde unräthlich ist.

Auch in den Beispielen, womit er seine Ansicht unterstützt, ist Hr. S. unglücklich. Er sagt, nirgends sei von jeher die Verpflichtung strenger festgehalten und gehandhabt worden, als in der englischen Kirche, die Strafe dafür sei das Absterben aller Theologie gewesen. Er vergißt aber ganz, daß in den protestantischen Kirchen Deutschlands und in derjenigen Preußens im Allgemeinen nur eine milde Verpflichtung auf die symbolischen Bücher herkömmlich oder doch gesetzlich ist und daß in denjenigen unirten Kirchen, wo auch diese aufgehoben wurde, die hieraus hervorgegangenen Früchte vielleicht nicht immer zu loben sind; er vergißt ferner den Unterschied zwischen demjenigen, worauf in England streng und in Deutschland mild verpflichtet wird, den Unterschied zwischen Symbolen wie die **XXXIX** Artikel, und den Bekenntnißschriften der deutschen evangelischen, ganz besonders aber der lutherischen Kirche, deren Werth und Bedeutsamkeit noch auf der Generalsynode das verdiente Lob fanden.

Auch die Ordinationsformel, welche Herr Sydow am Schlusse seines Nebenberichtes vorschlug, war höchst übereilt. Danach soll der Ordinandus u. A. erklären: „Ich bezeuge noch insbesondere, daß ich Alles, was aus den in der gesegneten Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert hervorgegangenen symbolischen Schriften wider solche Irrthümer und Mißbräuche gelehrt wird, die diesen einigen Grund unseres Heiles verdunkelt haben und verdunkeln, mit dem Worte Gottes völlig übereinstimmend finde und unter Gottes Beistand fortfahren werde demgemäß zu lehren und in der Kirche über den, solcher Lehre angemessenen Ordnungen zu halten.“ Hiergegen machte in einer der folgenden Sitzungen Professor Müller aus Halle mit Recht bemerklich: „Damit werde zu viel gefordert und eine Verpflichtung auf ein ganzes **Corpus librorum symbolicorum** eingeführt, insoweit dieses eine Polemik gegen die katholische Kirche enthalte. Wer aber möchte die Möglichkeit leugnen wollen, daß die Reformatoren hier im Einzelnen Fehlgriffe gethan haben könnten, daß sie, indem sie etwas Falsches bekämpften, selbst etwas aufgestellt, was nicht ganz richtig und schriftgemäß wäre?“

Auf den Bericht und Nebenbericht folgten nun die ange-

gebenen Verhandlungen, aus denen ich wenigstens so viel anführen muß, als zur Rechtfertigung der strengen Urtheile dient, welche außerhalb der Synode, z. B. in der evangelischen Kirchenzeitung, über das später zu Stande gebrachte und von der Synode angenommene Ordinationsformular und über die bei demselben betheiligten Personen ausgesprochen sind.

Einer der ersten Redner, der durch Hrn. Eichhorn nach Königsberg berufene und jetzt bereits statt des in eine höhere Stellung gekommenen Hrn. Nitzsch nach Bonn beförderte Professor und Consistorialrath Dorner sprach gegen und für oder für und gegen die beabsichtigte Neuerung. Er polemisirte zuerst gegen die bestehende preußische Landeskirche, gegen das Ordinationsformular der Agende, welchem er den Vorzug zum Vorwurf machte, daß es die in jeder Provinz herkömmlichen Symbole besonders berücksichtigt. Er knüpfte aber hieran Bemerkungen, welche nur einen Sinn haben, wenn sie gegen die Commission gedeutet werden: „Frage man nun, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, so denke man zunächst an ein neues Bekenntniß. Ein solches Unternehmen müsse aber auf den verschiedenartigsten Widerspruch treffen. Schon in formeller Hinsicht fehle es der evangelischen Kirche an jeder gültigen Form, eines zu Stande zu bringen — — und was die materielle Beziehung betreffe, so finde er in den symbolischen Büchern immer noch einen ganz zureichenden Ausdruck seines apostolischen Glaubens, könne auch die Fortschritte der Wissenschaft noch lange nicht für so gereift erkennen, daß ein neues Bekenntniß Bedürfniß geworden wäre. (Auch unsere Ansicht.) Und denke man wieder an die Abschaffung der Symbole überhaupt, oder doch dieses oder jenes Symbols" (wird an eine solche Abschaffung zu denken nicht eben durch die Verpflichtungsformel der Agende verhütet, welche neben den allgemein gültigen auch den im Einzelnen gültigen Symbolen ihre Geltung nicht schmälern will?) „so liege ja die Gefahr eines Unternehmens auf der Hand, das den Verband der evangelischen Gesammtkirche an den zartesten Stellen zu lockern geeignet sei. Wolle man sich ferner als ein Glied der großen evangelischen Gesammtkirche fühlen, so dürfe man an dieser Grundlage nicht rütteln. Ein Symbol abzuschaffen, sei keine evangelische Einzelkirche befugt. Wolle man hiernach wenigstens noch an Abänderung der vorhandenen Bekenntnisse

denken, so heiße abändern doch im Grunde nichts anderes als Altes abschaffen, Neues an die Stelle setzen."

Nichts desto weniger zeigte Hr. D. am Schlusse seiner Rede, wie leicht er zu gewinnen sein werde, denn er faßte seinen Antrag dahin zusammen: „daß er die Vorschläge der Commission zur Annahme empfehle in Beziehung auf die Principien, wogegen in Beziehung auf die vorgeschlagenen Formulare erst der Zukunft überlassen werden möge, dieses Weitere auf geeignete Weise zu fördern; während er jedoch den Wunsch nicht zurückhalte, es möchten die entworfenen Formulare wenigstens die Bedeutung gewinnen, daß die Versammelten ihren gemeinsamen Glauben darin niedergelegt und ausgesprochen fänden."

Gegen die Commission und ihr Gutachten sprach ohne Zweideutigkeit sogleich nach Hrn. Dorner Hr. Göschel, aus dessen Rede ich nur folgende wenigen Worte anführen will: „Wir alle seien Kinder einer zerfallenen, bewegten, gährenden Zeit, wir hätten alle, wenn uns auch unter Ringen und Kämpfen darüber hinausgeholfen wäre, einen Antheil an dieser Krankheit. Eine solche Zeit sei weniger als irgend eine berechtigt, an dem Bestande zu rütteln, zu richten und abzuschließen; durch eine Neuerung der vorgeschlagenen Art werde der Zerfall, so besorge er, nur noch größer und schlimmer."

Pfarrer Gräber aus Gemarke, Vorsitzender der rheinischen Provinzialsynode, widerlegte die Spitzfindigkeiten derer, welche die Neuerung dadurch decken wollten, daß sie die Union als etwas Unbestimmtes, Werdendes, Unfertiges und in der Luft Schwebendes darstellten. Das Bekenntniß der evangelischen Kirche sei, sagte er, nicht ein Gesetz, so daß jeder Buchstabe unverletzlich und jede Abweichung strafbar wäre; aber es sei darin ein Zeugniß in der Art, daß es sich selbst dem Worte Gottes als seinem Gesetze, seiner Regel und Richtschnur unterwerfe. Die Union lehre so deutlich, wie man die Verpflichtung auf den lebendigen Inhalt des Symbols zu verstehen habe. Die Union bestehe als vollendete Thatsache und diejenigen, welchen sie nur als Lebensgemeinschaft, nur in sittlicher Beziehung gelte, hätten die Union noch nicht erkannt. Wir haben gemeinsame Agenden, Katechismen, Liturgieen, Gesänge und Gebete, wir haben unirte und sogar viele combinirte Gemeinden, die mitten in der Union stehen, wir

haben Prediger lutherischer Herkunft in reformirten Gemeinden und umgekehrt. — — Sei die Union nicht überall vollzogen, so liege dies vielleicht daran, daß sie zu voreilig, zu früh unternommen oder vielmehr daß bei allen solchen Unternehmungen die Reaction unvermeidlich sei. — — Es entstehe daher die Frage: worauf die Unirten zu verpflichten seien; denn bei den Andern verstehe sich's ja von selbst. Zur Antwort diene: Es liege in dem Begriff der Union, daß die streitigen Punkte theils mehr oder minder überwunden, theils der Hoffnung auf zukünftige Einigung anheimgegeben seien. Die Union setze einen gemeinsamen Glauben voraus, natürlich zunächst in denjenigen Punkten der Bekenntnißschriften, in welchen Uebereinstimmung stattfinde, aber auch schon vor der Union habe sich dieselbe verwirklicht in denjenigen lutherischen Predigern, welche sich zum reformirten, so wie in den reformirten, welche sich zum lutherischen Typus herübergeneigt hätten. Da habe demnach schon in jeder Kirchengemeinschaft wie der Dissensus, so auch der Consensus vorgelegen. Betrachte man nun die Reformatoren und ihre Nachfolger als eine große Gemeinschaft, so sei eine Vereinigung in demjenigen, worin die Bekenntnisse übereinstimmten, schon zur Zeit der kirchlichen Begründung der Union so groß gewesen, daß sie auch äußerlich hervorgetreten. Daraus folge auch, daß sich die unirten Gemeinden zu den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche im Allgemeinen vereinigten und darauf verpflichteten, zumal es in dem principiellen Charakter der Bekenntnißschriften liege, daß nur auf ihren biblischen Inhalt verpflichtet werde, was denn besser sei als eine Verpflichtung auf ein materielles Princip, während eine Verpflichtung auf die Bekenntnisse, weil und insofern sie biblischen Inhaltes wären, keinem Bedenken unterliege.

Von streng orthodoxen Mitgliedern der Generalsynode wurde noch in der entschiedensten Weise gegen das neuernde Gutachten der Commission gesprochen. Einer brach in Luther's Worte aus: Lieber Herr Christus, halte du selbst Concil. Dem Generalsuperintendenten Sartorius von Königsberg entfuhren die Worte: Das Kirchenregiment sei im weitesten Sinne auch nur Kirchendienst und keine Kirchenherrschaft. Es sei selbst gebunden, da es am Bekenntniß nichts ändern, sondern nur schützen könne.

Wir beschränken uns darauf, von den Reden gegen die

Commission noch die des Staats- und Kirchenrechtslehrers Stahl und des Theologen Twesten anzuführen. Der erstere sagte u. A.: „Daß die Symbole aufhören sollten, dürften auch diejenigen nicht anstreben, welche in ihrer Erkenntniß über dieselben hinausgegangen zu sein glauben (wie z. B. Prof. Müller, der erklärt hatte: Orthodoxie und Christenthum seien nicht mehr identisch). Denn auch sie können nicht wollen, daß Fried' und Eintracht von der evangelischen Kirche weiche und die beiden Richtungen, die strengere und die freiere Theologie, in zwei feindliche Heerlager sich trennen, sie, die von Natur bestimmt sind beisammen zu bleiben, einander in Liebe zu tragen und sich gegenseitig zu ergänzen und zu berichtigen."

Ferner sagte Hr. Stahl: Sie (die Männer der strengeren Richtung) erkännten in den Bekenntnißschriften den bis jetzt adäquatesten Ausdruck der göttlichen Offenbarung und müßten zwar darauf halten, daß dieselben die theologische und rechtliche Grundlage der Kirche blieben, aber es komme ihnen nicht in den Sinn, sie zu einer äußerlichen Fessel des Predigtamtes zu machen, zu einem Codex der Lehre. Der einzelne Geistliche müsse eine freie Stellung zu denselben haben, sowohl damit er selbst in evangelischer Freiheit aus seinem Innersten heraus die Schriftwahrheit reproducire, als, damit die Kirche an Schriftwahrheit sich stets bereichere, damit sie im Fortgange der Zeit ihr Symbol zwar nie abändere, denn dessen bedürfe es nicht, wohl aber je mehr und mehr es läutere, vergeistige, verkläre. Die praktische Aufgabe scheine ihm daher die: den möglichst adäquaten Ausdruck für diese Stellung der Kirche und des Einzelnen zu den Bekenntnißschriften zu finden. Diese Aufgabe habe die Commission aber weit überschritten und er müsse sich ihrem Gesammtunternehmen, wie es sich besonders in Nr. 4 u. 5 der Resultate herausstelle, auf das Entschiedenste widersetzen, denn dieses sei am Ende kein geringeres, als die Beseitigung aller bisherigen Symbole und Andiestellesetzung eines neuen. So sei es und das liege in den Anträgen der Commission, die das zwar nicht Wort haben wolle, weil sie die kirchenrechtliche Bedeutung jener Anträge nicht richtig gewürdigt habe.

Diesen Angriff begründete Hr. Stahl dann in einem ausführlichen Vortrage.

Hr. Twesten begann damit: Wenn der Hauptpunkt des neuen Gutachtens, die Aufstellung einer neuen Bekenntnißformel angenommen werden sollte, so würde er dies für das größte Unglück halten, welches die evangelische Kirche seit Jahren betroffen. — — Im Commissionsgutachten werde an die Stelle des alten Bekenntnisses ein neues gesetzt, auf welches verpflichtet werden solle. Die evangelische Kirche stehe und falle mit ihrem Bekenntnisse, für dieses habe Deutschland 30 Jahre lang geblutet, unter dem Gezänk der Schultheologen habe es seine Kraft bewiesen in herrlichen Kirchenliedern, in Männern wie Arndt und Spener, in den Tagen des überhandnehmenden Unglaubens sei es der Trost derjenigen, die an dem Bestehen der Kirche nicht irre werden mochten, bei der Rückkehr zu einer tiefern Auffassung der christlichen Wahrheit das Panier gewesen, um welches die Gleichdenkenden sich gesammelt. Und nun, nachdem die Zeit der Stürme überstanden, sollte das, was der Unglaube nicht zu entreißen vermochte, durch die Beschlüsse der ersten unter so großen Hoffnungen zusammengetretenen Generalsynode beseitigt werden? Die Union zwinge am allerwenigsten zu solcher Maßregel — — es komme bei ihr allein auf die Einsicht an, daß die Verschiedenheit der confessionellen Ueberzeugungen fortan keine Trennung der Kirchengemeinschaft begründen solle u. s. w.

Die Twesten'sche ausführliche Rede bildete den Schluß der 21. Sitzung vom 18. Juli. Der 19. war ein Sonntag, an welchem der Berichterstatter die Betrachtungen angestellt haben mag, welchen er am Montag in der 22. Sitzung, der letzten in der bezeichneten ersten Abtheilung der Verhandlungen „über die Verpflichtungen der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften", Worte gab. Bis dahin hatte er noch, so oft er das Wort ergriff, an sich gehalten, wie sehr es ihn auch verdrießen mußte, die durch Stellung, Namen und Einsicht hervorragendsten Mitglieder der Synode gegen sich zu haben. Jetzt konnte er seinen Unmuth nicht länger bezähmen.

„Der Vortrag dieses Redners (Twesten's), hub er an, scheine ihm als Angriff auf das Commissionsgutachten ein verfehlter zu sein, weil er dasselbe unter einen ganz verfehlten Gesichtspunkt

gestellt habe und statt zur Förderung dieser Angelegenheit beizutragen vielmehr alles bei'm Alten lassen wolle, während es doch nicht bei'm Alten bleiben könne."

Nach diesem Machtspruch, daß geneuert werden müsse und solle, fährt er fort: „Wenn aber auch viele Anführungen des Dr. Twesten an der Commission gleich Wettern vorübergegangen seien, so dürfe doch nicht unerwähnt bleiben, daß von dem neuen Bekenntnisse der Commission in einem Sinne geredet worden, wozu sie keine Veranlassung gegeben habe: als bestehe sie aus Männern, die bei geringer Kenntniß etwas Großes unternehmen wollten."

Dem Schlimmsten glaubte Hr. Nitzsch dadurch auszuweichen, daß die Vorschläge ja nur Vorschläge seien. Als wenn die Versammlung das nicht gewußt hätte! Sie wußte aber auch, wohin die Vorschläge führen würden, welche Wirkungen und Folgen ein neues Ordinationsformular und Zubehör, ob in der vorgeschlagenen, ob in etwas abgeänderter Gestalt, für die Kirche haben müßte. Denn was man wollte, stand gewiß aus der Rede des Vorsitzenden und dem Gutachten der Commission fest; über die Art, wie man es zu wollen habe, konnte man handeln und sich vergleichen.

Die Sache könne bei'm Alten nicht bleiben, heischte der ministerielle Berichterstatter, und der verehrte Gegner (der bisherige „dieser Redner" oder „der Dr. Twesten") habe die Sache selbst nicht weiter gefördert. Die Sache befinde sich in der Lage, daß das Kirchenregiment mit Sicherheit keinen Schritt voranzuthun wisse und ohne Synode nicht entscheiden wolle. Die Kirche selbst befinde sich also in einer Verlegenheit, die sich an die Geschichte der Ordinationsformulare anschließe.

Also berief er sich wie noch Alle, welche Freiheiten unterdrücken halfen, auf die Nothwendigkeit und that, als ob diese unbestreitbar wäre. Außerdem protestirte er gegen etwas, das kein Mitglied der Synode behauptet hatte: „daß die Union etwas bloß Moralisches, Geistiges, nichts Kirchliches, nichts Positives, eine löbliche Indifferenz in Bezug auf lutherische und reformirte Systeme und Unterscheidungslehren sei"; er knüpfte hieran als gleichbedeutend den Satz, welcher eben in der Synode so starken Widerspruch gefunden: „und daß sie nicht eine eigenthümliche

Stellung erhalte in eigenthümlicher, einer spätern Sprachentwicklung angemessener Weise." Dann folgt die Stelle, welche ich hervorheben will, und welche sowohl die geheimsten Gedanken des Gutachtens verräth, als das Schicksal voraussagt, womit dieses den Rationalismus bedroht: „Dawider werde er stets protestiren, daß die Union nicht eine Macht habe in Bezug auf Sondersymbole und durch Neutralisirung derselben immer mehr erlangen werde, zumal sich behaupten lasse, daß der Rationalismus in Deutschland in der lutherischen Kirche vermöge ihrer Einrichtungen am Mehrsten gepflegt sei."

Wie fein war diese Wendung nicht, daß durch das Gutachten dasjenige gerettet werden solle, was die strengsten Gegner, welche es in der Synode gefunden, durch dasselbe bedroht glaubten, und dennoch hatte den Redner nur die äußerste Noth und Verlegenheit zu diesem bis zuletzt aufgesparten Schreckschuß verleiten können, denn wie plump war es nicht doch, offen und öffentlich zu gestehen, daß man es in Preußen auf eine gewaltsame oder willkürliche Unterdrückung des Rationalismus abgesehen habe.

Der Hr. Berichterstatter schloß mit der frommen Wendung: „Man schreie immer über das Neue; o, wenn wir doch in vieler Beziehung nur recht neu werden möchten!" und unerschüttert durch alle Angriffe und wohl wissend, was sich dennoch von der Generalsynode erlangen lassen werde, fügte er ruhig hinzu: „Sei denn aber auch der Commission in vielfacher Beziehung Unrecht geschehen, so glaube er doch, daß man einer Vereinbarung mit den Gegnern des Commissionsgutachtens nahe treten könne."

Und dieser Glaube sollte nicht zu Schanden werden. Nachdem der Commission noch drei Mitglieder mehr beigegeben waren, änderte sie an den Worten des Ordinationsformulars, welches darauf in der durch die öffentlichen Blätter allgemein bekannt gewordenen Gestalt nach neuen langen Verhandlungen mit 48 gegen 14 Stimmen von der Generalsynode angenommen wurde.

(Anmerk. Dieser Aufsatz war zuerst gedruckt in Röhr's Krit. Pred.-Bibl.)

Einige Stellen aus Aufsätzen in Bülau's „Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik" von 1846 und 1847.

— — — Im Bewußtsein des Volkes lebt noch eine Ueberlieferung davon fort, mit was für geistlosen theologischen Klopffechtereien von Luther's letzten Lebensjahren an bis zur Versteinerung des lutherischen Lehrbegriffes und Ertödtung des wahren lutherischen Geistes in der Kloster-Bergischen Concordienformel die deutsche Welt des 16. Jahrhunderts sich unterhalten lassen mußte. Das Volk weiß es dagegen weniger, daß die aufgeklärten und weitersehenden Männer jener Zeit, welche im Kampfe mit den lutherischen Zeloten unterlagen, schon damals eine freiere Richtung in der Theologie vertraten und eine vernünftigere Dogmatik anstrebten, daß Melanchthon selbst — denn dessen Freunde und Schüler hatten dieses Streben — sich z. B. einer beschränkten Auffassung des nur durch diese in übelm Rufe stehenden Dogmas der Rechtfertigung durch den Glauben und im Dogma vom Abendmahle der unsinnigen Ubiquitätslehre *) mit Aufopferung aller Lebensruhe entgegensetzte, sowie er auch allein das Schiff der lutherischen Kirche mit leiser Hand von der Klippe abgezogen hatte, wohin Luther es getrieben haben würde und welche die reformirte Kirche durch Calvin's Schuld nicht vermied — der Augustinischen Praedestinationslehre.

Alle diese Kämpfe, in denen Weisheit und Vorsicht in der Regel an Dummheit, Fanatismus und Ehrgeiz scheiterten, leben in der dunkeln Erinnerung des Volkes fort, die Sieger in jenen Kämpfen drückten der Theologie für lange den Stempel ihrer Geistlosigkeit auf, der Rationalismus dann kam nicht über die Kritik der Bibel und Dogmatik hinaus, die Schleiermacher'sche Schule endlich wußte sich nicht volksthümlich zu machen und that, soweit sie nicht von dem Geiste ihres Lehrers abgewichen und

*) Daß Christus nicht bloß mit seinem Geiste, sondern auch mit seinem Leibe allgegenwärtig sei.

der Reaction gefällig geworden war, erst kürzlich und auch da nicht einmal freiwillig den ersten Schritt zur Popularität *).

Ist es also zu verwundern, daß man sich gewöhnte unter „Theologie des 16. Jahrhunderts" alles zusammenzufassen, sowohl was die Luther und Melanchthon begeistert und geistvoll gelehrt und geschaffen hatten, als wozu dies von den Amsdorf **), Flacius, Mörlin, Wigand, Heßhuß und wie sie alle heißen entstellt wurde, und daß man noch heute von der Augsburgischen Konfession und ihrer Apologie, den Arbeiten Melanchthon's, von Luther's Schmalkaldischen Artikeln ohne sie zu kennen und mit eben solcher Geringschätzung spricht, als von der Concordienformel, dem Machwerke der Chemnitz, Andreä und Selnecker, Namen, von welchen niemand im Volke mehr weiß? Ist dies zu verwundern, wenn sich ein Schlosser, ein Gervinus ***), ungleich jenem von ihnen gepriesenen Lessing, der die ächte und die ausgeartete Orthodoxie zu unterscheiden und jene zu schätzen verstand, in diesen allgemeinen Ton einstimmen und „symbolische Bücher", „Theologie des 16. Jahrhunderts" als Schlagwörter ihres Tadels gebrauchen?

— — — Der Streit, welcher eben jetzt über die symbolischen Bücher wieder mit so thörichter Erbitterung und so einseitig von zwei Seiten geführt wird, wäre so leicht zu schlichten. Um bei der lutherischen Kirche stehen zu bleiben, deren symbolische Schriften eine größere geschichtliche Wichtigkeit haben, als die der reformirten, so schwankte man in ihr bis zur Einführung der Concordienformel (1580) sowohl rücksichtlich der Schriften, welchen

*) Durch ihre Theilnahme an dem bekannten Proteste vom 15. August 1845.

**) Dem blinden Freunde und Anhänger Luther's, von dessen Geiste er keine Ahnung hatte. Er war es, der sich im Streite mit Major zu der in der Concordienformel gerügten Behauptung hinreißen ließ: „daß gute Werke den Gläubigen an ihrer Seligkeit hinderlich und schädlich seien."

***) Wenn ich diese beiden Männer, Lehrer und Schüler, hier zusammen nenne, so mache ich doch einen großen Unterschied zwischen beiden, indem ich bei Schlosser wahres, bei Gervinus mehr ein gemachtes Verdienst annehme. Was Schlosser betrifft, so hat sich aber leider immer mehr herausgestellt, daß bei ihm der Geist den Charakter überwiege.

man neben der Augsburgischen Konfession symbolisches Ansehen beilegen wolle, als rücksichtlich der Verpflichtung darauf. Es galten, um ein einziges Beispiel anzuführen, auch Melanchthon's berühmte **Loci** lange und oft als symbolische Schrift, und es war um so ungerechter, daß sie als solche nicht mit in das Concordienbuch aufgenommen wurden, als die Augsburgische Konfession und ihre Apologie, besonders die erstere, von Melanchthon nur im Auftrage der evangelischen Partei verfaßt waren, und nun keine Privatschriften von ihm, wie doch von Luther die Katechismen, kirchliches Ansehen erhielten oder behielten.

Was die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher vor Einführung des Concordienbuches betrifft, so war dieselbe nicht durchgängig üblich; der Freund Melanchthon's, Hardenberg, Prediger in Bremen wollte sich nicht einmal auf die Augsburgische Konfession verpflichten, obgleich er sich mit ihrem Inhalte einverstanden erklärte. „Er könne sich", erwiederte er dem Bremer Magistrat, der auf Antreiben seiner Gegner das von ihm verlangte, „mit Eid und Gelübden auf kein anderes Buch als die Bibel verbinden; auch sei er, da ihm das Lehramt in Bremen übertragen worden, nicht auf die Augsburgische Konfession und ihre Apologie berufen worden." Und jene Weigerung war es auch nicht, weshalb ihn die Gegenpartei zuletzt vom Amte trieb.

Erst durch das Concordienbuch wurden die noch jetzt sogenannten symbolischen Bücher der lutherischen Kirche in dieser als streng und allein verbindlich eingeführt, aber auf verwerfliche Weise, durch verwerfliche Mittel und nicht in allen deutschen Ländern. Wo man sie nicht annahm, nahm man nur die Concordienformel selbst nicht an. Mit den übrigen Theilen des Concordienbuches *) fühlte und dachte man sich nirgends in Widerspruch. — In unsern Tagen, wo der Widerspruch unbestreitbar stattfindet und auch ebenso unbestreitbar der Werth der Kirchenlehre, nämlich der ungefälschten Kirchenlehre unterschätzt wird, würde es wohl ebenso verkehrt sein, irgend Jemanden auf den spätern Eindringling, die Concordienformel, länger in irgend

*) Dieses enthält außer der berüchtigten Concordienformel selbst: die herkömmlichen drei ökumenischen Symbole, die Augsb. Konfession, deren Apologie, die Schmalkaldischen Artikel, den großen und den kleinen Katechismus Luther's.

einer Weise verpflichten, als die übrigen symbolischen Bücher in solchem Grade in Vergessenheit bringen zu wollen, daß der Geistliche, der Volkslehrer sich gar nicht mehr um sie zu bekümmern hätten. Eine bedingte Verpflichtung darauf, mit Unterordnung derselben unter die richtig ausgelegte Bibel, sollte man überall, wo sie noch besteht, auch fortbestehen lassen und wo sie nicht mehr besteht, darf man dies bedauern.

— — — Blicken wir nach welcher Seite wir wollen, überall ist man entschlossen, mit der Vergangenheit abzuschließen und die Zukunft für immer festzustellen. Was früher nur ein Necken und gegenseitiges Zerren der verschiedenen religiösen und kirchlichen Parteien war, ist auf einmal zu einem unreifen, aber entschiedenen Plane geworden. Der Rationalismus hat sich überlebt, rief Hengstenberg, geben wir ihm jetzt den Rest, stoßen wir ihn auf Gottes Geheiß, wie Abraham die Hagar und ihren spöttischen Sohn, in die Wüste, die sein Reich ist. Die Orthodoxie, die Theologie des 16. Jahrhunderts, mit der uns Luther besser ganz verschont hätte, ist erstorben, antwortete Gervinus, und die Zeit für den Deismus gekommen, ergreifen wir in seinem Namen Besitz von deutscher Welt. Nein, legen sich die eklektischen Theologen wie Nitzsch und Andere in's Mittel, weder Ihr noch Ihr seid im Rechte, aber beide mahnt Ihr uns, Euch zuvorzukommen, und sie vereinigen sich auf der Generalsynode zu Berlin, zu einer für Deutschland unerhörten „materiellen" Ordinationsformel, welche, wenn das Kirchenregiment sich dieselbe anzueignen vermöchte und dann ihre Einführnng durchzusetzen versuchte, alles in Verwirrung bringen müßte. Deshalb läßt sich denn endlich die Stimme des freisinnigen, aber alten und die Auflösung alles Bestehenden auf kirchlichem Gebiete besorgenden de Wette dahin vernehmen: Haltet fest an den Konfessionen, stärket die Konfessionen!

Indessen das Sprüchwort sagt: „Bange machen gilt nicht", und alle diese Ansichten, Versuche und Vorhaben mögen, wünschen wir, zu nichts Weiterm als zu etwas sehr Wohlthätigem führen: nämlich, daß man die eignen Schwächen und die Stärken der Gegner besser erkennen und schätzen und sich gegenseitig mehr achten und dulden lerne, daß man sich auf geistige Wirkung und

geistige Mittel beschränke und durch sie die Religion der Zukunft, d. h. die künftige Gestaltung des Christenthums vorbereite. Und so läßt es sich auch schon an. In de Wette's Zuruf kann man wenigstens die gerechte Mahnung finden: das Bestehende nicht gewaltsam aufzuheben, sondern an dem status quo der evanlischen Kirche, in Preußen der Union, mit Mäßigung und Weisheit festzuhalten. Die Deutsch-Katholiken haben sich durch die großartigen Plane, welche ein hochfahrender Enthusiasmus mit ihnen vorhatte, nicht irre machen lassen und suchen das Erreichte und Erreichbare zu retten, indem sie sich der zudringlichen Gönnerschaft der Lichtfreunde immer mehr erwehren. Die Lichtfreunde werden sich in ihren bessern Gliedern dem gesetzlich fortschreitenden und duldsamen Rationalismus wieder anschließen und der Rest mag denen zur Warnung und Abschreckung dienen, welche unsre Zeit für reif zu religiösen Umgestaltungen hielten. Die Hengstenbergische Partei hat den Einfluß, welchen man ihr von oben einräumte, bereits an das heutige theologische Justemilieu abtreten müssen und dieses hat seine Herrschsucht nicht schneller als seine Unzulänglichkeit an den Tag gelegt. Alle mögen fortwirken wie sie es glauben verantworten zu können, aber alle mit dem Bewußtsein ihrer Mängel. Ich selbst bekenne mich offen zum vulgären Rationalismus und würde wenn ich dazu den Beruf und die Fähigkeit hätte meine geringen Kräfte zu seiner Hebung und Vervollkommnung gebrauchen.

Aus dem Vorworte vom Dezember 1845 zu der Schrift „Ueber den Deutsch-Katholicismus."

— — — Ihre Richtung, ihre subjectives Belieben ist es, was die sogenannten Orthodoxen nicht minder durchsetzen wollen, als die Lichtfreunde. Beide fühlen und finden wohl, daß die symbolischen Bücher diesem Belieben einen Zaum anlegen, daß sie, weil auf einem System beruhend, die ausschweifenden Geister beschränken, und beide erkennen nicht oder wollen nicht erkennen, daß dies System gleichwohl eine Weite habe, um verschiedene Richtungen zuzulassen, daß diese Weite durch die Entstehungsweise der einzelnen, jedesmal zu besondern Zwecken verfaßten symbo-

lischen Bücher noch größer werde. — — — Sind die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche nicht bloß aus der frühern Lehre der Kirche und Kirchenväter, sondern zugleich aus der neu ausgelegten Bibel hervorgegangen, und liegt ihr Verständniß so wenig auf der Hand als das der Bibel, so muß ich auch sie, sowohl weil sie als menschliche Bücher eine Auslegung zulassen und bedürfen, als weil wir in der Erklärung der Bibel Fortschritte gemacht haben, frei deuten und nach kritischen Grundsätzen erklären, muß in ihnen wie in allen menschlichen Büchern das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Bleibende vom Vergänglichen sondern dürfen. Darin liegt gerade ihr großes Verdienst, daß dies möglich ist, daß ihr Alter sie nicht werthlos gemacht hat. Besonders hat unsre Zeit keinen Grund, diese noch durch nichts Besseres ersetzten Bekenntnißschriften mit Nasenrümpfen zu betrachten, denn sie versteht noch lange nicht, was Luther verstand: Einen einzigen großen Sinn in der Bibel zu finden und dessen nicht zu achten und das nicht zu sehen, was diesem Einen Sinn rechts und links in ihr zu widersprechen scheint. Die Partei Hengstenberg's macht sich nichts oder wenig mehr aus den symbolischen Büchern, *) die Lichtfreunde noch weniger, und jene glaubt — was eine Auflehnung gegen die Kirche und Reformation ist — die alleinberechtigte Herrin und Meisterin in der Auslegung der Bibel zu sein, diese können wie vor allen der gute Wislicenus keine zehn Schritte in der Bibel thun, ohne Anstoß zu

---

*) „Unser ganzes Trachten", sagte Hengstenberg kürzlich in seiner Kirchenzeitung, „geht nur dahin, die Schrift, die ganze heilige Schrift wieder zu innerer und äußerer Geltung in der Kirche zu erheben, die Bekenntnisse haben uns nur als Zusammenfassungen des Schriftinhaltes Bedeutung, die für den Einzelnen, der im Glauben steht, unnöthig, nur durch das Bedürfniß der Kirche erfordert werden." Stellen sich hiermit Hr. H. und seine Partei nicht offenbar über die Kirche, über deren Bedürfniß sie hinaus sind? Muß die hochmüthige Einbildung, ohne die Kirche und durch andere Mittel als diese im Glauben zu stehen, sie nicht nothwendig dahin führen, mehr als bloße Glieder der Kirche sein zu wollen? Doctrina Papae, heißt es in den Schmalkald. Art., multipliciter pugnat cum evangelio et arrogat sibi Papa auctoritatem divinam — — quia non vult ab ecclesia aut ab ullo judicari et antefert suam auctoritatem judicio Conciliorum et totius ecclesiae.

nehmen und zu straucheln. Da wird dann um leere Worte gestritten: ob die Bibel ein göttliches oder menschliches Buch sei, ob die Vernunft sie auszulegen habe oder nicht. Als wenn es nicht vielmehr darauf ankäme, etwas aus der Bibel darzulegen, woran Gott im Himmel seine Freude haben, und was die Menschen und ihre Vernunft befriedigen und ausfüllen könne.

— — Vielleicht wäre Rupp nicht so weit gegangen, wenn Hengstenberg nicht so weit gegangen wäre, und für gewiß halte ich, daß Rupp's Absetzung keine neue Secte in der evangelischen Kirche Preußens hervorrufen würde, wenn das Volk nicht dafür hielte, daß Hengstenberg von oben begünstigt werde. Lassen die Regierungen die Parteien gehen, halten sie mit Mäßigung und Weisheit, statt mit Eifern, an dem Grundbestande der Kirche fest, so wird das Volk nicht für oder wider einen einzelnen überspannten Geistlichen Partei nehmen. Nie war es in politischer wie in kirchlicher Beziehung wichtiger, als heute: den äußersten Parteien nicht durch Begünstigung der einen und damit Herausforderung der andern Nahrung zu geben. Daß Völker und Fürsten diese Wahrheit beherzigen, davon scheint mir das Heil unsrer Zukunft abzuhängen. —

Nachdem das Obige geschrieben war, brachten die Zeitungen die bestimmte Nachricht, daß die Amtsentsetzung des Pfarrers Rupp die Bildung einer „rationalistisch-evangelischen Kirchengemeinde" zur Folge haben werde, wenn die Regierung nicht den Ausweg einschlage, den die „junge Gemeinde" selbst ihr offen lasse: Bestätigung des Dr. Rupp als erwählten Predigers der reformirten Gemeinde in Königsberg. Zugleich melden sie, „daß sich 67 evangelische Geistliche unter dem Vorsitze des bekannten „hellerleuchteten" Pfarrers und Landtagsabgeordneten Zittel von Bahlingen am 17. Sept. 1845 zu Freiburg im Breisgau versammelt hätten, daß auf dieser Versammlung vorzüglich die Frage aufgestellt sei, ob die innere Trennung, die in der evangelischen Kirche eingerissen, zu einer äußern Spaltung führen müsse, um dem eindringenden Pietismus gegenüber die Freiheit der Lehre und des Geistes überhaupt zu erhalten. Man habe zwar eine förmliche Scheidung noch zu vermeiden gewünscht, sich aber zu der Erklärung gedrungen gefühlt: 1) daß man jede Glaubensautorität der Kirche verwerfe u. s. w."

Diese Nachricht ist vielleicht ungegründet, vielleicht ungenau; wo nicht, so wird hoffentlich der bessere Liberalismus, wird das Volk einem solchen Treiben der Geistlichen keinen Vorschub leisten; aber ich kann doch auch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß die Begünstigung der Hengstenbergischen Partei solche Rückwirkungen hervorrufe. Ohne diese Begünstigung würde selbst eine ungerechte Absetzung eines kecken oder unvorsichtigen rationalistischen Geistlichen keine Folge wie in Königsberg haben, obgleich ich nicht weiß, warum da doch hier kein Parteihaß im Spiele sein kann eine Versetzung solcher Geistlichen, falls sie strafbar sind, an abgelegene Landgemeinden oder irgend eine andre milde Maßregel nicht ausreichen sollte.

Verhandlungen des Frankfurter Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung über die Abweisung Rupp's aus der Hauptversammlung zu Berlin.

(Aus Nr. 314 der Allgemeinen Zeitung von 1846.)

(**Frankfurt a. M.,** 5. Nov. 1846). Gestern ging es am Tage lebhaft und am Abend stürmisch in Frankfurt zu, denn der Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung hielt im großen Saale des Weidenbusches eine Generalversammlung. Nur um dieser beiwohnen zu können waren noch in den letzten Tagen viele neue Mitglieder dem Verein beigetreten, und die Zahl der Anwesenden mochte nahe an tausend sein. Der Zweck der großen Mehrzahl war: den Bericht des Hrn. Schöff Harnier, welcher den hiesigen Hauptverein in Berlin vertreten hatte, anzuhören und ihre Mißbilligung über die Ausschließung Rupp's an den Tag zu legen. Da dieser „Wille des Volkes" zum voraus bekannt war, so gehörte wirklich einiger Muth dazu, als Gegner Rupp's vor der Versammlung zu erscheinen; denn es ließ sich erwarten oder doch befürchten, daß die populären, ich meine liberalen Redner nicht bereit sein oder nicht verstehen würden den guten Instinct des Volkes auf den rechten Punkt zu leiten. Der Instinct des Volkes sagt ihm mit Recht, daß Rupp als Individuum nicht bloß seiner Behauptung nach, sondern auch in Wahrheit christlich und positiv genug denke, um ferner als Mitglied einer Kirche gelten zu können, die ja auch eine „allgemeine" heißen will, und in welcher der Begriff einer unsichtbaren Kirche als der höchste Begriff der Kirche gilt, der besonders dann festzuhalten ist, wenn es sich, wie in der Gustav-Adolf-Stiftung, um Werke der Liebe handelt, und wenn man, um diese Werke der Liebe in der ausgedehntesten Weise üben zu können, den geschichtlichen Begriff der evangelisch-protestantischen Kirche mit Recht schon möglichst weit genommen hat. Ein sehr guter Redner der orthodoxen Partei, Hr. Pfarrer Richter von Praunheim, gestand am gestrigen Abend auch offen und entschieden zu, Rupp sei in Berlin nicht aus dogmatischen Gründen abgewiesen, denn Rupp für seine Person stehe dem

positiven Christenthum weit näher, als z. B. die dort zugelassenen Uhlich und Wechsler, aber es fehle demselben jedes der drei Merkmale, deren wenigstens eines zum Protestanten nöthig sei: er gehöre keiner durch die Zeit geheiligten, wenn auch nie anerkannten protestantischen Secte an; er bekenne sich nicht mit voller Entschiedenheit zu dem formellen und materiellen Princip des Protestantismus (d. h. zu der heiligen Schrift als höchster und einziger Glaubensnorm und zu dem Dogma der Rechtfertigung durch den Glauben); ihm fehle endlich das dritte Merkmal, welches der Orthodoxe gelten lasse: es sei die freie Gemeinde in Königsberg, zu welcher Rupp, obwohl positiver denkend als diese Gemeinde selbst, sich bekenne, von dem Staat, der allerdings toleranter sei als sie (die Orthodoxen), noch nicht anerkannt. Lag hierin gleich, daß die orthodoxe Partei Rationalisten wie Uhlich nur gezwungen anerkenne, aber sich diesem Zwange füge, so enthielt es doch auch zu Gunsten Rupp's den Widerspruch, daß dieser, wenn auch kein Protestant im Sinn der preußischen Landeskirche, doch im Sinn des Princips der evangelischen Kirche den Orthodoxen näher stehe, als so mancher Rationalist, den sie nun anerkennen müßten. Hierin hatte Hr. Richter sowohl nach dem Inhalt der Schriften Rupp's, als durch den Umstand recht, daß Rupp durch seine Amtsentsetzung zu seinem Austritt aus der unirten preußischen Kirche gedrängt wurde. Seine Amtsentsetzung ging von seiner Predigt gegen den Eingang oder die Verdammungsformel des Athanasianischen Symbols aus. Diese Predigt war thöricht und unnöthig, weil niemand in der Gemeinde etwas von dem Athanasianischen Symbol weiß und erfährt, aber aus demselben Grunde waren die Schritte des Königsberger Consistoriums gegen Rupp zu streng und hart, da das genannte Symbol in der Kirche nie das Ansehen des apostolischen, für welches Rupp sogar predigte, gehabt hat und in der Gemeinde nicht gleich dem apostolischen in Gebrauch steht. Daher vertheidigte — um auf die Verhandlungen am gestrigen Abend zurückzukommen — Hr. Richter auch Rupp's Nichtzulassung nicht und wünschte bloß, daß der Frankfurter Hauptverein sich nicht für berechtigt erachten möchte, den Beschluß der Hauptversammlung in Berlin für ungültig zu erklären, und hierin hatte er gewiß vollkommen recht; denn die Berliner Hauptversammlung war unstreitig competent

gewesen und Hr. Schöff Harnier hatte keine Instruction überschritten, durch welche ihm ein Votum, wie er es abgegeben, untersagt gewesen wäre. Pfarrer Richter beantragte ferner, daß der Frankfurter Hauptverein nächstes Jahr seinen Abgeordneten zur Hauptversammlung dahin instruiren solle, daß die Bestimmungen in Betreff Rupp's von dieser selbst zurückgenommen und Aehnliches in Zukunft vermieden werde. Bedenkt man, daß Rupp in Berlin nur mit einer sehr kleinen Mehrheit ausgeschlossen war und die öffentliche Meinung seine Ausschließung fast einstimmig als ungerechtfertigt getadelt hat, so konnte die gestrige Frankfurter Generalversammlung mit dem neuen Triumph, welcher für die Ansicht der Mehrheit in den Zugeständnissen eines der Hengstenbergischen Richtung entschieden angehörenden Geistlichen wie Richter lag, um so eher zufrieden sein, als es ihr ja daneben frei stand, das Votum ihres Abgeordneten in Berlin mit einem Tadel zu belegen. Aber dieser gemäßigte Mittelweg, bei welchem die Sache keine Parteisache ward und in welchem ein moralischer Sieg lag, der auch den gesetzlichen nach sich ziehen mußte, fand keine Gnade bei der Versammlung und den liberalen Rednern, welche dieser nachgaben, statt sie zu lenken. Obgleich diejenigen, welche in Berlin für die Zurückweisung Rupp's stimmten, dies nach einer, wenn auch irrigen, doch gewissenhaften Ueberzeugung thaten, so wurde doch gleich in der ersten Rede von einem rationalistischen Geistlichen, welche auf den ohne Anzüglichkeiten gestellten, auch der mildern Auslegung gar wohl fähigen Antrag des **Dr. med.** Mappes folgte, mit solchen auf das „Ich kenne meine Pappenheimer" gestützten Ausfällen von Jesuitismus, Ketzergericht u. dgl. m. um sich geworfen, daß nach einem so wohlschmeckenden Vorgerichte an keine erfreuliche Verhandlung mehr zu denken war. Schöff Harnier würde sehr übel gefahren sein, wenn er sich in seinem Benehmen und Sprechen nicht sichtlich gemäßigt hätte, und die Pfarrer Willich (von Seckbach) und Richter wurden für den geringsten freien Ausdruck, den sie sich gegen die erwähnten Ausfälle erlaubten, förmlich von der Menge überlärmt und angetobt. Wenn aber ein im Allgemeinen so anständiges und im Einzelnen so verständiges Publicum wie das Frankfurter in solchem Grade ohne Ursache leidenschaftlich sein

kann, so geht daraus hervor, auf welcher niedrigen Stufe der Entwickelung unser öffentliches Leben noch stehe.

Was die Sache oder die Verhandlungen weiter betrifft, so war die Begriffsverwirrung unter den liberalen Rednern, wenn auch Dr. Reinganum im Uebrigen mit unbestreitbarem Geiste und Talent sprach, so groß als möglich. Harnier, Willich und Richter erklärten alle drei, daß sie unter der protestantisch-evangelischen Kirche nicht die verschiedenen protestantischen Landeskirchen verständen, und statt sie hierbei zu fassen und ihnen zu sagen: daß dann auch die allgemeine Anerkennung Rupp's als Protestant nicht von seiner Nichtanerkennung als solcher in Preußen abhängig sei, statt hervorzuheben, daß eine einzelne Landeskirche Gründe haben könne, eine einzelne Secte nicht anzuerkennen oder die Anerkennung derselben zu verschieben, ohne daß hierin für die allgemeine protestantische Kirche ein Grund liege, sie für unprotestantisch zu halten, konnte man von den trivialsten Sätzen nicht loskommen, that man, als wenn es gar keine Landeskirchen unter uns gegeben hätte, gebe und geben könne, und berief sich unaufhörlich darauf, daß niemand ein Recht habe, nach der Ueberzeugung eines Mitgliedes der Gustav-Adolf-Stiftung zu fragen. Aber danach will auch niemand fragen. Die Frage ist vielmehr: wenn ein Mitglied der Gustav-Adolf-Stiftung alles Maß im Nichtglauben überschritte, und diese seine Gesinnung ohne danach gefragt zu sein offen an den Tag legte, ob ein Hauptverein das Recht habe, ein solches vom christlichen Glauben ganz losgesagtes Individuum als Abgeordneten in die Hauptversammlung zu senden, wenn man es auch als beitragendes, gebendes Mitglied nicht zurückweisen kann oder will? Schickt man einen solchen Unchristen dennoch, ob dann die Hauptversammlung nicht das Recht habe ihn auszuschließen? Eine gewisse Gränze muß sein, und ich bin überzeugt, daß die Mehrheit des Frankfurter Hauptvereins nichts gegen die Berliner Nichtzulassung Rupp's erinnern würde, wenn der Fall wäre, was nicht der Fall ist: daß sich Rupp zwar mit dem Munde als einen evangelisch-protestantischen Christen bekännte, aber eine Gesinnung an den Tag gelegt hätte, wobei ihn auch der freisinnigste Protestant weder für einen Christen noch Protestanten mehr halten könnte.

Lücke und Ullmann über Rupp und den Gustav-Adolf-Verein.
1847.

Zwei rühmlichst bekannte Theologen unsrer Zeit, die Herren Professoren Lücke und Ullmann haben zusammen eine Schrift über die Nichtannahme Rupp's auf der Berliner Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereines ausgehen lassen, worin sie ihre Gegner in dieser Sache von vornherein als Leute betrachten, die ohne Gründe und auf ungeziemende Weise gestritten hätten. „Selbst unter denen", so heißt es in dem Vorworte des sonst so milden Hrn. Ullmann, „die ich in dieser Sache als Gegner betrachten muß, denke ich mir gern solche, die auch Entgegengesetztes zu hören nicht von vornherein schlechthin abgeneigt sind. Ihnen sage ich mit dem edeln Griechen: Schlaget aber — höret! Und wenn Ihr dann, nachdem Ihr gehöret, glaubt schlagen zu müssen, so schlaget mit Gründen und fechtet so, wie es sich in einem ehrlichen und offenen Kampfe schickt."

Ich habe mich in Nr. 314 der Allgemeinen Zeitung von 1846 gegen die Abweisung Rupp's mit Gründen ausgesprochen, „geschlagen" aber, d. h. scharf getadelt dort nur die Art wie sich in der Generalversammlung des Frankfurter Hauptvereins vom 4. Nov. die Mehrheit und einige ihrer Redner gegen die Minderheit benahmen, während ich Achtung vor den Gegnern empfehle, denjenigen, welche in Berlin für die Zurückweisung Rupp's stimmten, eine „gewissenhafte Ueberzeugung" beilege und durch meinen ganzen Aufsatz zeige, daß ich dieser Ueberzeugung nicht deshalb entgegen war, weil ich die Aufwallungen der Lichtfreunde getheilt hätte. Ich stimmte schon in jenem Berichte und stimme noch heute mit demjenigen überein, was Hr. Lücke S. 11 sagt: Die Frage, von der es sich handelt, „gehöre an sich, besonders aber in den gegenwärtigen religiösen und kirchlichen Gährungen, zu den schwierigsten der Zeit, und je schwieriger sie gerade in praktischer Beziehung sei, desto mehr hätte es sich geziemt, sie in gegenseitiger Gerechtigkeit und Liebe gemeinsam zu lösen;" ich

halte es aber für Uebertreibung, daß er eine Frage, die er hiermit selbst als eine streitige, zweifelhafte bezeichnet, „eine eigentliche Lebensfrage nicht blos des Gustav-Adolf-Vereins, sondern der dabei sehr betheiligten Kirche“ nennt. Ich habe früher behauptet, die Mehrheit der Mitglieder des Vereines müsse sich der nach meiner, hierin mit den Verfassern zusammentreffenden Ansicht gesetzlich und gültig von der Berliner Hauptversammlung beschlossenen Nichtannahme Rupp's unterwerfen, und ich behaupte ebenso: die Minderheit, falls sie gesetzliche Beschlüsse ehrt, muß sich fügen, wenn Rupp auf der nächsten Hauptversammlung zu Darmstadt zugelassen werden sollte. Alles, was auf Seiten der Minderheit weiter ginge, als eine solche Zulassung auf erlaubte Weise in Wort und Schrift durch die siegreiche Kraft ihrer Gründe zu verhindern, wie Drohen mit Austreten in Masse, wie hier und da laut wurde, erkläre ich, wofür ich ein ähnliches Benehmen meiner eignen Meinungsgenossen erklären würde, für kindisch, weil es beweist, wie wenig Erfahrung und Ausdauer wir Deutschen noch in Betreibung öffentlicher Angelegenheiten haben.

Ich tadle mit Lücke, wie ich es vor ihm getadelt habe, daß „man die Entscheidung der Mehrheit auf der Berliner Hauptversammlung als ein Glaubensgericht einer besondern theologischen Partei ausschreit;“ ich tadle aber nicht weniger, daß er selbst das Votum der doch nicht bloß durch ihre Zahl bedeutenden Minderheit auf jener Versammlung als aus Uebereilung und „Eifersucht“ hervorgegangen darzustellen scheint (S. 7 und 8). Ich kann ebenso nicht billigen, daß er, von Rupp's Austritt aus der „preußischen Landeskirche“ redend, sofort Landeskirche mit evangelischer Kirche („evangelische Kirche, vulgo Landeskirche“ S. 9), verwechselt. Und auch bei dieser Auffassung bestände die evangelische Kirche doch aus sehr vielen, nach den gegenseitigen Begriffen wesentlich verschiedenen Landeskirchen, und Rupp hätte z. B. im Großherzogthume Hessen-Darmstadt, wo keine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher mehr besteht, nicht mit demselben Scheine des Rechtes abgesetzt werden können, wie innerhalb der preußischen Landeskirche. Ich habe Rupp's Predigt gegen das Athanasianum früher als „thöricht“ getadelt, ich gebe zu, daß ein minder origineller Mann als er sich auch nach dieser Predigt mit seiner vorgesetzten kirchlichen Behörde, die dies wünschte und die Hand dazu

bot, verglichen haben würde. Aber das Kirchenregiment in Preußen sollte doch die originellen Köpfe auch nicht herausgefordert und aus ihrer Dunkelheit gezogen haben. Denn wenn, wie die „Evangelische Kirchenzeitung" jetzt der Generalsynode von 1846 und dem preußischen Kirchenregiment u. a. vorwirft, diese einem neuen Staatskirchenformular zu lieb das Apostolicum abschaffen wollen, wenn der Cultusminister auf derselben Synode, (Amtlicher Abdruck der Verhandlungen S. 138), sagen kann: Es scheine bedenklich, die Verpflichtung auf das Athanasianum beizubehalten. In der That gehöre dasselbe in seinem Eingange (nur gegen diesen verdammenden Eingang hatte R. gepredigt) nach der ethischen Seite hin einer Auffassung an, von der man nicht sagen könne, daß unter ihrer Vorwirkung der Evangelische Geist (der Geist des Evangeliums) in der Kirche lebendig gewesen; wenn, sage ich, dergleichen vom Kirchenregimente in Preußen selbst ausgehen darf, so muß man — und damit soll kein Tadel im Allgemeinen, sondern nur gegen diejenigen ausgesprochen werden, welche über Parteilichkeit bei den Gegnern klagen — so muß man näher oder entfernter zu einer Partei gehören, um sich in der Rupp'schen Absetzungsgeschichte gleich Hrn. Lücke nur gegen Rupp aussprechen zu können. Sehr richtig scheint mir dagegen alles, was sich für und gegen Rupp's „Nichtannahme" zu Berlin sagen läßt, was diese also zu einer Controverse macht, die je nach den Umständen so und anders entschieden werden kann, in folgenden Worten Lücke's ausgedrückt zu sein: „So lange die freie Gemeinde in Königsberg und ihr Führer Rupp die Grundsätze der evangelischen Kirche nicht geradezu verleugnen, wird man sie zur evangelischen Kirche im weitesten Sinne rechnen können, aber doch nur als eine Secten- oder Separatistengemeinde." Ganz richtig; wer also den Gustav-Adolf-Verein für einen Verein zu Liebeswerken innerhalb der evangelischen Kirche im weitesten Sinne ohne Rücksicht auf die dogmatischen Unterschiede zwischen Gemeinden und Individuen hält, der wird sich für Rupp's Zulassungsfähigkeit als Abgeordneter im Gustav-Adolf-Vereine aussprechen; wem aber evangelische Kirche gleichbedeutend ist mit evangelischen Landeskirchen, der dagegen. Lücke fährt fort: „und zwar als eine eben erst leidenschaftlich entstehende, der es zur Zeit noch an aller öffentlichen und förmlichen Anerkennung fehlt und von

der man gar nicht sagen kann, wie sie sich in ihrer weitern Entwickelung zur evangelischen Kirche positiv verhalten und stellen werde." Dies ist wieder so richtig als wichtig, aber da nun der Gustav-Adolf-Verein zu Werken der Liebe dienen soll und die Liebe, wie der Apostel sagt, Alles hoffet, so sprach ich mich in der Allgemeinen Zeitung dahin aus, daß man Rupp in Zukunft so lange als Abgeordneten zulassen möge, bis ihn „auch der freisinnigste Protestant weder für einen Christen noch Protestanten mehr halten könnte." Wollte man noch über diese Grenze hinaus gehen und z. B. auch einen Wislicenus zum Abgeordneten erheben, so bin ich überzeugt, daß die Ansicht der Lichtfreunde auf die Dauer hierin nicht durchdringen würde. — Schließlich spreche ich mein Bedauern darüber aus, daß ein sonst so einsichtsvoller Mann wie Herr Lücke über die Tagesblätter, („aufgewühlter Staub der Tagesblätter"), und die Zeitungsschreiber, („unwissende sich erhitzende Zeitungsschreiber" *)) sich ausdrückt, als ob in Zeitungen nicht so gut wie in Broschüren etwas Verständiges und Gegründetes, so wie das Gegentheil gesagt werden könne, und als ob die Herren Theologen nicht doch einmal den Regierungen nachfolgen und die öffentliche Meinung berücksichtigen würden! **)

*) Zu diesen gehöre auch ich; sogar ist mein Bericht in der Allgem. Zeitung der einzige Zeitungsartikel, der vom professorischen Dreifuß herab einer wegwerfenden Anspielung gewürdigt wird.

**) Obige Beurtheilung stand in Bülau's Neuen Jahrb. von 1847.

Grundsätze des orthodoxen Judenthums mit Beziehung auf des Herrn Dr. Salomon Sendschreiben von Neuem freimüthig beleuchtet von Ant. Theod. Hartmann. Rostock, 1835.*)

Hr. Hartmann hatte, wie wir aus dieser Schrift ersehen, durch die Richtung seiner Studien und durch den Gebrauch, welchen er von seiner Gelehrsamkeit machte, eine menschliche Theilnahme an dem Wohlergehen der Juden an den Tag zu legen, bei diesen vielfältiges Vertrauen erregt, und es war wahrscheinlich so wenig seine Schuld, als man es von jenen auffallend finden kann, daß sie mehr von ihm erwarteten, als in seiner Ueberzeugung lag. Wenigstens ergab sich, wie wir hier erfahren, aus einigen Recensionen, welche er in die Leipziger Literaturzeitung von 1834 und 1835 schrieb, und ganz besonders aus einem Aufsatz in Alex. Müller's Archiv für die neueste Gesetzgebung der Deutschen Staaten (Bd. V., Heft 1 und 2, und Bd. VI., Heft 1), so wie aus seiner Schrift: Joh. Andreas Eisenmenger und seine jüdischen Gegner, 1834, daß er nicht zu den entschiedensten Gönnern der Judenemancipation gehöre.

Dem Beurtheiler nun scheint die Emancipation der Juden keine Frage der Gelehrsamkeit, sondern der Gerechtigkeit und gesunden Vernunft zu sein. Man sollte den Unterdrückten die Vergangenheit um so weniger zum Vorwurfe machen, als man selbst sich ihrer wahrlich nicht zu rühmen hat; man sollte bei der vorliegenden Frage, der Befreiung der Juden, in die Zukunft blicken; „wenn wir Gesetze geben", sagt Plato, „so geben wir sie für die Zukunft, weil wir glauben, daß sie hier von Nutzen sein werden." Ich begreife daher nicht, wie man einen Streit, über den die Philosophie (man gestatte mir den freiern Gebrauch dieses Wortes) allein entscheiden muß, in ein ganz anderes Gebiet hinüberspielen

*) Ich schließe diese Abtheilung mit einer so viele Jahre vor dem Vorhergegangenen geschriebenen (zuerst in den „literar. u. krit. Blätt. der Börsenhalle" von 1838 abgedruckten) Beurtheilung, obwohl sie halb politischen Inhaltes ist.

oder Eisenmenger zum Schiedsrichter über die Jüdische Emancipation machen kann. Auch Hr. Hartmann hat seine talmudisch-rabbinischen Studien gewiß nicht getrieben, um eine Waffe zu haben, womit er den Juden wehe thun könne. Er erklärt noch jetzt, nachdem er sehr gereizt worden: „daß es seiner ganzen Denkart zuwider sei, den Juden die Hoffnung zum vollständigen Genuß einer staatsbürgerlichen Gleichstellung trüben zu wollen." Um so mehr hätte sich Hr. Salomon (und mit ihm Herr Rießer, vergl. S. 2) darin versehen, daß er „den vermeinten Judenfeind Hartmann" wegen seiner neuesten Aeußerungen mit Bitterkeit angegriffen hat; denn der Unterdrückte soll auch eine halbe Gunst nicht verscherzen, aber eine halbe Gunst ist so precair, daß sie nicht viel Pochen vertragen kann; und wie manche halbe Gunst muß dazu mitwirken, daß man eine ganze Gunst erlange, wie mancher kalte Höfling muß gewonnen werden, ehe man bis zum Herzen des Fürsten dringt! Aber die Herren Salomon und Rießer verschmähen so etwas; wenn sie auch zu einer unterdrückten Menschenklasse gehören, so sind sie gleichwohl stolz genug, um dasjenige nicht als eine Gnade erbetteln zu wollen, was sie als ein Recht fordern zu können glauben. Demnach ständen sie auf dem Standpunkte, welchen wir als den einzig richtigen bezeichnet haben, und hätten sich also zu Eisenmenger's und Hartmann's Gegnern aufgeworfen, weil man ihrer Sache an einem Orte Hindernisse entgegenstellte, wo ihr keine entgegengestellt werden sollten.

Referent kann zwischen Hrn. Hartmann und seinem Gegner um so weniger entscheiden, als ihm das Sendschreiben des letztern abgeht; er erlaubt sich nur einige Bemerkungen, die zum Gelingen des Bessern und zur Versöhnung der Parteien beitragen möchten.

Wenn nämlich oben gesagt wurde, daß die Frage der Jüdischen Emancipation von der Philosophie entschieden werden müsse, so sollte damit nicht gesagt werden, daß nur einzelne aufgeklärte Köpfe darüber entscheiden könnten, denn so würden die Juden nie emancipirt werden, und es versteht sich, daß zu allen Zeiten einzelne aufgeklärte Köpfe den Druck der Juden und die Ursachen des Druckes beklagt haben; sondern ich wollte damit sagen, daß die Emancipation der Juden nur zu einer Zeit erfolgen könne,

wo man in gewissen, d. h. in den dazu nöthigen Punkten aufgeklärt genug sei, um eine solche Unterdrückung unrecht zu finden. Ist nun unsere Zeit eine solche — und sie ist eine solche, behaupte ich gegen Hrn. Hartmann (s. dessen Schrift, S. 13) — so glaube ich auch, daß die Emancipation gelingen werde. Die Juden waren vielleicht viel früher reif, emancipirt zu werden, als man dieses einzusehen angefangen hat, und die Christen waren entweder zu gut oder zu schlecht, um von den Juden verdorben zu werden, oder vielmehr: ihre Güte mußten sie durch ihre Gerechtigkeit an den Tag legen, und mit der Ungerechtigkeit entsagten sie einem Mangel. Jetzt zählt die Emancipation der Juden Freunde unter allen Ständen, ihre Feinde stehen nicht mehr in einem Haufen, sie zerstreuen sich, während ihre Freunde sich zusammenrotten. Unter unsern orthodoxen Geistlichen hat sie Gönner, wie unter den Rationalisten Gegner; denn die Frage ist keine religiöse mehr, und die Liebe kann das Vorurtheil durchbrechen. Das bezeugt uns eines der Hauptorgane derjenigen Denkart, welche nach Dr. Bretschneider „in vielfachen Schattirungen herrschende Denkart der Zeit" ist. Nämlich in Röhr's Krit. Pred.-Bibliothek (in einer Recension von Dr. Isaak Levin Auerbach's Predigten) wird zwar noch auf dem Standpunkte des alten Vorurtheils mehreres mehr oder weniger Wahres über und gegen die Juden bemerkt, aber doch auch gesagt: der Jude solle nicht meinen, „daß wir Christen ihn jetzt noch darum haßten, weil er andere religiöse Ansichten habe als wir."

An diesem günstigen Stande der Sache hat gewiß der Rationalismus selbst nicht wenig Antheil, obgleich man ihm jetzt für seine Verdienste dadurch dankt, daß man ihn und nur zu oft ohne zu wissen warum verschreit. Er hat die Erfüllung der Sittenlehre für den wichtigsten und klarsten Theil des christlichen Glaubens erklärt und die Lehre des Evangeliums geltend gemacht: Liebet eure Feinde. Aber damit der Ruhm des Christenthums da, wo die Emancipation gelungen ist und gelingen wird ungeschmälert bleibe, werden wir mit Eisenmenger und Hrn. Hartmann (vergl. diesen u. a. S. 83 ff.) dafür halten, daß der Talmud die Juden als Feinde ihrer Feinde darstelle. Lessing, wenn auch kein Rationalist oder wenn auch ein Rationalist, wie kein Rationalist, schrieb im Jahre 1750 seinen Eltern: „So

lange ich nicht sehe, daß eines der vornehmsten Gebote des Christenthums, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet wird, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben." Dessen Leben rc., herausgegeben von seinem Bruder, Th. 1, S. 100. —

Diese Bemerkungen schrieb Referent nieder, nachdem er den ersten flüchtigen Blick in die Hartmann'sche Schrift geworfen. Seit er sich näher mit ihr bekannt gemacht hat, fügt er Folgendes hinzu. Es scheint ihm auch noch jetzt, daß dieser Schrift keine Wichtigkeit in Bezug auf die Frage der Emancipation der Juden beigelegt werden dürfe. Wenn sie in „Grundsätzen des orthodoxen Judenthums" ein Hinderniß der „völligen bürgerlichen Gleichstellung mit christlichen Unterthanen" erblickt, so hätte der billige Hr. Verfasser nicht vergessen sollen, daß jenen Grundsätzen andere und bessere unter den Juden entgegenstehen. Gibt es nicht eben so wohl gewisse Grundsätze des orthodoxen Christenthums, welche wir gerade des Gegentheils der gesunden Vernunft zeihen? und müßten unsere sogenannten Mystiker deshalb von den bürgerlichen Rechten ausgeschlossen werden, weil sie die Rationalisten von den kirchlichen ausschließen wollen? Ich halte es für ein Vorurtheil, wenn wir die Juden so tief unter uns sehen, wenigstens würden wir ihnen mit ihrer Emancipation ein Geschenk alles desjenigen machen, was sie in ihrem jetzigen Zustande nicht haben können. In der vorliegenden Schrift sehen wir, ungeachtet der gereizten Stimmung, worin sie geschrieben ist, daß ihr Verfasser keine blinden und eingefleischten Vorurtheile gegen die Juden hegt. Um so eher sollte sich Hr. Hartmann mit seinem Gegner verständigt und nicht einen gereizten Angriff mit einer gereizten Anwort erwiedert haben.

Ich will nur zwei Punkte des Streites berühren, in welchen der „Rostock'sche Professor" mit Hrn. Salomon verwickelt ist. Der eine betrifft Eisenmenger's Entdecktes Judenthum. Hr. Hartmann nimmt es wie früher gegen seine jüdischen Gegner überhaupt jetzt gegen die Verdammungsurtheile des Hrn. Salomon in Schutz, aber so, daß er selbst ganz unparteiisch und auf das allerentschiedenste erklärt, Eisenmenger's Entdecktes Judenthum habe sich mit Recht den Haß der Juden zugezogen, weil es durch seine parteiische und boshafte Benutzung des Talmud

den unglücklichen Juden unsäglichen Schaden verursacht habe, wenn es übrigens nach seinem einseitigen Zwecke auch ganz gelungen zu nennen sei. Ich kann um so weniger unterlassen, die eignen Worte des Hrn. Verfassers herzusetzen, je mehr sie ihm gerade in seiner gegenwärtigen Schrift und Stimmung zur Ehre gereichen. Er sagt von dem Eisenmenger'schen Werke: „Diese Auffassung des Judenthums in seiner feindlichen Stellung gegen das Christenthum und hinsichtlich so vieler abgeschmackten Ausgeburten einer buchstäbelnden Auslegungsweise hat neuen Hohn, Spott und Haß auf das leidende Volk der Juden gebracht und ist fast eine wandernde Rüstkammer geworden, aus der die christlichen Feinde ihre giftigen Geschosse unaufhörlich entlehnt haben. Diese Wirkungen eines tiefen Grolls hat Eisenmenger durch seine eigene Schuld in Ton und Einkleidung verstärkt. Ist er es nicht, der so oft sich eine nur irgend scheinbare Gelegenheit darbietet die plumpsten Ausfälle, die witzlosesten Scherze, die grimmigsten Schmähungen und Schimpfreden sich erlaubt? Ist er es nicht, der die bezielten Juden durch alle Schlupfwinkel, durch alle Vermummungen hindurch mit Eifer verfolgt und, hat er sie endlich erhascht und fest umklammert, in einer beschämenden Gestalt hervorzieht und dem Hohngelächter der gaffenden Zuschauer Preis gibt?"

„Warum", fährt der Verfasser vortrefflich fort, „warum hat man nicht, die reine Wissenschaftlichkeit von jedem Privatinteresse streng scheidend, die gesammelten Beweisstellen als Erzeugnisse finsterer Jahrhunderte, die fast der Vergessenheit übergeben werden könnten, und als Wirkungen einer ehemaligen gefesselten Exegese, die nur noch in den Köpfen abergläubischer Finsterlinge spuke, betrachtet? warum hat nicht ruhiges Nachdenken und das Licht der heutigen so weit verbreiteten Aufklärung die Pfade bezeichnet und erleuchtet, die zur parteilosen Würdigung des Eisenmenger'schen Unternehmens, welches Staatsmänner nicht weiter zur Bedrückung der Juden gebrauchen wollen! allein führen können?"

Wenn dem allen so ist, so kann zwar das Eisenmenger'sche Buch von Nutzen sein, wie Hr. Hartmann auch zu beweisen sucht, aber hat ein Jude kein Recht wie Hr. Salomon auszurufen: „Eisenmenger hat auf 1110 großen Quartseiten nur Ungereimtes, Schie-

fes und Schädliches mitgetheilt"? und kann man es ihm verdenken, wenn er das Eisenmenger'sche Werk ein dummes Werk nennt? Sagt nicht Hr. Hartmann selbst: „daß das Judenthum, aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet" (als dem Eisenmenger'schen) „und in seiner ganzen Tiefe und seinem ganzen Umfange aufgefaßt, die köstlichsten Schätze bewahre?" und wenn er gesteht, „daß er denjenigen, welche" (auf der andern Seite übertreibend) „ein reizendes Gebilde den christlichen Lesern als das wahre Bild des Talmud schmunzelnd unter die Augen zaubern, wegen eines solchen Gaukelspiels seine gerechte Verachtung zugewandt habe", wendet er sich dann nicht mit eben so vielem Rechte als Mensch von dem Eisenmenger'schen Buche ab, wenn er auch als Gelehrter unrecht daran thäte? Wenn Hr. Salomon und Andere z. B. läugnen, auch gegen die Wahrheit läugnen, daß sich in dem Wust des zwölf Foliobände füllenden Talmud hin und wieder die größte Feindseligkeit gegen die Christen ausspreche, was können sie damit anderes sagen wollen, als daß die bittere Stimmung der Juden gegen die Christen (die ihnen doch wahrlich auch nicht so hoch anzurechnen ist!) mit der Emancipation von selbst aufhören werde und also kein Grund gegen diese sein könne? Hat nicht Hr. Hartmann selbst, wie er S. 3 anführt, schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß mit dem Haß der „Verfolger" (der Christen) auch der Haß der „Verfolgten" (der Juden) sich immer mehr verloren habe und „einem reinern Geiste bis auf kaum sichtbare Spuren allmählig gewichen sei?" Wenn nun den gelehrten Theologen, wie Hrn. Hartmann, die „angestrengtesten talmudisch-rabbinischen Studien" so nothwendig sind, warum soll den Juden zum Schaden gereichen, was für sie Nutzen hat? Ist es nicht eher milde und vortheilhaft, als mit Hartmann hart und nachtheilig zu deuten, daß die Juden in spätern Ausgaben des Talmud die bittern Stellen und Ausdrücke ausgemerzt haben? Wäre das auch nichts als ein Sieg der Klugheit über die Leidenschaft, so ginge doch daraus hervor, daß die letztere abgenommen hat. Die Juden sähen ein, daß bei einem bessern Verhältnisse zu den Christen mit dem Hasse der Christen gegen sie auch ihr Haß gegen die Christen wegfallen könne, und wir dürften darauf rechnen, daß dasjenige was aus den Büchern verschwinde auch aus den Köpfen und Herzen verschwinden werde!

Nun ist Referent noch den zweiten Punkt schuldig, welchen er dem Leser aus dem Streite zwischen den Herren Hartmann und Salomon versprochen hat. Je mehr Hr. Salomon nach der Versicherung seines Gegners hier unterlegen sein soll, desto mehr glaube ich mich seiner annehmen zu können. Hr. Hartmann sagt, er sei „durch einige widrige Erscheinungen in dem Judenthum aus der Gegenwart in einer gereizten Stimmung gewesen." Er führt seinen Aufsatz in dem Müller'schen Archive an. Da ich dieses nicht zur Hand habe, so wollen wir uns mit der gegenwärtigen Schrift behelfen.

Danach bestehen diese „widrigen Erscheinungen" vielleicht in den „verabscheuungswürdigen Auftritten" in einigen Deutschen Städten in der neuesten Zeit, deren der Verfasser erwähnt, oder „in den im vorigen Jahr in einem Preußischen Städtchen am Niederrhein von Christen gegen Juden verübten Gewaltthätigkeiten" und in den „rohen Handlungen, die aufgeregte Christen in diesem Jahr durch Erbrechen und Zerschlagen in dem kleinen churhessischen Städtchen Windecken an jüdischen Häusern verübt haben."

Kurz, Hr. Hartmann war in einer gereizten Stimmung, und da ist man nicht geneigt, einem Gegner Nachsicht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hr. Salomon könnte es daher eher, als Hr. Hartmann, ein „unglückseliges Verhängniß" nennen, „welches diesem, da er in einer solchen Stimmung war, eine Stelle in einer Salomon'schen Predigtsammlung zuführte, die wörtlich also lautet": „Es gehört zu den gräßlichsten Abscheulichkeiten, wenn Großeltern ihre zarten Enkel in den Schooß einer andern Kirche legen, damit sie später dem Schooße fluchen, der sie geboren. Gott bewahre uns, auch nur Einen solchen unnatürlichen Alten in unserer Mitte zu haben!"

Was liegt aber in diesen Worten Beleidigendes gegen den gesunden Verstand oder gegen des Christen frommes Gefühl? Hr. Hartmann gibt zu verstehen, daß Hr. Salomon keine zu große Kluft befestige zwischen seiner und der christlichen Religion. Ist das nicht genug? Soll er auch noch einwilligen, daß seine Kirche zum Besten unserer geschmälert werde? Und sollen wir selbst als ehrliebende Christen wünschen, daß es auf die Weise geschehe, welche Hr. Salomon als Mensch wie als Jude mit Recht tadelt

und verabscheut? Sollen wir wünschen, daß jüdische Großeltern, denen ihre Ueberzeugung nicht gestattet zum Christenthum überzugehen, aus Zärtlichkeit und Schwäche ihre Enkel in der zarten Jugend in den Schooß unserer Kirche legen, weil sie überzeugt sind, daß diese Enkel, wenn sie erwachsen wären, eine andere, nach ihrer Meinung bessere Ueberzeugung haben und mit den leidenden Glaubensgenossen, zu welchen sie der Schöpfer gestellt, ein Loos theilen würden?

Wo bleibt nun der Triumph, dessen Hr. Hartmann sich S. 42 gegen Hrn. Salomon so zuversichtlich rühmt? Doch ich triumphire zu früh. Denn „leider muß er nun fortfahren zu beichten, daß, als unser Hamburgischer Prediger deswegen von dem verstorbenen Dr. Gehren in der Allg. Kirchenzeitung, 1830, Nr. 113, hart bedrängt ward, er in einen Schlupfwinkel flüchtete, den er nicht unglücklicher hätte wählen können. Vielleicht, rief er aus, habe ich an die Sunniten, Schiiten, Ismaeliten u. s. w. gedacht." „Hierauf," fährt Hr. H. fort, „habe er den Hrn. Dr. Salomon für einen Verrückten erklärt. Da derselbe jetzt aber selbst eingestehe, die christliche Kirche verstanden zu haben, so nenne er ihn einen Heuchler, der weder Vertrauen noch Achtung verdiene." Durch diesen harten und ungerechten Schluß würde sich Hr. Hartmann wohl schwerlich noch jetzt beleidigen, besonders, da Hr. Salomon jene Worte ohne Zweifel ironisch meinte, also nicht, als ob er selbst verrückt wäre, sondern es mit Verrückten zu thun hätte. Denn das verstand sich wohl von selbst, daß Hr. Dr. Salomon in Hamburg unter der „andern" Kirche die christliche verstand, und falls noch jetzt solche Fälle vorkommen sollten, daß jüdische Großeltern ihre (elternlosen) Enkel auf die angegebene Weise dem Christenthum übergäben, so fordere ich ihn auf, ganze Predigten dagegen zu halten. Ein jeder Christ, welcher die Ehre seiner Kirche liebt und der Wahrheit mehr vertraut, als dem Zwange und der Unterdrückung, wird es ihm Dank wissen.

Referent bleibt hierbei noch stehen; er scheut sich um so weniger in diesem Fall für Hrn. Salomon zu entscheiden, je treuer er demjenigen ist, was er als Christenthum erkannt hat.

Es hatte sich also in die Predigten des Hrn. Salomon eine Stelle eingeschlichen, welche wie wir hören mißfiel. Was wird man aber sagen, wenn ich ihr selbst aus den Predigten eines

Schleiermacher eine andere entgegensetze, die ich will nicht sagen den Juden (denn was kümmern wir uns um deren Mißfallen?) sondern allen nur halb an Schleiermacher reichenden Christen auch in der ruhigsten Stimmung mehr mißfallen muß, als jene Worte des Herrn Salomon seinem Gegner in gereizter Stimmung mißfallen haben? Die Worte Schleiermacher's finden sich in der Neujahrstagspredigt von 1833. Aus den Worten des Textes (Röm. XV. 1—3) hebe ich diese heraus: „Es stelle sich ein Jeglicher unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung." Schleiermacher wirft die Frage auf, ob es nicht genug sei, dem Nächsten zu dienen und ihn zu bessern? ob es auch noch nothwendig sei, ihm zugleich wohlzugefallen, „da selbst auch Christus nicht Allen wohlzugefallen vermochte zum Guten und zur Besserung, wie z. B. den Pharisäern und Schriftgelehrten"? Schleiermacher entscheidet, und in gewisser Beziehung mit großem Recht, „Christus stehe außer dem Kreise der Christen, und sein Beispiel könnten sie nicht anführen." Um so weniger hat er recht, wenn er fortfährt (und das sind die Worte, welche ich anführen wollte): „Ja! wenn wir es mit Menschen zu thun hätten, die außer unserer auf Christum gegründeten Gemeinschaft mit Gott ständen," (z. B. Juden und Heiden) „welche nicht wie wir das Heil suchten, das Christus gebracht hat, dann wollten wir auch nicht darnach trachten, gleich von vorn herein," (d. h. ohne viel Umstände) „wie wir ihnen wohlgefielen zum Guten und zur Besserung, sondern mit Hintenansetzung unser selbst" (heißt das mit Hintenansetzung dessen, was wir uns selbst schuldig sind? unserer Pflicht?) „nur das Gute für sie suchen, gleichviel wie sie uns dafür ansehen möchten."

Schleiermacher kann der Verblendung das Wort nicht reden, welche es für christlich hält, daß das Christenthum auch durch unchristliche Mittel verbreitet werde. Was er Mit Hintenansetzung unser selbst das Gute für sie (die Juden und Heiden) suchen nennt, würde Mit Hintenansetzung der Juden und Heiden das Gute für uns suchen bedeuten.

Damit aber der Leser noch sehe, daß unter den „Menschen, die außer unserer auf Christum gegründeten Gemeinschaft mit Gott stehen", Juden und Heiden auch wirklich zu verstehen seien, und damit er sich überzeuge, daß Schleiermacher wenigstens gegen

keinen Christen der allergeringsten Unduldsamkeit fähig gewesen sei, so verweise ich ihn auf die Predigt am Buß- und Bettage 1832, wo es u. a. heißt: „Mag es doch immer sein, daß auch in den heiligsten Angelegenheiten des Glaubens die Christen so weit auseinander gehen, sich so sehr gegenseitig abstoßen, daß sie nicht mehr eingehen können in irgend einen bedeutenden Austausch ihrer Gedanken, wenn wir nur sicher sind, daß sich auch die verschieden denkenden vereinigen können, wo es auf Beförderung des Evangeliums, in welcher Weise es auch sei, ankommt." *)

(**Nachschrift.** Seit ich die obige Beurtheilung schrieb, war es aufgekommen, die bürgerliche Gleichstellung der Juden aus der „Idee des christlichen Staates" von Einer Seite zu bestreiten und sich von andern Seiten über diese Idee zu belustigen. Ich kann das erstere nicht loben, finde aber das zweite im höchsten Grade thöricht und zu tadeln. Zu einem Staate gehört nicht nur, daß seine Bürger unter denselben Gesetzen stehen, sondern daß auch Eine Sitte sie durchbringe, da ja auch das Gesetz eines Volkes nichts als seine Rechtssitte ist.

Zur Bildung und Erhaltung Einer Sitte ist aber auch Eine Religion oder doch Verwandtschaft und möglichste Einheit in der Religion nöthig und dieses so wahr, daß noch immer die Völker zerfielen, wenn ihre Religionen zerfielen. Beweis die alten Juden, Römer und Griechen! — Nordamerika und Holland sind nicht weniger christliche Staaten, weil in ihnen die Juden den Christen bürgerlich gleichgestellt sind, und so hoffe ich, daß auch Deutschland mit der Gleichstellung der Juden nicht aufhören werde ein christlicher Staat zu sein. Gebildete Juden sollten daher am wenigsten über „die Idee des christlichen Staates", der hoffentlich unter uns keine Idee, sondern eine Wirklichkeit ist, spotten, denn in einem heidnischen

*) Zur Steuer der Wahrheit und um der großen Hochachtung willen, wovon ich gegen einen Mann von Schleiermacher's Geist, Gesinnung und dauernden Verdiensten durchdrungen bin, kann ich nicht unbemerkt lassen, daß die in der obigen Beurtheilung mitgetheilten Stellen ihm nur in seinen, bekanntlich frei gesprochenen Predigten entschlüpft sind und sich auch hier durch andere berichtigen lassen.
Alte Anm.

Staate würden die Juden und in einem jüdischen würden Christen, die in ihm lebten, nicht emancipirt werden und nicht emancipirt werden können. Ich halte die bürgerliche Gleichstellung der Juden unter uns nur für möglich, weil wir einen christlichen Staat bilden und das Christenthum der höchsten Duldsamkeit sowohl überhaupt, als insbesondere gegen das Judenthum fähig ist, aus dem es hervorgegangen, mit dem es verwandt. Wären die unter uns lebenden Juden eben so viele Heiden, so würde es gar nicht in unserer Macht stehen, falls wir nicht unvernünftig und selbstmörderisch handeln wollten, sie uns bürgerlich gleichzustellen. Es ist ein Irrthum, zu behaupten, die Juden seien aus Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte zu emancipiren, denn die allgemeinen Menschenrechte wie die französische Revolution sie in Europa ausrief sind wie das Himmelreich auf Erden, wie der Communismus ein Ideal, welches man als solches in Ehren halten, aber nicht weiter zu verwirklichen trachten soll, als dies möglich ist, ohne das Ideal selbst in den Koth zu ziehen, ohne seine annähernde Verwirklichung zu verhindern, ohne seinen Nutzen als Ideal in's Gegentheil zu verkehren.)

II.

Schönwissenschaftliches und Vermischtes.

II.

Sonderwissenschaftliches und Vermischtes.

Ein Beitrag zur Würdigung der sogenannten jungen Literatur Deutschlands und zur Vergleichung derselben mit der heutigen Literatur Frankreichs. *)

Heinrich Laube. — Frau Dudevant.

Als Wolfgang Menzel gegen das sogenannte junge Deutschland auftrat, beging er den Fehler und das Unrecht, seinen Zorn über ein paar Männer zu ergießen, die ihm als Theilhaber an weit verbreiteten Irrthümern und als Vorkämpfer einer eben so unphilosophischen als unpoetischen Lebensansicht zu bemitleidenswerth erscheinen mußten, um gegen sie in Hitze zu gerathen. Daher hat sein Verfahren ihm selbst eben so viel und vielleicht noch mehr geschadet, als den wenigen Personen, die man ungerechterweise mit dem Namen eines jungen Deutschlands belegt. Ich sage: ungerechterweise; denn was würden diese Männer bei allem Talente zu bedeuten haben, wenn sie allein ständen und nicht vielmehr eine eben so große Macht hinter ihrem Rücken hätten, wie ihr Gegner? Der Beurtheiler des jungen Deutschlands hätte auf die Ueberzeugung der fraglichen Schriftsteller einwirken und sich ihrer Schriften als eines Mittels bedienen sollen, die schwankende Masse, aus der sich jene hervorthaten, auf das Mißliche solcher Meinungen aufmerksam zu machen.

Da also die Kritik, wie sie im Literaturblatte oder auch in den Kirchenzeitungen ausgeübt wurde, sich ihrer Pflichten weder gegen jene Schriftsteller, noch gegen deren Publikum entledigt hat, so kann man nicht bedauern, daß die Sachen in ihren alten Stand zurückgekehrt sind. Das junge Deutschland, auch wenn man es auf die bewußten vier oder fünf Männer beschränkt, fährt in seiner Thätigkeit fort und sein Publikum scheint nicht abgenommen zu haben. Wir werden von Gutzkow und seinem Thun und Lassen in den öffentlichen Blättern nach wie vor unterhalten.

---

*) Dieser Beitrag nebst der „Fortsetzung" und dem „Fernern Beitrag u. s. w." aus meinen „Beiträgen zur Beurtheilung der neuesten Literatur" Mainz in der G. Faber'schen Buchhandlung.

Er hat eine Zeitschrift gegründet, die eben jetzt sich erst recht ausbreiten will und „für Nord-Deutschland dasjenige werden soll, was das Morgenblatt für Süd-Deutschland sei.“ Mundt gibt die „Dioskuren“ und den „Delphin“ heraus, und ich kann eben so wenig begreifen, warum man seine jetzigen Schriften nicht verbietet, als warum man seine frühern, z. B. die Madonna, verboten hat. Heine ist durch sein Genie über das junge Deutschland erhaben. Laube hat das Unglück oder, wofür wir es halten würden, das Glück, vom jungen Deutschland als ein Abtrünniger betrachtet zu werden. Um so mehr freue ich mich, ihn in dem Folgenden als Vertreter desselben vorgeschoben zu haben.

Diese wenigen Bemerkungen glaubte ich dem nachstehenden, mitten aus einer kleinen Handschrift gerissenen Bruchstücke vorausschicken zu müssen, dessen Inhalt durch die Ueberschrift unvollkommen genug angezeigt sein mag.

— — — Wir wollen die sogenannte junge deutsche Literatur an einem Beispiel mit der jungen französischen Literatur, gleichfalls an einem Beispiel, vergleichen, und wählen dort Laube, hier G. Sand. Wir haben bereits über jenen gehört, daß er dem „jungen Deutschland“ ein glückliches Lebewohl gesagt, wir haben aber auch bemerkt, daß das Publikum über dieses noch nicht aufgeklärt sei. Ja, die Reisenovellen, welche hier zuerst beurtheilt werden sollen, werden nicht nur viel, sondern vielleicht lieber gelesen, als das Neuere und Bessere, was Laube geliefert hat; dieses hat sogar weil sein Inhalt nicht wie in jenen Novellen von der Straße gegriffen ist dem verwöhnten Gaumen gewisser Leser nicht munden wollen.

Die hier zunächst folgende Beurtheilung der zwei ersten Bände oder eigentlich nur des ersten Bandes der genannten Novellen wurde schon 1835, noch vor dem Gutzkow’schen Prozesse geschrieben. Ich theile sie fast unverändert, aber sehr verkürzt mit, selbst den Anfang lasse ich weg; der Verfolg dieses Aufsatzes wird das als keinen Mangel erscheinen lassen, und ein Stückwerk von Beurtheilung wird hier auch deshalb seinen Platz ausfüllen, weil es nur ein Stückwerk von Laube betrifft.

Reisenovellen von Heinrich Laube.

1834. Zwei Theile.

— — Wie sehr die Menschen nach Neuerungen trachten, wie nöthig Verbesserungen seien, haben die Folgen der französischen Revolutionen, hat der Eindruck gezeigt, den sie auf Deutschland — um bei diesem stehen zu bleiben — hervorbrachten. Die zweite (von 1830) liegt uns am nächsten. Ihre Erschütterung hat nicht so lange gedauert, ist nicht so zerstörend gewesen, und wir haben die Gefahr von Verstande zu kommen glücklich überwunden.

Für die Verbesserung des bürgerlichen Lebens, für die Ausbildung des Staates ist es nöthig, daß die öffentliche Meinung aus den Zuckungen der letzten Zeit gesund und stark hervorgehe und auf guter Bahn erhalten werde. Anders steht es um die Religion, die weder neben, noch unter, noch endlich über dem Staate stehen soll, sondern vor allem in den menschlichen Herzen neu erblühen muß. Von der einen Seite greift man alles und jedes Christenthum mit der übelsten Gesinnung an, auf der andern schreckt uns der „rechte Glaube" mit seiner Anmaßung, seinem Dünkel, seinem Hochmuthe, seinen — Folgen. Wem sollen wir das Feld räumen, oder entwickelt sich vielleicht mitten zwischen beiden Extremen die Sonne der Wahrheit, um vom Centrum aus das Eis der Pole zu schmelzen?

Unser Leben wird auch jetzt keinen Stillstand erleiden, wir möchten vielmehr annehmen, es werde sich sichtlicher als je entwickeln; nur daß wir diejenigen nicht für die Apostel der Zukunft halten, welche Sorge tragen wollen, daß die Rohheit der alten Zeit auch für die neue nicht verloren gehe. Ein solches Streben können wir Laube und Seinesgleichen nicht absprechen, sind aber zu menschlich, um ihnen den Ruhm des Gelingens zuzusprechen; denn theils würde die neue Zeit auch ohne sie mangelhaft bleiben, theils gehören sie nicht zu den hervorragenden Geistern, welche nach Plato eben so ausgezeichnet im Schlechten, als im Guten werden. — —

Konnten diese Kräfte der jungen Zeit nicht ungenützt ruhen, so ist es ein Glück, daß die Presse ihnen einen Tummelplatz gab und daß sich hier keine gefährlichern Kräfte zeigten, als die Gutzkow'schen. Wie wenig der Streit auf sich habe, den Gutzkow

mit einem Andern führt, sieht man u. a. aus seiner „Vertheidigung gegen Menzel u. s. w.", Mannheim, 1835. Hier heißt es in der Cäsarsprache dieser Leute: „Ich drängte eine alte Institution zurück", die Ehe. „Ich habe zu eifrig im Rousseau gelesen, um" u. s. w., und (fügen wir hinzu) übersah den hohen Sinn und Geist dieses Mannes über seinen Irrthümern. Dann unterstützt er sein von ihm so genanntes sittliches und poetisches Vorurtheil gegen die Ehe, zu deren Rettung die Heloïse Rousseau's bekanntlich mit geschrieben war, durch Gründe und Worte, die weder Freund noch Feind erhitzen können und daher auch unsere Feder nicht in Bewegung setzen sollen.

Wir gehen also zu Laube über. Man nennt ihn nicht mit Unrecht einen Nachahmer des von ihm gefeierten Heine, denn die Reisenovellen verhalten sich zu den „Reisebildern" wie Copie zum Original. Oder sollte es richtiger sein zu sagen: wie Copie zur Copie, so daß Laube, der schon frühere Bücher schrieb, nicht mit Unrecht entgegnete, S. 293: „Es singt eine Nachtigall wie die andere, und sie ahmen einander nicht nach"?

Heine fand im Leben und seinem Kreise, also bei einer gewissen Menschenklasse einen Ton vor, den er darauf auch in Büchern anstimmte, um theils die Gleichgesinnten zu stärken, theils die Menge zu unterhalten. Seine Reisebilder sind so bekannt und aus ihnen leuchtet das Gesagte so von selbst ein, daß ich es weder im Einzelnen, noch Allgemeinen zu beweisen brauchte. Gleichwohl höre man einige jener Witze, mit denen er so viel Glück machte: „Gebratene Universitätspedelle", „ein erzprosaisches Wittwencassengesicht." Ein Bürger von Goßlar, „ein glänzend wampiges, dummkluges Gesicht", „sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden." Ein junger Kaufmann „ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock." Ein anderer „lächelt wie ein Mops, der den Schnupfen hat." Von einer Dame: „Die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen" u. dgl. m.

Das ist für die Straße und man glaubt den Verfasser vor seiner Bilderbude den Pöbel belustigen und anlocken zu sehen. Mir fällt eine alte Geschichte dabei ein. Auf den Jahrmärkten meines Geburtsortes fand kein Artikel den Absatz wie Emder und Holländer Heringe, die vom Volke in Zelten und auf der Straße aus freier Hand verzehrt wurden. Ich erinnere mich, daß ein

Verkäufer dieser Waare der Menge mit ähnlichen Späßen aufwartete und fast beliebter war als selbst der Hanswurst. Er rief: „Koop't, koop't Hering', Smült joh in 'n Mund, A's 'n braa'n Bakkstee'n!“ oder: „Koop't, koop't Hering', Tergaht joh up de Tung', A's 'n smülten Schohnagel“, und keiner ward so viel Heringe los wie er.

Aber Heine ist ja bekannt als ein Mann von wahrem Geist und Talent. Auch schien er schon in den Pariser Zuständen, obwohl sie durch eine widrige Vorrede entstellt werden, jener unwitzigen und geistlosen Manier entsagen zu wollen. Wen hätte das nicht gefreut? Aber leider lassen sich solche Reisebilder wohl nicht so leicht verwinden, und seine Krankheit kehrt in beständigen Rückfällen wieder.

Wir haben es unentschieden gelassen, ob Laube's Reisenovellen eine Quelle mit den Reisebildern hätten, oder aus diesen hervorgegangen wären. Vielleicht ist beides der Fall. Sie behandeln dieselben Gegenstände, wiederholen dieselben Witze, erheben oder verspotten dieselben Personen: Jahn, Steffens, von Raumer u. a. m. Napoleon wird von beiden vergöttert, Körner herabgesetzt, den die Vaterlandsliebe heilig hält und dessen Dichterruhm schon das kleine Gedicht vertreten könnte: Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben 2c. Was für Heine Göttingen, das ist für Laube Halle oder eine andere Stadt. In Halle „gibt es nur Studenten, Torf, schmutziges Volk,“ (der Verfasser der Reisenovellen hat nämlich in Halle studirt) „Professoren und Dreck.“ „Die Stadt Braunschweig gefiel mir immer Abends am besten, wenn ich nicht viel von ihr sah.“ Wer die „Reisebilder“ kennt, wird sich der Stellen erinnern, die Laube hier abgeschrieben hat. Ich füge noch einige Beispiele hinzu. S. 94 steht er auf dem Braunschweiger Schloßplatze, als man eben den neuen Schloßbau angefangen hatte. Es ist Abend. „Im Hintergrunde standen leise flüsternd traurige, hohe Bäume, die alles mit angesehen hatten und nächtliche Geschichten murmelten. Ich habe manches leise sprechende Blatt entziffert, denn ich kann schweigen, und wer viel schweigt, hört mehr; aber diese Blätter lispelten zu weit von mir, und das war mir ernstlich leid. Mein historisches Herz fühlte es, dort werden nicht nur Geschichten, es wird Geschichte erzählt.“ In dieser hochtrabenden Albernheit geht

es weiter. — S. 138: „— — Leute, die nicht recht gut und nicht recht schlecht sind; deren Poesie aus Dresden stammt; welche sich zum Sächsischen Protestantismus bekennen; die auf den Börne schimpfen und theologische Bücher lesen." S. 141: „Die jetzige Welt ist sehr unromantisch, und man bewundert der Herren Schlegel und des Herrn Hengstenberg Courage, die Romantik und den Glauben in den Ländern wieder einführen zu wollen, wo die Bibelübersetzung, der Rationalismus und die Hundesteuer erfunden worden ist." So wagt er zwanzig schlechte, gemeine oder leere Witze, ohne daß ihm ein einziger gelingt.

Auch davon, wie er im Muthwillen schreibt, dürfen wir dem Leser ein Beispiel nicht wohl vorenthalten. „O Jupiter", heißt es S. 367 u. ff., „warum logst Du einst Unsterblichkeit, wenn Du wirklich nichts weiter warst, als ein Don Juan, den am Ende der christliche Teufel holte? Da unten ihr Schläfer und Schläferinnen" (es ist Nacht, und der Verf. steht oben auf einem Berge) „wacht auf, reclamirt die unbeschönigten olympischen Freuden, die ihr als Sünden stehlt, — — emancipirt nicht bloß die Juden, sondern die natürliche Kraft. Vertilgt die Furcht und ihre Tochter, die Heirath, von der Erde. O Jungfrau Maria, die Du eben erst schlafen gegangen, die Du keine Heirathspedantin warst und bist, — — wir wollen ein neues Liebesreich stiften, in welchem die Furcht unbekannt sei, und in welchem die gestorbenen Worte: F r e u e t E u c h u n t e r F u r c h t u n d Z i t t e r n umgewandelt werden in die lebendigen: Freuet Euch unter Jauchzen und Küssen und mit Courage."

In der Art fährt er fort: „er habe sich gelobt, die Wahrheit zu sagen, sie möge klingen wie sie wolle." „Wahrscheinlich war ich trunken von Maria's Augen, und die guten Freunde der Knechtschaft, welche von mir sagen werden, ich sei ein besoffener Frevler, dürften nicht ganz Unrecht haben. Aber besser bin ich doch, als sie die Leute gerne glauben machten, denn ich schreibe dergleichen nur, damit sie etwas Neues haben zur Verketzerung meiner Sippschaft."

Als Beispiel, wie und wie offen er selbst von sich und „seiner Sippschaft" urtheilt: „Man möchte eiligst im Schlafrock hinunterlaufen auf die Straße und etwas Großes thun, weil man fürchtet, morgen sei es zu spät." Also erstlich im Schlafrock und zweitens

auf der Straße. „Die Welt geht. Wer sich nicht an die unwandelbarsten Dinge hält, vergeht mit ihr und wir Zeitschriftsteller, die wir unsere Rosse an die Interessen des Tages binden, vergehen um so schneller mit ihnen, je eher unsere Wünsche befriedigt werden. Nur gutmüthige Literaturgeschichten werden die besten der jungen Namen eine Zeitlang aus Erkenntlichkeit nennen."

Was die Offenheit Laube's uns alles an ihm aufdeckt, verdient gewiß kein Lob, also lohnt es auch nicht die Mühe, zu untersuchen, ob sie selbst Lob verdiene. Er sagt S. 145: „Die Burschenschafter hätten den einzigen dummen Streich Joseph's in Aegypten in ein System gebracht", und erzählt uns, S. 44, von „einem merkwürdigen Tag in seinem Leben." „An jenem Tage verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Athem. Es war ein schrecklicher Mittag. Ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange auf der Kupferschmiedstraße in Breslau, und dort im weißen Engel verwünschte ich zum ersten Mal meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle und sonst wo um so viel Vergnügen gebracht hatten; im weißen Engel auf der Kupferschmiedstraße schwor ich Dir ab, o Plato!"

Also gab es doch eine Zeit, und er spricht auch davon, S. 43, wo er, wie er sich ausdrückt, „den Plato las" und „an Menschheit und Tugend glaubte." Also wollen und können wir seine jetzigen Aeußerungen wohl für unüberlegt halten und ihm zurufen:

Δαιμονιε τι δε σοι φυγεν ἐπος ἑρκος ὀδοντων;

Um den Leser zu überzeugen, daß ein solcher Zuruf hier nicht am verkehrten Orte sei, theile ich eine längere Stelle abgekürzt mit. „So wie mittelmäßige Christen", heißt es S. 263, „alle Jahre einmal zum Abendmahl gehen, so bin ich auch alle Jahr einmal andächtig, wenn der Frühling kömmt. Und wenn uns der Herr Gott das ganze Jahr vergessen hat mit großen und, was noch schmerzhafter ist, mit kleinen Freuden, eines Morgens, wenn ihr den Kopf aus dem Fenster steckt, da hat er sein großes, allgütiges, und glücklicherweise auch allmächtiges, Herz geöffnet. Es wehen die weichen, lyrischen Lüfte, und — das sind die schönsten Blicke aus den Augen alter Liebe — ringsumher sproßt Grün und Knospe des Grüns; das wollüstige Auge übersieht den ungemessenen Reichthum nicht. Ach, es wurde ja auch in Leipzig Frühling, und nun war Alles, Alles gut, und die Nicolaistraße

war vergessen. An jenem Morgen, wo der Frühling über Nacht nach Leipzig gekommen war, saß ich im Reichel'schen Garten am Fenster, am offenen Fenster, und ich nahm mir vor, von nun an Leipzig zu lieben. Man ist ja schon glücklich, wenn man nur lieben will. Wenn wir lange Zeit mit einem gewöhnlichen, gleichgültigen Weibe zusammenwohnen, das nicht schön und nicht interessant, auf deren Gesichte es alle Tage Werkeltag ist, so gewinnen wir am Ende auch dieses arbeitsame Gesicht lieb. Der Frühling sagte: Du bist lange genug in Leipzig für die Liebe, und ich nickte mit dem Kopf, und er streckte seine grünen Arme in mein Fenster, um mir die Hand zu drücken und die Augen zu stärken."

Ich möchte Hrn. Laube zu Liebe annehmen, daß das Vermögen, so wie in dem zuletzt Angeführten zu denken und zu fühlen, ihn zum Schriftsteller berechtigt habe. Aber wie hat er sich seines Rechtes bedient!

Alles, was Recensent bemerkt und angeführt hat, bezieht sich auf den ersten Band, der auch seine 447 Seiten zählt. Den zweiten hat er nicht in der Hand gehabt. In jenem gehört noch zu dem aus dem einen oder andern Grunde Bessern die „Novelle" S. 304 u. ff., und die „Skizzen zu Douanennovellen" S. 347—349.

Hiermit könnten wir schließen, würden wir aber aufgefordert, unser Urtheil über das Buch und seinen Verfasser noch schließlich kurz zusammenzufassen, so flüchteten wir am liebsten hinter ein Bild. Denkt euch, würden wir sagen, einen Garten und in seiner Mitte einen Baum, dessen Aeste sich weit erstreckten. Dieser wäre voll guter Früchte, aber ehe sie reif, käme ein Sturm, und ein Theil von ihnen fiele zu Boden. Hier blieben sie liegen und verfaulten, denn Niemand wäre da, sie aufzulesen. Aber die Früchte, welche der Sturm verschonte, und welche auf dem Baume reiften, fielen unter das verfaulte Obst und verfaulten mit. Nur selten käme eine Furcht so zu liegen, daß sie von der Fäulniß nicht angesteckt würde.

Fürchtet der Leser sich vor solchen Früchten, so wirft er das Buch mit Verachtung von sich. Dazu fasse sich auch sein Verfasser ein Herz; er schaffe die ungesunden und faulen Früchte auf die Seite, damit die bessern eine Stätte finden, wo sie nicht schon in der Geburt verderben.

Der geneigte Leser möge entscheiden, ob diese Beurtheilung, wie schwach sie übrigens sei, nicht wenigstens einen Geiste athme, der wohlthätiger als das Menzel'sche Verfahren auf unsere schöne Literatur gewirkt haben würde. Ich habe oben gesagt, weßhalb ich sie noch jezt drucken lasse. Der Leser soll sich aber auch an einem ganz neuen Erzeugniß Laube's überzeugen, daß dieser eben so wenig, als das Publikum schon ganz von den Reise-novellen befreit sei. Ehe ich das aber zeige, will ich vorhergehen lassen, was ihm Laube selbst entgegensetzt, und dies wird um so mehr den Ausschlag geben müssen, als das Tadelhafte nur eine ganz kleine Erzählung im zweiten Bande der „Dioskuren" von Theodor Mundt ist, das Löbliche aber zwei Bücher und Novellen.

Wir beginnen mit der zulezt erschienenen der beiden Novellen, dem Glück, Mannheim, 1837. Hier heißt es S. 117 und 118: „Mag es ein richtiger Weg der neuen Welt sein, das unklare Idealisiren zu verlassen, sich an wirkliche Verhältnisse anzuschließen; das unerklärt Höhere im Menschen, diese Brücke zur Gottheit, kann sie leicht darüber verlieren, ihr Weg streift dicht am Abgrunde der Trivialität hin. Möge es ihr gelingen, die so viel auf kleine Nüancen gibt, darin den richtigen Punkt zu treffen. Das sezt den Anspruch an eine außerordentliche Bildung voraus, denn sie hat zu Gunsten und für die Wahrheit des Individuums viele allgemeine Haltpunkte aufgelöst, und nun muß denn auch das Individuum alle Hülfe in sich selber finden. Sonst, ja sonst fand das Mädchen die Verhaltungsregeln in jedem mittelmäßigen Roman, man war schematisirt, Edelmuth und Laster lagen sonnenklar wie nahe Ufer einander gegenüber."

Ob dies alles so neu, wahr und gesund sei, wie der Verfasser geglaubt haben mag, wollen wir nicht untersuchen; man kann sich aber bei dem Angeführten im Allgemeinen die Idee vergegenwärtigen, die er in der Novelle versinnlichen will. Auch der Weg des Helden seiner Geschichte streift dicht an der „Trivialität" hin, aber die Dichtkunst hebt ihn zum Höhern empor und bringt ihn besser und glücklicher zu jener zurück, die nun mit ihm ein besseres Element in sich aufnimmt, also nicht mehr Trivialität ist oder bleibt. Die Novelle hat etwas Versöhnendes und Kräftigendes.

In der Schauspielerin (Novelle, 1836) hat der Verfasser einen ähnlichen Zweck gewollt und erreicht wie im Glück. Die Schauspielerin tritt nicht eben besser auf, als man sich die Schauspielerinnen gewöhnlich denken will, mit diesem Charakter verbindet sie aber Besseres und Edleres, als jene selbst oft haben, die den ganzen Stand nach einem äußern Schein beurtheilen. In Ludwig, einer andern Person in der Novelle, wird eine ideale Natur dargestellt, die in der Wirklichkeit das ihr Entsprechende sucht und findet und während des Suchens, als das Ziel noch fern, zwar unstät und unruhig ist, aber sich nie, von Anfang an, von der Liebe der Welt und der Liebe zur Welt verlassen fühlt und zeigt. Paul geht nur nebenher, sein Geschick ist nicht begründet, und sein Ende entspricht seinem ersten Auftreten nicht. Es scheint aber, als solle er den Gegensatz zu Ludwig darstellen, und als räche die Wirklichkeit es an ihm, keine idealen Wünsche an sie gerichtet und keine innere Befriedigung von ihr gehofft und in ihr gesucht zu haben.

Beide Novellen sind voll Bemerkungen über menschliches Leben und Schicksal, und diese Bemerkungen in sofern nie lästig, als sie immer mit dem jedesmaligen Punkte der Geschichte zusammenhangen. Nur sind sie oft mehr geistreich, als wahr und gut; vielleicht, weil der Verfasser in ihnen noch nicht ganz von zufälligen Reminiscenzen frei ist; wie wenn er sagt: „Die Undankbarkeit ist ein Salz der Geschichte, welches vor Fäulniß bewahrt, besonders in Kunstbestrebungen", und viel dergl. Mitunter ist die Leichtigkeit der Schreibart nur affectirt, und diese undeutlich und schwer. Man wird dann an „die diplomatisirende Gedankenlosigkeit Goethe'scher Wohlredenheit" erinnert, welche Menzel im Literaturblatt von 1834 als Berliner Mode bezeichnete.

Dasjenige, was Laube in der Zueignung der einen dieser Novellen an Varnhagen von Ense als den neuen Wegweiser bezeichnet, von dem er sich führen lassen wolle, ist der gute Geschmack. Der gute Geschmack wird bedingt durch gesundes Urtheil und Selbstbeherrschung. Diese Hülfe, die Laube in sich selbst gefunden hat, ist besser als das Vorbild Heine's, dem zum vollendeten guten Geschmack der Wille sich selbst zu beherrschen zu sehr abgeht. — Wir wollen jedoch unsers Vorsatzes nicht vergessen, das junge Deutschland in einem seiner bis auf den heu-

tigen Tag beliebtesten Glieder zu tadeln; wir verlassen daher Hrn. Laube und kehren zum Verfasser seiner Reisenovellen zurück.

Im zweiten Bande der Dioskuren also, herausgegeben von Theodor Mundt, Berlin 1837, finden wir: Die Maske, eine Silhouette von Heinrich Laube. Von ihr heißt es im Phönix von Duller in einer Anzeige der Dioskuren: „Den Preis graziöser Behandlung verdiene wohl Laube's Silhouette." Wir wollen sehen, worin die Grazie des Verfassers der Reisenovellen bestehen könne, denn es ist schon bemerklich gemacht, daß die Silhouette von diesem sei und an Hrn. Laube kein Recht habe. Da wir den letztern also nicht verletzen können, brauchen wir die Silhouette nicht zu schonen. Sie beginnt mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Die letzte, auch am Schlusse der Erzählung wiederholte, heißt: „Eine ganze, durch und durch nothwendige, volle Liebe ist vielleicht so selten als ein ganzer, durch und durch schaffender und schöner Frühling." Man könnte diese Worte auf sich beruhen lassen, wenn der Verfasser der Reisenovellen nicht zur Beschönigung seiner anstößigen Erzählung etwas damit sagen zu wollen schiene. Wir wollen also mit Beziehung auf den Inhalt der Silhouette dagegen bemerken: daß wo wirklich Liebe, wirklich Frühling zur Erscheinung kommt, nicht von einem Mehr oder Weniger der Liebe und des Frühlings, sondern nur ihrer Erscheinung die Rede sein darf, denn diese hängt nicht bloß von der Liebe und dem schaffenden Frühlinge ab, sondern vom Glück, das beide begleitet und in die Erscheinung zu treten begünstigt. Den verspäteten, vom nachwirkenden Winter und bösen Wetter gehemmten Frühling verehren wir auch im Veilchen, auch im einzelnen glücklich zur Blüthe gekommenen Baum. Seine Hemmungen widerstreiten ihm selbst sowohl, als uns, wir rechnen sie nicht zum Frühling, sondern zu seinem Gegentheil, und dieses erweckt auch in uns das Gegentheil von Frühlingsgefühl. In der Liebe ist es eben so, und darum nimmt sich die Poesie auch der verkümmerten, nicht zur Erscheinung gekommenen an.

Der Verfasser der Reisenovellen glaubte in dieser Erzählung vielleicht die Wahrheit zu schildern, indem er die Wirklichkeit zu schildern glaubte, und das läßt sich allerdings thun, selbst wenn die letztere eine Lüge ist. Sie kann so gemein sein, daß nur eine tiefere Ansicht und höhere Absicht sich mit ihr zu befassen

antreiben kann; wie das bei dem Dichter der Fall ist; der die Wahrheit, die er der Wirklichkeit entnimmt, ihr aus eigner Brust und zu gutem Zwecke zurückgeben will. Hat dies aber der Verfasser der Reisenovellen gethan, thun wollen? Nein! sondern das, was an den von ihm geschilderten Personen, die der Wirklichkeit entnommen sein können, Gutes ist, übersieht nur er. Und warum? Weil seine eigne Wirklichkeit, d. h. seine eigne Welt unter derjenigen der von ihm geschilderten Personen steht. Und warum noch? Weil seiner Dichtung — denn so will er das Ding doch wohl genannt wissen — jede leitende Idee fehlt, und ihr weder etwas Gedachtes, noch Denkbares zum Grunde liegt, so sehr er auch die Worte, womit er seine Erzählung beginnt und schließt, für einen Gedanken genommen haben mag. Was setzt er aber an die Stelle der Idee, und wodurch glaubt er sein Erzählen genießbar zu machen? Man höre zuvor.

Ferdinand und Aurelie lieben sich. Aurelie heirathet aber auf den Wunsch und zum Besten ihres Vaters einen Andern und findet sich auch in die Ehe mit einem guten und liebenswürdigen Mann. Dieser stirbt, wie auch Aureliens Eltern, und Ferdinand, der auf Reisen gegangen war, trifft jene bei seiner Rückkehr als schöne, junge, reiche und unabhängige Wittwe; in ihr erwacht sogleich die alte Neigung, Ferdinand thut fremd, aber alte Liebe rostet nicht und führt beide bald wieder zusammen. Ihr Verhältniß ist rein und unschuldig und wird ehe es öffentlich sein soll namentlich durch Aurelie vor der Welt verborgen gehalten. Beides mißfällt der Subjectivität des objectiven Dichters, und um seine Poesie an der Prosa des Lebens und den ihm diese darstellenden Personen zu rächen, drängt sich ihnen der Verfasser der Reisenovellen mit dem Schlechtesten auf, was er hat, und glaubt den offenen Widerspruch, worin sich dies zu ihrem Guten befindet, Allen so verborgen wie sich. Er veranstaltet nämlich einen Maskenball, dessen Ausgang zwischen dem liebenden Paare dem Leser dasjenige durch Sinnenreiz ersetzen soll, was der Erzählung an Unterhaltung und Interesse abgeht. Nun geht diese ruhig bergab. Aurelie entdeckt nach bereits erfolgter Heirath, daß es Ferdinand nicht war, der sie nach Hause geleitet hatte; sie hat, heißt es, Tact genug, ihm das nicht zu sagen, denn „in Sachen der Liebe seien Frauen viel feinere Diplomaten, als

unsre Politiker in Sachen des Staats, weil ihnen das Herz zu Hülfe komme.“ Aber „sie sah sich jetzt durch einen Irrthum an Ferdinand gerathen, diese eine Täuschung warf ihr Schatten über die ganze Neigung und machte ihr dieselbe fraglich. Aber sie liebte auch nicht so kräftig, um jetzt zu hassen (wen?), um wenigstens das Begehren zu empfinden: Du möchtest ihm weh thun bis in's innerste Herz.“ Bald leben beide, wie ordentliche, ruhige Leute in conventioneller Ehe zusammen zu leben pflegen. Jedes läßt sich und das Andere gehen. Daß es der kleinen Erzählung hier und da an logischer Richtigkeit der Sprache mangelt, können wir nicht bloß dem Verfasser der Reisenovellen, sondern auch Hrn. Laube noch vorwerfen. In der beurtheilten Erzählung ist die Wirklichkeit alles Werthes und Reizes beraubt, den sie hat, geschweige, daß ein dichterischer hinzuträte; und es soll doch der Dichter die Flamme des Guten, die in ihm lodert, auch andern mittheilen oder vielmehr den Funken des Guten in andern nicht verkennen, der durch ihn zur Flamme werden soll!

Der Irrthum, welchem Laube in dieser Erzählung und mit dieser Erzählung verfallen ist, erklärt sich vielleicht aus dem ersten Theil der Worte, welche wir oben aus seiner Novelle: Das Glück, mitgetheilt haben. Dort hatte er die Menschen durch das Ideale, „diese Brücke zur Gottheit“, zum Höhern geleitet; hier will er unsrer Zeit den Spiegel ihrer Trivialität vorhalten, worin er sie verkommen glaubt, weil er darin verkommen war. Die Erzählung ergibt aber auch, daß er sich die „triviale“ Welt schlechter als sie ist denken mußte, um zum Verfasser seiner Reisenovellen herabzusinken. Gerade in der Richtung, zu welcher dieser gehört, gerade in der Meinung, die diese Richtung von unsrer Zeit hegt, zeigt sich die Trivialität unsrer Zeit, d. h. einiger Zeitgenossen, denen sie zu einem Abgrunde geworden ist, darin so Vielen unter ihnen auch die Ahnung des Höhern, auch „das unerklärt Höhere“ im Menschen und damit die Brücke verloren geht, welche zur Gottheit zurückführt, die für Alle unter den Menschen wohnt, die sie sehen mögen.

Der Richtung, welcher wir in dem was wir das junge Deutschland nennen begegnen, fehlt alle Poesie und bei aller Eitelkeit jedes stolze und edlere Selbstgefühl. Daher kann sie die Welt und Gegenwart nur schlechter darstellen als sie ist, in-

dem sie dieselbe zu sich herabzieht. Verachtete sie diese selbstgeschaffene Welt, statt sich wohl in ihr zu fühlen, so würde sie wenigstens bei ihren Schilderungen ihrer Welt sagen oder zu verstehen geben: Das seid ihr! und es würde sich daneben an ihr selbst irgend ein Etwas offenbaren, weßhalb ihr derjenige, der nicht an einem entgegengesetzten Irrthume litte, ihre Verachtung nicht zurückgäbe; aber jetzt huldigt sie dem gröbsten Materialismus und schildert die Welt wie sie sie schildert nur um wohlgefällig sagen zu können: Das sind wir!

Ihr fehlt jene Idealität, in die sich bessere, ja die besten Naturen aus einer Welt flüchten, in der sie sich nicht zu erkennen wußten, oder in der sie den Kampf scheuen, welchen die ideale Welt erläßt.

Aber wenn ihr Ideal Wahrheit hat, so können sie es nur der wirklichen Welt verdanken, da sie keine andere kennen und aus keiner andern gekommen sind. Streiten sie es ihr gleichwohl ab, so sind sie entweder gänzlich mit ihrem Ideal im Irrthum, oder ihr eignes Ideal fehlt ihnen in demselben Grade, als sie es der Welt absprechen. Wenigstens kann ihr Ideal nur so viel Werth haben oder ihnen nur so viel zur Ehre gereichen und wahrhaft in ihnen sein, als sie es der Welt, der sie es schuldig sind, wieder zu gute kommen lassen. Auch müssen wir es den sogenannten idealen Menschen wohl lassen, daß ihre Idealität dem gewöhnlichen Leben zu gute komme, zwar weniger, als sie es möglich machen könnten, aber gewiß mehr, als das gewöhnliche Leben es einsieht. —

Mittels dieser allgemeinen Bemerkungen wollen wir uns vom jungen Deutschland zur jungen Literatur Frankreichs wenden. Ich gehe nicht über das versprochene Beispiel der Dudevant hinaus und wähle aus ihren Romanen zunächst: **Jacques, Roman par G. Sand.**

Die ideale und reale Welt sind sich hier in Jacques und Sylvia einerseits und Octave und Fernande anderseits gegenübergestellt und der ganze Roman dreht sich um den Irrthum, daß beide getrennt zu denken oder für unvereinbar zu halten seien. Gleichwohl läßt die Verfasserin alles Ernstes den Versuch machen, die ideale Welt in der realen zufrieden zu stellen, und obgleich ohne diesen Versuch jene Idee, die wir einen Irrthum

genannt haben, gar nicht anschaulich gemacht werden könnte, so ist er doch zugleich ein Versuch der Verfasserin, sich von diesem Irrthum zu befreien. Daher streift sie mit ihrer Subjectivität immer an der Objectivität hin und während sie unaufhaltsam ihrem Wahne nachrennt, ist sie der Wahrheit stets so nahe zur Seite, daß sie mit der Hand in deren Gebiet hineingreifen kann und Gabe um Gabe hinter sich wirft.

In solchem Widerspruch in der Verfasserin aber liegen eben so wohl die Mängel ihres Romans, als ihr Unrecht gegen die beiden Welten, welche sie im Sinn hat, und deren keine für sie da ist, weil sie jede nur im Gegensatz zu der andern, also keine für sich erkennt. Gibt sie gleichwohl ihrer idealen Welt den Vorzug vor der realen, so geht aus dem oben Gesagten mindestens die Unlauterkeit ihres Idealismus hervor. Diese ist zuerst Egoismus. Er zeigt sich aber so edel, so aufopfernd, daß er dadurch fast ausgeglichen und aufgehoben würde, wenn das Böse sich durch Ausgleichung aufheben und noch anders als in einzelnen Personen wieder gutmachen ließe. Denn Frau Dudevant und ihre Jacques und Sylvia in Ehren, wozu nützt alle Aufopferung und aller Edelsinn in einer Sphäre, die gar nicht da ist? Werden sie nicht um so unnützer und selbst um so unedler, je mehr sie auf Kosten der wirklichen Welt geübt werden und je mehr diese zum Besten der Unwahrheit und des Scheines entadelt und ihres besten Schmucks beraubt wird?

Die Verfasserin stellt zwei ideale und zwei reale Menschen einander gegenüber. Je besser sie es mit ihrem Versuche, die ideale und die reale Welt zu vereinigen oder die eine in der andern wiederzufinden, meint, je besser sie also auch die beiden realen Menschen auftreten läßt, desto verzweifelter erscheint gerade dieser Versuch und desto weniger nöthig. Denn wenn die wahren Ideale sich irgendwo in der Wirklichkeit vorfinden, so finden sie sich, sollte man sagen, doch am ersten in den bessern Menschen aus der wirklichen Welt vor oder sind in diesen am leichtesten zu erwecken. Was hilft es uns, daß Jacques sich am Ende das Leben nimmt und aus dem Nichts in's Nichts zurückkehrt, Octave und Fernande sind Gestalten der wirklichen Welt und bleiben in dieser zurück. Je besser beide waren, je tiefer sie dann sinken, desto bedauerlicher ist der Irrthum der Verfasserin, die so das

Leben ansieht und ihrem Irrthum durch ihr Talent und Herz Reiz und Stärke verleiht. Was hilft ein Idealismus oder wo hat er in Wahrheit seine Stätte gehabt, wenn er nicht nur selbst in Verzweiflung endet, sondern auch das wirkliche Leben von der Höhe, auf welcher er es (hier in Octave und Fernande) antrifft, in den Staub zieht, den er so tief unter sich glaubt? Folgerichtig durchgeführt muß daher ein solcher Idealismus nicht bloß mit der Verachtung der realen, sondern auch der idealen Welt, also der ganzen Menschheit enden.

Ein anderer Bestandtheil der Unlauterkeit, die wir in dem Idealismus auch von Frau Dudevant finden, ist Materialismus. Jedoch hängt dieser eng mit dem Egoismus zusammen, der zwar in Jacques Liebe suchend auftritt, aber nirgends Liebe findet, weil ihm die Liebe fehlt, welche wir die christliche nicht nur nennen, sondern auch sein lassen wollen.

Diese Bemerkungen halten sich streng an den genannten Roman; will man sie im Allgemeinen auch auf andere Romane der Verfasserin übertragen, so möchte das nicht mit allen gehen. In der Lélia z. B. ist der dégoût der in diesem Roman geschilderten Hauptperson an Allem selbst so degoutant, und das Genie der Verfasserin reicht so wenig hin, die Auflehnung ihrer Heldin gegen alles Heilige auszugleichen und wo möglich gut zu machen, daß das Buch den guten Leser anwidert und er es mit Recht aus der Hand wirft. Um so nützlicher könnte es auf der andern Seite sein; denn denen, die selbst auf alle Vorzüge verzichten, also in den großen Mängeln desselben ihre Freude an sich haben, muß durch die Vorzüge, die im Buche untergehen, durch die Unzufriedenheit möchte ich sagen des Buches mit sich selbst, die Freude daran so vergällt werden, daß es sie nicht schlechter machen, sondern eher das Gute, das in ihnen geschlummert hätte, wecken kann.

Da das ganze Werk oder das Ganze des Werkes unter der Kritik ist, und der alltäglichste moralische Maßstab genügt, um es zu verwerfen, so wollen wir zum Beweise des Bessern, was in der französischen Literatur mitten unter dem Allerverwerflichsten hin und wieder zu Tage kommt, wenigstens Einzelnes daraus mittheilen. Es ist ein Glück für die Dudevant, daß ihre Bücher großentheils mit ihrer Zeit und deren Verkehrtheit untergehen

werden. In einem bessern Leben wird ihr ein schönerer Ruhm zu Theil und ihre Freude daran nicht durch den Schmerz verbittert werden, daß man noch anderswo als im Himmel Bücher von ihr liest.

„Die Religion Jesu Christi", erzählt Lélia aus einem guten Zeitpunkt ihres Lebens, „welche ich meinem Denkvermögen und meinen Bedürfnissen angepaßt habe, träufelte in meine zerrissene Seele ein süßes Ergötzen, eine innige Ergebung. — Die Wahrheit zu sagen, so habe ich mir nie den Kopf darüber zerbrochen, ob der Grad von Göttlichkeit, welcher der menschlichen Seele zu Theil geworden, die Menschen berechtige oder nicht, sich Propheten, Halbgötter, Erlöser zu nennen. Bacchus, Moses, Confucius, Mahomet, Luther haben jeder einen großen Beruf auf Erden erfüllt, haben im Laufe der Jahrhunderte dem menschlichen Geiste seine Richtung vorgeschrieben. Waren sie unseres Gleichen, diese Männer, durch welche wir jetzt denken und leben? Diese Heroen, deren sittliche Gewalt die Gesellschaft organisirt hat, waren sie nicht von einer trefflichern, reinern, himmlischern Natur? Darfst Du, wenn Du nicht das Dasein Gottes, nicht die Göttlichkeit des menschlichen Geistes läugnest, seine schönsten Werke wegläugnen und verkennen? Kannst Du von demjenigen, welcher unter den Menschen geboren nie schwach war und ohne Sünde lebte, welcher uns das Evangelium brachte und die menschliche Moral für alle Zeiten veredelte, kannst Du von ihm nicht sagen: er ist wahrhaft der Sohn Gottes!? Gott sendet uns abwechselnd Menschen mächtig zum Bösen und Menschen mächtig zum Guten. Wenn es dem höchsten Willen, der das All regiert, gefällt, den menschlichen Geist auf irgend einem Theile des Erdballs einen ungeheuern Schritt vorwärts oder rückwärts thun zu lassen, so wartet er nicht immer den ernsten Gang der Jahrhunderte oder die langsame Wirkung der natürlichen Ursachen ab (?) und bringt oft gewaltsame Uebergänge durch den Arm oder das Wort eines Menschen hervor, den er eigends dazu geboren werden läßt. — Wenn also Jesus seinen nackten und bestaubten Fuß auf das goldne Diadem der Pharisäer setzt, wenn er das alte Gesetz zerbricht und den kommenden Jahrhunderten jenes große Gesetz des Spiritualismus verkündigt, durch welches ein entnervtes Geschlecht neu geboren werden sollte; wenn er sich wie ein Riese mitten in

die Menschheit stellt und ihre Geschichte in zwei Hälften scheidet: in das Reich der Sinne und das der Ideen; wenn er mit fester Hand alle thierische Macht des Menschen vernichtet und seinem Geiste eine neue, unermeßliche, unbegreifliche, vielleicht ewige Laufbahn eröffnet; — werdet ihr da, falls ihr an Gott glaubt, nicht auf's Knie fallen und sagen: Dieser ist das Wort, welches im Anfang war! Er ist von Gott gekommen, er geht zu Gott, er ist auf immer bei ihm, sitzend zu seiner Rechten, denn er hat die Menschen erlöst. Gott, der Jesum vom Himmel gesandt hat, Jesus, der Gott auf Erden war, und der Geist Gottes, welcher in Jesu war und den Raum zwischen ihm und Gott erfüllte, ist dies nicht eine Dreieinigkeit, einfach, untrennbar, nothwendig für Christ und sein Reich? Jeder Mensch, welcher gläubig betet, jeder, der den Glauben in die Gemeinschaft mit Gott setzt, bietet er nicht einen Widerschein dar jener geheimnißvollen Dreieinigkeit, bald stärker, bald schwächer, je nachdem sich der himmlische Geist dem menschlichen mehr oder weniger geoffenbart hat? Die Seele, ihr Aufschwung zu einem mit ihr erschaffenen Ziele und dieses geheimnißvolle und erhabene Ziel selbst, ist alles dies nicht Gott, wie er sich in drei verschiedenen Weisen offenbart: der Kraft, dem Kampfe und der Eroberung (**la force, la lutte et la conquête**)? Dieses dreifache Symbol der Gottheit, dessen roher Ausdruck die ganze Menschheit ist, hat sich ein einzigesmal schön und vollkommen hervorgebracht, zwischen Jesus, zwischen dem Vater der Welt und dem heiligen Geiste, dargestellt von dem katholischen Glauben unter dem Bilde einer Taube, um anzudeuten, daß die Liebe die Seele des Alls ist." —

Im **Secrétaire intime (Roman par G. Sand)** ist die Lélia zur Quintilie veredelt, die ideale Welt zeigt sich in diesem Romane besser, weil sie sich realer zeigt, und tritt darum nicht mehr, wie in J a c q u e s und L é l i a, als die Verderberin der Wirklichkeit auf. Der Schwärmerei für strenge Tugend widersprechen aber andere Werke der Verfasserin zu sehr, als daß wir sie dafür ehren könnten, zumal bei einem Romane, in welchem die Gesetze der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit der menschlichen Verhältnisse ziemlich unberücksichtigt bleiben.

Dagegen gehört **André (Roman par G. Sand)** zu dem Besten, was G. Sand geschrieben. Hier zeigt sich die ideale

Welt nicht mehr bloß eingebildet; leidenschaftslos und in sich befriedigt wird sie gleichwohl in die reale Welt gezogen, aus der sie hervorgegangen ist, und tritt in diese ein, nicht um sie zu stören und sich in ihr und sie in sich zu verderben, sondern um sich ihr ganz zu weihen. Sie erwartet nichts von der wirklichen Welt, was diese nicht öfter gewährte, als ungewährt läßt. Wenn nur Geneviève es nicht findet, so vergegenwärtigt uns die Verfasserin den Gedanken, daß die ideale Welt den Leidenschaften und Leiden der realen nicht fremd bleiben und innerlich wie äußerlich an dieser Theil nehmen solle, und das ist nicht nur genug, sondern es ist alles, was man von ihr verlangen kann.

Ich kann mich nicht enthalten, den Leser zum Schluß mit folgender Stelle aus dem André bekannt zu machen:

On dit que la poésie se meurt; la poésie ne peut pas mourir. N'eût-elle pour asile que le cerveau d'un seul homme, elle aurait encore des siècles de vie; car elle en sortirait comme la lave du Vésuve, et se fraierait un chemin parmi les plus prosaiques réalités. En dépit de ses temples renversés et des faux dieux adorés sur leurs ruines elle est immortelle comme le parfum des fleurs et la splendeur des cieux. Exilée des hauteurs sociales, répudiée par la richesse, bannie des théâtres, des églises et des académies, elle se refugiera dans la vie bourgeoise, elle se mêlera aux plus naïfs détails de l'existence. Lasse de chanter une langue que les grands ne comprennent pas, elle ira murmurer à l'oreille des petits des paroles d'amour et de sympathie. Et déjà n'est elle pas descendue sous les voûtes des tavernes allemandes? n'est-elle pas assise au rouet des femmes, ne berce-t-elle pas dans ses bras les enfans du pauvre? Compte-t-on pour rien toutes ces âmes aimantes qui la possèdent et qui souffrent, qui se taisent devant les hommes et qui pleurent devant Dieu? Voix isolées qui enveloppent le monde d'un choeur universel et se rejoignent dans les cieux: étincelles divines qui retournent à je ne sais quel astre mystérieux, peut-être à l'antique Phébus, pour en redescendre sans cesse sur la terre et l'alimenter d'un feu toujours divin! Si elle ne produit plus de grands hommes, n'en peut elle pas produire de bons? Qui sait si

elle ne sera pas la divinité douce et bienfaisante d'une autre génération et si elle ne succédera pas *au doute et au désespoir dont notre siècle est atteint?* Qui sait si, dans un nouveau code de morale, dans un nouveau catéchisme religieux, *le dégoût et la tristesse ne seront pas flétris comme des vices*, tandis que l'amour, l'espoir et l'admiration seront récompensés comme des vertus?

La poésie révélée à toutes les intelligences serait un sens de plus que tous les hommes peut-être sont plus ou moins capables d'acquérir et qui rendrait toutes les existences plus étendues, plus nobles et plus heureuses —— Les idées poétiques peuvent s'ajuster à la taille de tous les hommes. L'un porte sa poésie sur son front, un autre dans son coeur; celui-ci la cherche dans une promenade lente et silencieuse au sein des plaines, celui-là la poursuit au galop de son cheval, à travers les ravins; un troisième l'arrose sur sa fenêtre, dans un pot de tulipes. Au lieu de demander, où elle est, ne devrait-on pas demander „où n'est elle pas"? Si ce n'était qu'une langue, elle pourrait se perdre; mais c'est une essence, qui se compose de deux choses: la beauté répandue dans la nature extérieure et le sentiment départi à toute intelligence ordinaire. Pour condamner à mort la poésie et la porter au cercueil, il nous faudra donc arracher du sol jusqu'à la dernière des fleurettes dont Geneviève faisait ses bouquets.

Ich theile diese schönen Worte nicht mit, weil ich sie überall für so tief oder wahr hielte (es ist genug, daß sie die Wahrheit, die ihnen zum Grunde liegt, ihren Lesern anschaulich machen), sondern als Probe von der Gesinnung der Verfasserin. Wie diese auch schwärme, und ob ihr Gegenstand über ihr stehe oder sie über ihm zu stehen glaube, ihre Irrthümer bleiben um ihrer Gesinnung willen verzeihlich, falls nur sie sich keinen Irrthum verzeiht, den sie erkannt hat. Möchte aber das, was sie einem andern Geschlecht weissagt, schon an denen in Erfüllung gehen, die zum Theil in den Büchern der Dudevant keine Laster finden, mit welchen sie nicht mehr oder weniger vertraut wären, aber manchmal einen Adel und eine Würde, die ihnen fremd sind! und möchte auch die Verfasserin selbst für ihren unruhigen Geist

einen Haltpunkt gewinnen, welcher sie du doute et du désespoir dont elle est atteinte et du dégoût et de la tristesse qui sont déjà flétris comme des vices befreite. Wie sie ihren Befreier dann auch nännte und ob der Name Wahrheit oder Irrthum wäre, darüber sollte nicht mit ihr gerechtet werden.

Nachschrift.

Seit das Vorstehende geschrieben wurde, ist ein neuer Roman von G. Sand erschienen, **Mauprat**, über welchen in französischen Blättern Lobredner und Tadler darin übereinkommen, daß in ihm eine Umkehr der Dudevant bemerklich sei. Dahin spricht sich auch der Phönix aus, wenn er auf seine Weise sagt: „Kaum hat George Sand ihren Roman **Mauprat** in zwei Bänden erscheinen lassen, so veröffentlicht die **Revue des deux mondes** den Anfang eines neuen, der **Maîtres mosaïstes.** In jedem neuen Roman sucht der geniale Geist des Weibes eine festere moralische Basis zu gewinnen, und wir glauben jetzt nicht mehr befürchten zu müssen, daß G. Sand an einer verderblichen Richtung untergehen könnte. Ihr Stil ist wahrhaft Goethisch, klar und krystallinisch." — Auch Herr Laube hat wieder neue Bücher herausgegeben, die ich noch nicht kenne. Als ich aber in der Hannov. Zeitung vom 11. September 1837 in einem Briefe aus Stuttgart las: „Bei uns macht der zweite Theil der Neuen Reisenovellen von H. Laube, worin ein Capitel „Stuttgart und die Schwaben" vorkommt, nicht geringes Aufsehen. — — Jene Skizze enthält manches Treffliche und namentlich sind die Invectiven auf die Schwäbische Dichterschule sehr pikant und gegründet;" so ging ich in einen Buchladen, um jenes Capitel zu lesen. Wie viel Gegründetes darin war, weiß ich nicht mehr, zu dem Pikanten gehört wahrscheinlich Folgendes, S. 293: „Gustav Schwab wäre viel größer geworden, wenn er nicht dick geworden wäre." Hierin ist vielleicht die physische Beschaffenheit des Professors Schwab das Gegründete und der Schluß daraus das Pikante. Laube entschuldigt gewissermaßen, daß er seine Reisenovellen fortgesetzt habe. Er sagt in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Neuen Reisenovellen, mit diesem Bande schließe er die Reisenovellen. Nicht weil er sie für das beste Genre halte,

oder weil er Heine gelesen, habe er Reisenovellen geschrieben, sondern weil er gesehen, daß man damit das Publikum träfe. Er habe die Ueberzeugung, daß man mit allen Reisen jenen roth und goldnen Gränzpfahl des Glücks nicht auffinde. — Auch Mundt's Charaktere und Situationen sind mir zu Gesicht gekommen. In einer Abhandlung: G. Sand und die sociale Speculation, sagt er u. a.: „Er glaube mit Madame Dudevant, daß jede Frau eine mehr oder weniger entschiedene Anlage zur Courtisane (Buhlerin) habe. Madame Dudevant gehöre selbst zu den Courtisanen im höchsten Sinn, die ihre Selbstständigkeit und das Gleichgewicht ihrer Existenz dadurch gewännen, während andere sie dadurch verlören."

Im November 1837.

Fortsetzung des vorigen Aufsatzes, jedoch nur über G. Sand *).

1) Leone Leoni, Roman von G. Sand.

Ueber G. Sand oder Frau Dudevant sind bekanntlich die entgegengesetztesten Urtheile im Gange. Sie ist eben so unmäßig gelobt, als maßlos getadelt worden **). Was das Erste betrifft, so hieß es z. B. vor einiger Zeit in der in Frankfurt a. M. erscheinenden Zeitschrift „Phönix": „George Sand ist würdig neben Goethe gestellt zu werden in der Gattung des Romans, ja ihr ist bei gleicher bildender Kraft eine umfangreichere Tiefe des Gemüths zuzuschreiben." Wen diese Vergleichung verdrösse, der könnte selbst wenn er der Dudevant günstig wäre leicht zu der Bemerkung gebracht werden: Die bildende Kraft oder wie ich das verstehe die große Fruchtbarkeit dieser Schriftstellerin hängt vielmehr mit ihrem Mangel an Tiefe zusammen; sind doch ihre Schreibart, ihre Philosophie, ihre Poesie, wenn man strenge

---

*) Die hier folgenden Beurtheilungen G. Sand'scher Romane wurden 1838 geschrieben und können somit als eine etwas spätere Vervollständigung der in dem vorigen Aufsatze gegebenen Kritik der Schriften von Frau Dudevant mit Ausschluß des Mauprat — denn nur so weit hatte ich sie gelesen — angesehen werden.

**) Und dieser Tadel hat sich später mehr bewährt als jenes Lob!

urtheilen will, nur von der Oberfläche geschöpft! Wenn es aber a. a. O. weiter heißt: „Auf jeden Fall sei ihr eine edlere Seele zuzuschreiben“; so ist dies ein Urtheil, welches aus Vorurtheil gegen Goethe hervorgeht und wie man es verschweigen soll, wenn man Philosoph bleiben will, da es eben so verkehrt sein dürfte, einem großen Dichter eine edle Seele abzusprechen, als einem mindern Genie darum auch minder Edelsinn beizulegen.

Doch ich verlasse diese allgemeinen Bemerkungen, um zu dem in der Ueberschrift genannten Romane überzugehen. Leone Leoni gehört zu den tadelnswerthesten der Verfasserin. In gewisser Hinsicht möchte er an Jacques erinnern. Was die Helden der beiden Romane betrifft, so ist Leone Leoni gleichfalls mit der Welt zerfallen, aber nicht, weil er wie Jacques übertriebene ideale, sondern übertriebene reale Forderungen an sie macht. Um diesen und seiner unverbesserlichen Lust am Schwelgen und Verschwenden genug zu thun, wird er falscher Spieler, Dieb, Mörder, Erbschleicher, ist dabei auf ächt romanhafte Weise begabt, spricht alle Sprachen, besitzt jede Kunst und Geschicklichkeit, daß es nicht zu glauben ist ohne zu lesen. Er malt, singt, dichtet, ist edel und tapfer, wie ein Räuberhauptmann im Roman. Eben so versteht er zu lieben, ja dies ist bei ihm zu einer Kunst geworden, wodurch er sogar seine Schlechtigkeiten vorübergehend einzuhalten weiß. Er ist sogar treu in der Liebe bis auf die Treulosigkeiten, die sich bei einem solchen Scheusal von selbst verstehen. Denn die eigentliche treue Rolle ist in diesem Romane passender als in Jacques einem Weibe zugetheilt. Für dieses eignet sich das Dulden besser, als für Jacques, der die Geduld darüber verliert.

Was die Schönheit der Sprache, den Fluß der Rede, die Klarheit der Darstellung betrifft, so nimmt dieser Roman nebst Jacques eine der ersten Stellen unter den Schriften der Dudevant ein; was aber (nach Abzug des ganz Romanhaften) die Wahrheit des Inhaltes betrifft, so steht er weit über ihm.

Ob aber die Wahrheit in Leone Leoni nur halb so poetisch, als selbst der Irrthum in Jacques, die Beantwortung dieser Frage wird sich nach näherer Bekanntschaft mit dem Roman von selbst ergeben.

Daß ein Wesen, welches scheinbar keine Liebe verdient, ge-

liebt werde wie Leoni von Jüliette, mag der Erfahrung gemäß sein, obwohl ein Räthsel, welches sie aufgibt, ohne es zu lösen. Ob der Dichter sich die Aufgabe gestellt habe, es zu lösen, ob es ihm gelungen sei, Leoni so zu schildern, daß wir uns mit Jüliettens Liebe zu ihm und dadurch mit ihm selbst aussöhnen, darüber wird wohl in der Sache selbst die beste Entscheidung liegen. Wir werden sehen, ob der Dichter sich des Gegenstandes, oder der Gegenstand sich des Dichters bemächtigt habe; ob das Erstere möglich war, und der Dichter daher überhaupt sich mit dem Gegenstande befassen durfte.

Als Leoni Jüliettens Liebe gewinnt, übt er sogleich durch den äußern Glanz und die geistige Ueberlegenheit, womit ihn der Dichter auftreten läßt, über sie und durch sie über ihre Angehörigen eine Gewalt und einen Zauber aus, der diese aller Vorsicht vergessen läßt. Dann, in Gefahr, von einem plötzlich als Jüliettens Schutzgeist erscheinenden Nebenbuhler vor der Welt als falscher Spieler entlarvt zu werden, entführt er seine Verlobte, indem er ihren Vater, einen reichen Brüsseler Juwelier, bei der Gelegenheit recht artig bestiehlt. Darauf lebt er, um sich und die geraubten Kostbarkeiten, von deren Raube übrigens Jüliette noch nichts ahnt, vor Verfolgung und Entdeckung zu sichern, sechs Monate lang in der Schweiz versteckt und verschafft sich und ihr während dieser Zeit ein wahres Paradies der Liebe. Hier unterscheidet er sich von Jacques dadurch, daß er das, was dieser in der Liebe fürchtet, Langeweile und Ueberdruß, von ihr fern zu halten, und was Jacques von ihr verlangt, eine ununterbrochene Seligkeit zu schaffen weiß.

Diese sechs Monate erwerben ihm nun einen Anspruch auf Jüliettens Erkenntlichkeit und ketten diese für immer an ihn. Das zeigt sich bald und besonders dann, als sie in ihm den Mörder ihres edelsten und treuesten Freundes, Henryet, seines schon erwähnten Nebenbuhlers entdeckt, welcher sie aufgesucht, über ihren Verführer aufgeklärt und ihr den Gedanken eingegeben hatte, diesen zu verlassen und zu ihren Eltern zurückzukehren. Jetzt gesteht Leoni selbst Jülietten alles ein, beichtet ihr alle Schändlichkeiten seines Lebens. Und warum? und wozu? Um sie zu überzeugen, daß ihre Liebe zu ihm sie von nun an zu der erhabensten und gewissermaßen beglücktesten Frau mache!

In demjenigen, was er bei dieser Gelegenheit sagt, vereinigt sich die Wahrheit der Wirklichkeit, d. h. hier die Schlechtigkeit und Offenherzigkeit Leoni's, mit dem Irrthume des Dichters: daß der Mensch, nicht weil er Mensch sei, sondern wie er es auch sei, geachtet werden solle. Was jetzt folgt, ist so verworfen gedacht, als meisterhaft geschrieben.

Jüliette erzählt: „Mein Thun ist niedrig, so sprach er, aber mein Herz denkt edel und blutet von seinen Vergehen; eben so stark, eben so rein wie in seiner ersten Jugend hat es das Gefühl für Recht und Unrecht bewahrt, empfindet es Abscheu vor dem Bösen, das es begeht, hängt es mit Begeisterung am Schönen. Deine Geduld, Deine Tugenden, Deine Engelsgüte, Dein Erbarmen gleich dem Erbarmen Gottes könnten von keinem andern Wesen besser gewürdigt, mehr bewundert werden. Ein Mann von geregelten Sitten und zartem Gewissen würde sie ganz natürlich finden, mit ihm wärest Du nichts als ein achtbares Weib vom alltäglichen Schlage; mit einem Mann wie ich bist Du eine erhabene Frau, und die Erkenntlichkeit, die ich Dir schulde und die sich in meinem Herzen gegen Dich anhäuft, ist so unermeßlich wie Deine Leiden und Aufopferungen. Glaube mir, es will etwas sagen, geliebt zu werden und ein Recht zu haben auf eine Liebe und Leidenschaft, die ohne Maß ist! Und an wen wirst Du je dieses Recht in dem Grade haben, wie an mich? für wen kannst Du auf's Neue solche Pein und Verzweiflung ausstehen? — Glaubst Du, es habe im Leben noch etwas einen Werth, als die Liebe? Ich, ich glaube es nicht! Und glaubst Du, daß es etwas Leichtes sei, sie einzuflößen und zu erwiedern? Tausende sterben und haben nur halb gelebt, weil sie keine andere als thierische Liebe kennen gelernt haben. Wie oft sucht ein Herz, welches fähig wäre zu lieben, umsonst nach einem Gegenstand für seine Liebe; rein von irdischer Berührung scheidet es aus dem Leben, um ihn vielleicht im Himmel zu finden. Ach! wenn uns Gott diese tiefe, heftige, unnennbare Empfindung — die Liebe schon auf Erden schenkt, o Jüliette, so brauchen wir das Paradies weder zu wünschen, noch zu hoffen mehr, denn das Paradies — es ist die Verschmelzung zweier Seelen in einen Kuß der Liebe; und haben wir diese Liebe hienieden gefunden — was liegt daran, ob in den Armen eines Heiligen oder eines Verdammten? Was

liegt Dir daran, ob der, den Du liebst, von den Menschen verflucht oder angebetet werde, wenn er Dich wieder liebt? — Wen liebst Du in mir? Was hast Du von Anfang in mir geliebt? Doch nicht den Glanz und Schein, den ich um mich verbreitete? Wenn Du mich jetzt hassest, so muß ich zweifeln, ob Deine Liebe zu mir Liebe gewesen, so kann ich statt des Engels, statt des treuen Opferlammes, dessen Blut, vergossen für mich ohne Unterlaß tropfenweise auf meine Lippen fällt, in Dir nur ein armes, leichtgläubiges und schwaches Kind erblicken, das mich aus Eitelkeit geliebt hat und aus Selbstsucht verläßt. Jüliette, bedenke, was Du thust, wenn Du mich verläßt! Den einzigen Freund, über dessen Gesinnung gegen Dich Du nicht zweifelhaft sein kannst, den einzigen, der Dich zu würdigen weiß und Dich verehrt, wirst Du gegen eine Welt verlieren, deren Achtung Du verscherzt hast und nicht wieder gewinnst. Dir bleibt nichts auf der Welt als ich, armes Kind! und mußt Dich dem Schicksal des Abenteurers anschließen oder verlassen im Kloster sterben. Wenn Du mich aufgibst, so handelst Du so unsinnig als grausam, hast alle Uebel, jeden Schmerz erlitten und erndtest seine Früchte nicht; denn wenn Du mich jetzt noch wo Du alles weißt lieben und mir anhangen kannst, so wisse, daß ich für Dich eine Gegenliebe haben werde, von der Du noch keinen Begriff hast, und wie ich selbst sie nie auch nur von ferne für möglich gehalten hätte, wenn ich Dich ordentlich (loyalement) geheirathet und in Frieden mit Dir im Schooß Deiner Familie gelebt hätte. Trotz allem, was Du geopfert und gelitten hast, habe ich Dich bis jetzt noch nicht geliebt, wie ich mich dazu im Stande fühle; Du liebtest mich noch nicht so, wie ich bin, Du schmiegtest Dich an einen falschen Leoni, der in Deinen Augen noch eine gewisse Größe und Täuschung hatte; Du hofftest, er werde noch einmal der Mann werden, den Du zuerst in ihm geliebt; Du glaubtest noch keinen gänzlich verderbten Menschen in Deine Arme zu schließen; und ich — ich sagte mir: sie liebt mich bedingungsweise, ich bin es nicht, den sie liebt, sie liebt die Maske, die ich vorgethan habe; wird sie meine Züge hinter der Maske erkennen, so wird sie die Augen abwenden und fliehen, ein Grauen empfinden vor dem, den sie jetzt an ihre Brust drückt; nein, sie ist kein Weib und keine Geliebte wie ich sie mir geträumt, wie meine glühende Seele sie

sich erfleht hatte, Jüliette gehört noch zu jener Gesellschaft, deren Feind ich bin, sie wird meine Feindin werden, sobald sie mich kennen lernt, ich kann mich ihr nicht vertrauen, ich kann in keines lebenden Wesens Brust die fürchterlichste meiner Qualen ausschütten, die Scham vor dem, was ich alle Tage verübe; ich leide, ich belaste mein Gewissen (j'amasse des remords), gäbe es doch ein Geschöpf, das mich lieben könnte, ohne zu verlangen, daß ich mich ändern sollte! könnte ich doch eine Freundin haben, die mich nicht anklagte und verdammte! — Siehe, so dachte ich, o Jüliette! Ich bat den Himmel um diese Freundin, aber ich bat ihn, daß Du es sein möchtest und keine andere; denn Du warst das, was ich am meisten auf der Erde liebte, noch ehe ich ahnte, was wir alles für einander thun müßten, um uns wahrhafte Liebe zu erzeigen."

So läßt die Dichterin die Eitelkeit des Mannes mit des Weibes Eitelkeit spielen. Que pouvais-je répondre, sagt Jüliette, à de semblables discours?

Hatte sie schon vor der erwähnten Katastrophe Alles über sich ergehen lassen und das Schlimmste befürchtet, so erscheint ihre Liebe jetzt erst recht befestigt, und ihre Aufopferung kennt so wenig eine Schranke mehr, als die Schlechtigkeit Leoni's.

Die Dichterin hat diesen Eindruck noch dadurch verstärkt, daß sie Jülietten zwei edle Freunde gibt, die sich ernstlich um ihre Liebe bewerben. Der eine war der von Leoni ermordete Henryet, der andere entzieht sie dem größten Elende, worin Leoni sie verlassen hatte, nachdem ihm der Versuch mißlungen war, sie durch groben Betrug einem reichen Wollüstlinge preiszugeben.

Hatte die Dichterin bis hierher ihre Poesie an zwei so unedle Subjecte verschwendet, so benützt sie das Verhältniß Jüliettens zu ihrem zweiten Freunde, dem edeln Bustamente, um schnell und ohne Weiteres mit der Geschichte zu enden und den Leser alles Antheils an einem Paar Menschen zu entbinden, die entweder kein Mitleid verdienen, oder sich selbst genug sind.

Jüliette hat dem Don Bustamente, der sie krank und außer sich im Spital gefunden, gepflegt und getröstet, ihr seine Hand angetragen hatte, ihre ganze Geschichte erzählt und glaubt den schändlichen Leoni vergessen zu haben, da zeigt er sich ihr im Vorbeigehen in neuem Glanze, zu dem ihm irgend ein neuer

Diebstahl auf kurze Zeit die Mittel verschafft haben mochte; sie verläßt ihren guten Genius Bustamente und läuft dem Leoni ohne Besinnen wieder zu, sich in einem Briefe, den sie jenem schreibt, mit dem Schicksale entschuldigend, in dessen Macht sie nun einmal stehe. Man wird dabei an jene wilde Gans erinnert, der man die Flügel beschnitten und sie so zu einer zahmen Heerde gethan hatte. Hier schien sie ihre Wildheit zu vergessen und abzulegen, schwang sich aber, da ihr die Flügel wieder gewachsen waren, in die Lüfte, sobald sie nur eine Schaar von ihres gleichen über sich erblickte.

2) Indiana, Roman von G. Sand.

Für die gelungenste Arbeit der Dudevant halten wir unbedenklich ihren ersten Roman, Indiana *). Hat die Verfasserin in ihren nach Indiana geschriebenen Romanen im Allgemeinen auch an schriftstellerischer Fertigkeit und Leichtigkeit gewonnen, so hat sie dagegen an dichterischer Unbefangenheit um so mehr eingebüßt. Statt Leidenschaften zu schildern, wurde sie selbst leidenschaftlich; statt der bösen Zeit einen guten Streich zu spielen, spielte diese ihr einen bösen Streich über den andern: der Dichter ordnete sich dem Philosophen und Politiker unter, wodurch sie in kein gutes Verhältniß zu einander kommen können, denn ein gutes Verhältniß kann zwischen ihnen nur dann bestehen, wenn sie sich zwar gegenseitig achten und anerkennen, aber nicht einander unterwürfig sind oder einander unterwerfen.

Man kann zugestehen, daß Indiana den Anforderungen entspreche, die man an einen Roman zu machen hat. Indiana ist ein in ihrer Art vollendetes Sittengemälde und in diesem Punkte um so wahrer, als die Verfasserin Sitten ihrer Zeit oder näher eines von ihr mit durchlebten Abschnittes ihrer Zeit zu schildern unternimmt. Daher — so glaube ich wohl schließen zu dürfen — sind die Leidenschaften, von denen nicht die Verfasserin, sondern die im Romane auftretenden Personen übersprudeln, nur, um mich so auszudrücken, der Verfasserin, nicht diesen Personen klar. Das gilt wenigstens in besonderm Grade von der Hauptperson, nach welcher der Roman heißt.

*) Rose und Blanche erschien zwar früher, gehört aber nicht ihr allein an.

Hieraus, so wie aus der eigenthümlichen Form beider Dichtungsarten folgt, daß der Verfasser eines Romans viel größere Freiheit über seinen Stoff habe, als der Verfasser eines Drama, wir wollen setzen, eines Trauerspiels. In diesem handelt der Held zwar leidenschaftlich, und mehr als billig, aber doch zugleich mit Verstand, nach einem Plane, zu einem, wenn auch unerreichbaren Zweck. Sein Handeln hat Folgen, die nicht vom Dichter abhangen. Der Roman steht niedriger, eben so seine Helden. Mehr von Leidenschaften, als von einer einzelnen großen Leidenschaft, oder, wenn man lieber will, mehr von einer unbestimmten, als bestimmten Leidenschaft beherrscht, lassen sie sich mehr treiben, die Nothwendigkeit ihres Thuns liegt weniger in ihnen selbst. Es kommt auf die äußern Begebenheiten, die niemand genau vorher weiß, auf die der Zufall, der gute Wille der Menschen, für welche der tragische Held unerreichbarer ist, einwirken kann, auf diese kommt es an, wie theuer dem Helden eines Romans seine Leidenschaften zu stehen kommen werden. Kommt es also nicht auch auf den Dichter an, der den Zufall so oder anders walten lassen mag und seinen Helden, welcher zwar einen bestimmten Ausgang möglich, aber nicht nothwendig macht, statt zu verderben, bessern, ja statt zu bestrafen, belohnen kann?

Wenn dies richtig ist, so hat man ganz besondern Grund, mit dem schönen und wahrhaft poetischen Ausgange Indiana's zufrieden zu sein. Was werthvoll war, aber — gleichviel wie — in Irrthümer, Verwickelungen und Gefahren gerieth, dem steht ein schützender Engel zur Seite, und diesem gelingt es, jenem ein Loos zu bereiten, dessen es seinem Gemüthe nach würdig war, und dem es durch Prüfungen und Leiden und selbst durch Verirrungen entgegengereift ist.

3) Simon, Roman von G. Sand.

Mehr als Indiana, mehr als der beliebte und belobte André, könnte aber Simon gefallen, wenn die Verfasserin in diesem Romane ihren wahren Vortheil nicht bloß halb verstanden hätte. Am wenigsten verstand sie ihn in der Hauptperson. Diese ist ein junger Mensch, Simon Féline, im Anfange des Stückes noch Student. Schon dies ist mißlich, denn ein junger Mensch, besonders von der Art dieses Simon Féline, findet gewöhnlich

selbst so großes Gefallen an sich, daß es wenigstens sehr unerzieherisch ist, wenn auch noch Andere viel Wesens von ihm machen; zumal falls er nicht wie Wilhelm Meister unter die Menschen gebracht wird, sondern wie Herr Simon Féline anfangs einsam studirt, dann einsam träumt und in den Wäldern irrt und endlich hinter dem Rücken der Leser, denen nur gesagt wird, daß er ein Genie war, sein Glück macht. Aber, wollen wir die Verfasserin einfallen lassen, mein Simon ist Republikaner! Leider, antworten wir, daran liegt es eben, das ist eben Schade, nicht um Herrn Féline, der, wie er ein sittlicher Mensch ist, auch ein vernünftiger Mensch werden kann, sondern um den Roman, den er verdirbt.

An Simon schließt sich Fiamma, seine Herzensgeliebte und zuletzt Gattin, wie er republikanisch, wie er uninteressant und dazu räthselhaft; und als endlich der romantische Nebel, in den ihre Gestalt gehüllt ist, hinweggenommen wird, geschieht dies auf Kosten einer Person, die uns durch das ganze Buch mehr angezogen hatte, als Fiamma uns fesseln konnte, und die ohne Fiamma's Dazwischentreten vermuthlich noch anziehender geworden wäre. Dies ist Fiamma's vermeintlicher Vater, der Graf von Fougères. So launig wußte die Verfasserin ihn zu schildern, daß es uns verdrießt, wenn derjenige, der uns so wohl unterhalten hat, über den so mancher Witz, so manches Lachen ergangen ist, am Ende des Romans als ein moralisches Ungeheuer dasteht. Da wir hiervon keine Ahnung hatten, so werden wir es entweder bereuen müssen, über ihn gelacht zu haben, oder über den republikanischen Groll der Verfasserin lächeln, die ihr eigenes Werk zerstört und ungerecht gegen sich und den Grafen handelt, den sie nicht bloß als Dichterin, sondern auch als Republikanerin ausbeutet.

Vielleicht erklärt sich's aus dem oben Gesagten, daß Simon von den vielgelesenen Romanen der Verfasserin in Deutschland einer der ungelesensten ist. In Frankreich mag das anders sein, dort hat er mehr Wahrheit, kann also auch mehr Theilnahme gefunden haben. Der Held desselben stellt dann die französische republikanische Jugend vor, von der die Verfasserin sagt: **à vingt deux ans les sentimens sont des principes et ces principes-là sont des passions.**

Sieht man auf nichtfranzösischem Standpunkte von den oben gerügten Mängeln der in diesem Roman vorkommenden Charaktere ab, so kann man sagen: In dem Advokaten Parquet und seiner Tochter Bonne (zwei andern Personen des Romans) werden edel gutmüthige Charaktere geschildert und die Menschen von einer erfreulichen Seite gezeigt. Die Schwächen und Mängel, welche auch hier nicht fehlen, sind mit heiterm Humor eingeschaltet. Dagegen zeigen Simon's Mutter, Johanna Féline, ihr im Andenken an sein musterhaftes und höheres Leben durch das ganze Buch gehender geistlicher Bruder, und im Keime und von ferne auch Simon mit Fiamma eine eben so edle, aber gediegenere und ernstere Richtung, als Parquet und Bonne. Im Grafen Fougères sehen wir dann solche Menschen geschildert, die zunächst nichts Höheres als irdischen Vortheil kennen und wohl manches Böse dafür thäten, wenn sie nicht an Ihresgleichen Nebenbuhler fänden, und wenn sie nicht von solchen, die besser und eben so klug sind wie sie in Schach gehalten und oft sogar genöthigt würden, das Gute zu fördern. Zu den Bösewichtern gesellt ihn die Verfasserin erst gegen das Ende des Buches.

Fernerer Beitrag zur Würdigung der sogenannten jungen Literatur Deutschlands.

Theodor Mundt. — (Karl Gutzkow.)

In einer zu ähnlichem Zwecke wie das Folgende geschriebenen Abhandlung sagte ich über Mundt: „Er gebe die Dioskuren und den Delphin heraus und ich könne eben so wenig begreifen, warum man seine jetzigen Schriften nicht verbiete, als warum man seine frühern, z. B. die Madonna verboten habe.“ Was die Madonna betrifft, welche, wie ich glaube, Mundt hauptsächlich in die Angelegenheit des jungen Deutschland verwickelte, so trete ich ganz dem gerechten Urtheile Gutzkow's (im Telegraphen von 1837) bei, daß weniger Mundt, als er und Laube gefehlt. Was aber diese beiden betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß selbst diejenigen, welche von Bücherverboten keinen großen

Gewinn für irgend etwas erwarten, sich über das Verbot von Schriften wie die Laube'schen Reisenovellen und die Gutzkow'sche Wally nicht füglich ereifern können. Von den Novellen habe ich dieses vielleicht genügend gezeigt, für die Wally ist es hier eigentlich zu wenig der Ort.

Um aber gegen einen Mann, der sich nicht weniger über erlittenes, als begangenes Unrecht beklagt und sich des Unrechtes seiner Wally noch nicht so bewußt zu sein scheint, als ihm zu wünschen wäre, nichts ohne Beweis und wo möglich Nutzen zu behaupten, mögen hier zwei Worte über dieselbe Platz finden. Die Wahrheit darf darin um so weniger umgangen werden, als die Verirrungen Gutzkow's mit einem Verbote nicht abgethan sind und von Vielen getheilt werden.

Allerdings sagte er gegen das Ende des genannten Romans: „Wally hatte die tiefe Ueberzeugung in sich, daß ohne Religion das Leben des Menschen elend ist;" aber diese Worte sind nicht zu Gunsten der Religion, sondern zu Ungunsten des Lebens gesagt, oder wenn zu Gunsten des Lebens, oder vielmehr der Vernichtung, dann um so mehr zu Ungunsten der Religion. Man höre u. A. Folgendes. „Gott duldete es", sagt Wally, „daß der Glaube an ihn Tagesordnung der Geschichte wurde; er duldete es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Verbrechen von den Völkern behandelt wird." Diese Worte könnten Gutzkow eher als die erstern (auf welche er sich in seiner Appellation an den gesunden Menschenverstand*) beruft) zur Vertheidigung der Wally dienen, denn wenn er seine Heldin Ungereimtheiten sagen läßt, so kann er allerdings überzeugt sein, daß sie keinen Eindruck machen werde. Man sieht nicht ein, warum der liebe Gott es nicht dulden sollte, und es wäre grausam, wenn er es nicht duldete, daß die Menschen an ihn glauben. Nimmt aber Wally an, daß Gott es ist, der den Glauben an ihn duldet, so kann es nicht ihr Ernst sein, daß kein Gott sei. Sie fährt aber fort: „Alle Nationen kommen darin überein, daß man von Gott nichts wissen könne." (Die griechische Nation nahm dem Protagoras bekanntlich eine ähnliche Behauptung so übel, wie die Deutsche

---

*) Appellation an den gesunden Menschenverstand. Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage. Von Karl Gutzkow, 1835.

Hrn. Gutzkow.) „Dann weiß ich auch nicht, warum sie an ihn glauben.“ (Eben weil sie nichts von ihm wissen können!) „Oder es darf mich Niemand tadeln, wenn ich denke, das Dasein Gottes anzunehmen, war eine ganz äußerliche, politische und polizeiliche Uebereinkunft der Völker.“ „Wir sollen Gott fürchten und lieben! Dies eine Gebot untergräbt meine Ruhe, denn ich kann es weder befolgen, noch mich anklagen deßhalb, weil ich es nicht thue. Wir sollen Gott zürnen, heißt das Gebot meiner Weltansicht, welche eine unglückliche ist.“ „Der Tod, das zunehmende Alter ist eine so folternde Grausamkeit des Schicksals, ein solcher Fluch der menschlichen Natur, daß ich mich nie entschließen kann, das Gebot der Gottesliebe zu befolgen.“

Der Hauptfehler der Wally, ich meine des Buches (denn meinte ich die Person, so würde ich das Mitgetheilte nicht dem Verfasser zur Last gelegt haben) ist, daß in ihr die Religion als etwas Aeußerliches, nicht zum Wesen und Begriff des Menschen Gehöriges angesehen wird. Die Heldin des Romans tritt als eine leichtfertige, in jeder Beziehung gewissenlose Person auf, wir sehen sie weder eine Pflicht erfüllen, noch hierunter leiden, und dieser Leichtsinn streitet mit dem Ernst, den so weit gehender, so weit — zum Selbstmord — führender religiöser Zweifel voraussetzt. Wem das Leben so wenig gilt, dem gilt die Religion noch weniger. Auch sieht man den Zweifel an dieser gar nicht in Wally entstehen, gar nicht aus ihr hervorgehen, er kommt nur von außen an sie, und der lange Aufsatz Cäsar's, S. 225—304, muß das Mehrste thun. Offenbar zeigt also der ganze Roman nur die Eile des Verfassers, seine damaligen zufälligen Ansichten an den Mann zu bringen. Der Roman ist als solcher noch viel schwächer, und von „Zeichnung eines psychologischen Phänomens“, welche Gutzkow in einer seiner mit Heftigkeit, aber in der That ohne Leidenschaft geschriebenen Vertheidigungen (Appellation ꝛc. S. 5, 19.) ansprach, kann gar die Rede nicht sein. Und welcher Art waren jene Ansichten? Es waren die leider noch nicht so vergessenen, als veralteten Voltaire's, der sogar in der Wally nur ein „Schneider“ heißt, „so furchtsam und eitel sei er gewesen“; des Wolfenbüttler Fragmentisten, dem Cäsar S. 227 vollkommen recht gibt; u. s. w. Daß aber der Wolfenbüttler Fragmentist und was dazu gehört noch so ernsthaft wie in dem in Rede stehenden

Roman bei uns nachspuke, wird man ohne es irgend gut zu heißen doch damit entschuldigen können, daß wir der Zeit des Wolfenbüttler Fragmentisten noch nicht sehr ferne sind, und daß eine Opposition, wie des Fragmentisten, sollte sie wirklich nothwendig gewesen sein, doch nicht andere, als gemischte Wirkungen nachlassen konnte. Indessen je mehr das Christenthum seit jener Zeit von einer starren und starrmachenden Orthodoxie frei geworden ist, oder je mehr diese sich gemildert hat, desto mehr ist das auch mit der Opposition der Fall geworden, und aus diesem Gesichtspunkte kann man jetzt Gegner und Anhänger des Christenthums menschlich gleich milde beurtheilen. Die bessere Opposition setzt ihren unchristlichen Glauben der unchristlichen Gesinnung entgegen, sie verlangt, und darin hat sie vollkommen recht, von dem höchsten Glauben auch die höchste Humanität. Nur darin hat sie unrecht, daß sie diese dem Christenthume eben so abspricht, wie den Christen. Ihre Philosophie hat den Haltpunkt, welchen sie früher grade in demjenigen fand, was sie so heftig befehdete, verloren, seit sie ersetzen zu müssen glaubt, was sie vernichtet zu haben wähnt. Sie verliert sich in's Endlose, sie gebiert das Gestaltlose, seit sie von einer allgemeinen, einer reinmenschlichen oder gemeinmenschlichen Religion, einem allgemeinen Liebesbund und, wie Carové, von einem „Dritten Bund" träumt. Damit also Alles unter den Menschen sich ausgleiche, so wird hoffentlich das Christenthum, welches die vollkommenste Religion mit der vollkommensten Humanität verbindet, den eifrigen, aber einseitigen Freunden der letztern ihre Verdienste um die Christen mit einem Glauben lohnen, ohne welchen alle Humanität der wahren Weihe ermangelt.

Wir müssen noch einmal auf die Wally zurückkommen. Ich glaube meine Meinung von diesem Buche um so vollständiger aussprechen zu dürfen, als ich das Urtheil des einen oder andern der Leser theils zu bestimmen, theils wo möglich zu mildern wünschte. Und es fragt sich noch, ob nicht auch das Urtheil Gutzkow's selbst einer Nachhülfe bedürfe. Wenigstens ließe sich aus manchen seiner Aeußerungen im Telegraphen schließen, daß ihn noch vor Kurzem weniger seine Wally, als deren Verbot verdrossen habe. Oder ich kann auch eine kleine Anekdote erzählen. Als er kürzlich auf einer Reise, von der man zu lesen

hatte, von Frankfurt nach Berlin kam, antwortete er auf die Anrede Mundt's: „Gutzkow! deine Bücher sind Thaten!" daß sie wenigstens keine Unthaten seien, dazu man sie gemacht. Aber die Kritik darf dies nur so verstehen: daß Hr. Gutzkow einer Unthat, wie die Wally allerdings ist, wenigstens jetzt nicht mehr fähig sein würde. Hoffentlich steht er nun auf dem neuern und mildern Standpunkte der Opposition, welchen wir oben bezeichnet haben. Hiervon finden sich selbst in der Wally schon Spuren, und wenn so Vieles zu gerechtem Tadel gegen ihren Verfasser gedient hat, so hätte man um so sorgfältiger alles hervorsuchen sollen, was dem Tadel den Stachel der Verfolgung genommen hätte; besonders in unserer Zeit, der man, wie übel sie auch in religiöser Hinsicht angeschrieben stehe, doch so viel nachrühmen kann, daß sie von keiner Frömmigkeit auf Kosten der Humanität wissen will.

Um also wenigstens die Ahnung eines bessern Geistes und einer bessern Bildung, als die religiöse zur Zeit des Wolfenbüttler Fragmentisten war, in der Wally nachzuweisen, wollen wir dem Leser noch Folgendes daraus mittheilen. „Das Christenthum", sagt Cäsar, „fordert andere Waffen heraus (als Voltaire's), überhaupt keine Waffen, die nur für den Krieg taugen, sondern solche, welche sich an einen Stil stecken lassen, positiv und schaffend werden und die Erde zur neuen Saat auflockern. Das 18. Jahrhundert, der mephistophelische Geist der abstracten Verneinung, hauchte mit dem ersten Seufzer aus, der auf der Revolutionsguillotine ausgestoßen wurde. Die Flügel meiner Seele schlagen freudiger, weil ich die Morgenröthe der neuen Schöpfung sich am Himmel malen sehe." Aber worauf diese Worte hindeuten, das ist in so hohem Grade die starke und schwache Seite des gepriesenen und des geschmähten neunzehnten Jahrhunderts, daß sie nicht zu hoch anzuschlagen sind. Besonders in jenem Buche erinnern sie uns, daß die ihnen zum Grunde liegende, oben besprochene Ansicht, obgleich aus Schlechterm als sie hervorgegangen, doch zum Schlechtesten führen würde, wenn nicht das Christenthum das Beste zu veredeln und das Schlechteste zu verhindern vermöchte, vorzüglich, wo dieses an die Stelle des Christenthums selbst treten und dasjenige in die Welt zurückbringen will, was durch das Christenthum abgekommen ist.

Wozu aber bedürfte es des Versuches, das Urtheil über die Wally durch einige darin vorkommende Worte zu mildern, wenn dieses Buch zu jenen starken Irrthümern gehörte, in welche der frühe und stachelnde Drang nach Wahrheit den Unerfahrenen verstrickt, und die verzeihlich bleiben, so lange es Menschen gibt? —

Wir können Mundt in diesem Beitrage zur Beurtheilung des jungen Deutschland nicht einzeln hinstellen, und werden daher den Leser für mehr als eine Abschweifung um Nachsicht zu bitten haben. Der vorstehenden Bemerkungen konnten wir aber um so weniger entrathen, als Mundt, wenn auch nach dem Urtheile Gutzkow's mit dem wenigsten Rechte, zum jungen Deutschland gerechnet ist. Andere sind gegen dieses in übler Absicht so streng gewesen, daß uns ein unumwundenes Urtheil um so eher erlaubt sein muß, als wir eine gute Absicht zu haben glauben, und diese sich nicht ohne jenes erreichen läßt. Wir werden daher bei Mundt wie früher bei Laube so viel Tadel aussprechen, als die Rücksicht auf den Gegenstand und auf das Publikum verlangt; das Lob soll dagegen so reichlich ausfallen, als die Wahrheit es unserm guten Willen nur irgend gestatten will.

Indem ich also meinem Lobe für Mundt den Tadel gegen ihn vorausschicke, will ich diesen von einer Seite beginnen, wo er dem jungen Deutschland selbst dann nicht gefährlich werden könnte, wenn es noch mitten in seinen Wagnissen begriffen wäre; ich meine die wissenschaftliche. Hier ist in der That die Fahrlässigkeit des jungen Deutschland nicht geringer, als seine Allseitigkeit. Je würdiger Mundt in diesem Stücke mit Gutzkow wetteifert, desto ungerechter wäre es auch hier, ihn der Gesellschaft des letztern zu berauben.

Um von Geringfügigerm auszugehen, so brauchte sich Gutzkow (Telegraph, neueste Folge, 1837, Nr. 4.) nicht über die „offenbaren Schnitzer" so gefreut zu haben, welche Strauß in seiner Streitschrift gegen Menzel diesem nachweist, denn was die Schnitzer betrifft, so ist seine Wahlverwandtschaft mit Menzel so eng als möglich. Z. B. Wally, S. 279, erwähnt er oder sollen wir sagen Cäsar den „Stater im Leibe eines Fisches" st. im Maule; man spricht nicht vom Stater im Fischleib, sondern im Fischmaul; vgl. Matth. XVII, 27. — Zur Philosophie der

Geschichte von K. Gutzkow, 1836, sagt er S. 76: „Abraham, der weiße Ziegen und schwarze Böcke zusammenthat, um buntes Vieh zu erzielen.“ Das war nicht der erhabene und uneigennützige Abraham, sondern Ulysses-Jakob; aber was für eine List hätte dazu gehört, von weißen Ziegen und schwarzen Ziegenböcken gefleckte Junge zu erzielen? Das hätte auch Gutzkow gekonnt. Die Kunst war, von gänzlich schwarzen Ziegen und gänzlich weißen Schaafen (beiderlei Geschlechts) gesprenkeltes und geflecktes Vieh zu erzielen. Das hielt Laban für nur selten möglich, und so ging er in die wohlverdiente Falle, die ihm Jakob legte, um den entbehrten Lohn nachzuholen. (In dem „Telegraphen für Deutschland“ von 1840 stand ein Aufsatz von Gutzkow „Ueber Dr. Strauß“, über welchen ich in der Vorrede zu meiner Beurtheilung der Straußischen Glaubenslehre bemerkte, was ich hier passend einzuschalten glaube:

„Mich spricht“, sagt Hr. Gutzkow, „in diesen Ergüssen *) eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert trachtet... nicht alles an... Ich möchte vieles nicht so ausdrücken wie es Strauß ausdrückt, aber daß er selbst den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet ist ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieser Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern ist, denen es gelang, schwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln **). Strauß erschrickt vor nichts, ja selbst vor dem Trivialen nicht, er wiederholt sich ohne zu ermüden, er ist deutlich bis zum Flachen. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein.“ Man sieht, wie gut Gutzkow als geistreicher Mann die Wahrheit erkannte, wie wenig aber seine unwahre Richtung zuließ, ihr die Ehre zu geben, und wie ihn denn Cameraderie auf so naive Bemerkungen bringen mußte. Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit noch eine andere Stelle aus dem fraglichen Aufsatze anzuführen, die

---

*) „Ueber Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“ in den „Zwei friedlichen Blättern.“

**) Ich möchte nicht dafür einstehen, daß unter den „ähnlichen Vorbildern, denen es gelang u. s. w.“, nicht Herr Gutzkow selbst zu verstehen sei, der die Wally in mehrern populären Schriften vertheidigte. Alte Anm.

nicht ergötzlicher sein könnte. Hr. Gutzkow, der sich zu Anfang desselben als Bibelleser ankündigt, sagt nämlich, nachdem er die Art, wie Strauß in jenen „Ergüssen" die Unsterblichkeitsfrage behandelt, als kalt und gemüthlos bezeichnet hat, u. A.: „Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „„Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher, als ein Nero im Purpur"" ... Nero im Purpur wäre unglücklich? Unglücklicher der Wollüstling, der Tyrann, der den Gott spielen durfte ... unglücklicher Nero, als der schmerzenzerfleischte Märtyrer? Das kann nicht der Ernst eines Mannes sein, der wissen sollte, daß auch die Wollust des Schmerzes sicher eine Gränze hat." Hr. Gutzkow nimmt also an, daß der Apostel Paulus gepfählt sei, und wir lernen von ihm eine neue Todesstrafe bei den Alten kennen und eine neue Erklärung von 2 Cor. XII, 7. Und doch waren Strauß' Worte nur von Gutzkow'scher Unwissenheit und Flüchtigkeit mißzuverstehen. Denn jener hatte gesagt: „Oder sollte ein Paulus, unter Mühseligkeiten, Entbehrungen, Verfolgungen, mit dem Pfahl im Fleisch, in Ketten, aber emporgetragen auf den Flügeln seiner Idee, in der gewaltigen, gesunden Bewegung seines Lebens, er sollte nicht auch in diesem Leben schon glücklicher gewesen sein, als ein Nero auf dem größten Throne der Welt, aber in seines Nichts durchbohrenden Gefühle?")

Diese paar Beispiele aus sehr vielen. Die übrigen wird Gutzkow um so leichter selbst auffinden, je besser ihm dies bei Menzel gelungen ist. (S. Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, von K. Gutzkow, Stuttgart 1836, erster Band. Vorrede.)

Was Mundt betrifft, so lassen wir die einzelnen Verstöße dieser Art bei ihm liegen und gehen zu einem seiner Bücher über, welches ganz ein Verstoß gegen die Wissenschaft und zugleich voll von Verstößen ist. Wir meinen die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Theodor Mundt. Berlin 1837.

Was den gesellschaftlichen Theil betrifft, so erinnere ich mich zunächst einer Bemerkung, die ich richtig gefunden habe. „Von Abwesenden", heißt es S. 93, „entweder in der dritten Person oder mit der Abstraction zu sagen: „„der Herr Geheimerath sind ausgegangen"", „„Seine Hochwürden haben gestern den

Arzt rufen lassen müssen"", sollte als lediglich bedientenhaft aus dem Sprachkatechismus jedes Gebildeten verschwinden." Diese Bemerkung ist, wie gesagt, lobenswerth, aber sie war unnöthig, denn welcher Gebildete spricht noch so außer dem gebildeten Bedienten?

Was das Literargeschichtliche betrifft, so wollen wir sehen, wohin uns folgende Worte führen. S. 410: „Zur Einfachheit und Ruhe der Alten, an Xenophon erinnernd, ist Varnhagen von Ense in seinen Biographien und historischen Skizzen zurückgekehrt, dem Gegenständlichen sich anschmiegend, ohne in sauberster Ausmalung des Einzelnen und Individuellen den allgemeinen Geschichtssinn zu verläugnen."

Wer versteht dies? Zuerst ist es an sich ganz unklar und wird auch aus dem Zusammenhange, worin die Worte vorkommen, um nichts klarer, ob Varnhagen von Ense selbst zur Einfachheit und Ruhe der Alten zurückgekehrt sei, oder ob er die Deutschen dahin zurückgeführt habe; zweitens muß man behaupten: „Dem Gegenständlichen sich anschmiegend" heiße ja so viel als daß Varnhagen nach Mundt's Meinung den allgemeinen Geschichtssinn nicht verläugne, und mit den „Biographieen und historischen Skizzen" scheine ja das „Einzelne und Individuelle" genannt zu sein, also sei „ohne ꝛc." ganz überflüssig. Endlich will mir scheinen, als ob Mundt statt „dem Gegenständlichen" besser gesagt hätte: dem Gegenstande oder den einzelnen Gegenständen sich anschmiegend, ohne ꝛc.; denn das Gegenständliche, als Art und Weise der Auffassung und Darstellung, besteht, meine ich, in der Behandlung des Einzelnen und Individuellen mit allgemeinem Geschichtssinne, so daß sich das Einzelne und Individuelle seiner wahren Geltung gemäß dem Allgemeinen unterordne und nicht aus irgend einem subjectiven Grunde, z. B. eines nähern persönlichen Antheils oder einer vorherrschenden Gemüthsrichtung über Gebühr erhoben werde. Doch so würden die Worte: „dem Gegenständlichen sich anschmiegend" neben: „ohne in sauberster Ausmalung des Einzelnen und Individuellen den allgemeinen Geschichtssinn zu verläugnen" überflüssig werden, aber, wenn sie wegfielen, der Sinn herauskommen: daß Varnhagen von Ense Xenophon und die Alten nicht nur erreiche, sondern daß diese ihm noch nachstehen.

Oder wollte uns M. mit der angeführten Stelle seines Buches nur ein Beispiel geben von der Umbildung, worin die Deutsche Sprache durch die „junge Literatur" begriffen sei (vgl. Kunst der Deutsch. Prosa, S. 46 f., 49, 138 f., 140) und uns thatsächlich überzeugen, daß, wie er sagt, „sich eine höchste und ausgebildetste Form der Prosa entfalte, die sich keine Poesie des Inhaltes mehr versage, in ihrem gedankenfreien Laufe den keckſten Wendungen der Rede sich hingebe" u. s. w.? Was von dieser „Emancipation der Prosa," wie Mundt es nennt, die sich vom Denken frei macht, zu halten sei, davon ist sein ganzes Buch ein fortlaufender Beweis. Wir führen außer dem bereits mitgetheilten Beispiele noch folgende Stelle an, die als ein Gegenstand, als ein Beipiel des bittern Tadels gelten kann, den sie selbst ausspricht. S. 141 wird nämlich gesagt: „Der Diction kann nur dann der Vorwurf zu großer poetischer Freiheiten oder zu geistreicher Prätensionen gemacht werden, wenn dieselben einzeln und unvermittelt an ihr dastehen und wie ein anmaßlicher Flitterprunk für sich selbst mehr bedeuten wollen, als die innere Schwere des Inhalts. In dieser Weise scheinen allerdings jetzt viele Autoren zu entstehen, die bloß Schriftsteller einer geistreichen Diction sind und die ohne wirklich eigne Gedanken zu haben doch mit einem Anstrich des Gedankenvollen schreiben, der an den überlieferten und erwerblichen Reichthümern der deutschen Diction haftet. Das Geistreiche besteht vornehmlich in den Beiwörtern, (a. a. O. S. 131—133.) die überhaupt schon deßhalb eine prägnantere und pointirtere Stellung in der neuern Prosa einzunehmen suchen, weil die Macht der Hauptwörter durch ihre verlorengegangene Bildlichkeit" (Herr Mundt bildet neue, z. B.: Gewaltanthuung, Unbefriedigung, pointirte Geistreichigkeit) „unwirksamer geworden und gewissermaßen einer Verstärkung durch die Adjectiva zu bedürfen scheint." (Nach „geworden" fehlt „zu sein" oder „ist"; doch ist das ein absichtlicher Mangel. Vgl. die weiter unten vorkommende Stelle aus der „Kunst der Deutsch. Prosa", S. 57.)

Man muß sich übrigens wundern, daß Mundt sich auf solche Kleinigkeiten einläßt. Viel erhabner heißt es S. 144: „Der Stil läßt sich eben so wenig reguliren, wie die Weltgeschichte, er ist der schreibende Griffel der Klio, der immer neue

Striche macht bei neuen Thaten und Bewegungen der Menschen." Eben so erhaben spricht er von der „modernen Literatur der Prosa" und nennt seinen oder ihren Stil den „Stil des Inhaltes." Es ist also wohl an der Zeit, gegen eine geschmacklose Richtung in unsrer Sprache und Literatur aufzutreten, welche selbst Männer von Talent beherrscht.

Der Leser hat aus der Bemerkung über Varnhagen von Ense gesehen, wie Mundt die neuesten Erscheinungen der Deutschen Literatur zu behandeln verstehe; was die frühere Zeit betrifft, so urtheilt ein wie es scheint nicht zu ungünstiger Beurtheiler des Buches, Rosenkranz: Mundt müsse sich zwingen, den Mangel an fester eigner Anschauung durch einen großen Aufwand von Diction zu verhüllen. (Bl. für lit. Unthlth., 1837, Nr. 288). — Noch treffender ist das Urtheil über dergleichen Bücher bei Goldsmith im **Vicar of Wakefield** in der bekannten Stelle, wo er eine auf's Gerathewohl aufgegriffene und eingeschobene Gelehrsamkeit einem Gauner in den Mund legt, denn wie ferne es auch von uns sei, hiermit etwas gegen einen Mann sagen zu wollen, den wir nur tadeln, um ihn mit besserm Gewissen loben zu können, so wird doch niemand mehr leugnen, daß Bücher wie die „Kunst der Deutschen Prosa" ein Unrecht seien. Daß diese aber ein Mal über das andere den Eindruck desjenigen mache, womit im **Vicar of Wakefield** Ephraim Jenkinson dem ehrlichen Primrose in die Rede fällt, darüber muß ich den Leser an das Buch selbst verweisen. Nur ein Beispiel will ich noch mittheilen. Das Beispiel aus dem Vicar geht aber billig voran. Primrose erzählt über seinen Handel und seine Unterhaltung mit dem Gauner: „Ich nahm Veranlassung zu bemerken, daß die Welt anfange gar zur gleichgültig gegen kirchliche Lehrgegenstände zu werden und menschlichen Grübeleien zu sehr nachhange." „Ja, lieber Herr, antwortete er, als hätt' er all sein Wissen für diesen Augenblick aufgespart, ja, was die Welt betrifft, die Welt leidet an Alterschwäche, und doch hat die Kosmogonie oder die Erschaffung der Welt den Philosophen zu allen Zeiten zu schaffen gemacht. Welchen Wirrwarr von Meinungen haben sie nicht darüber zu Stande gebracht! Sanchuniathon, Manetho, Berosus und Ocellus Lucanus haben alle sich umsonst an dem Räthsel versucht. Der letztgenannte hat folgende Worte: Anarchon ara

kai ateleutaion to pan; das will sagen: alle Dinge haben weder Anfang noch Ende. Auch Manetho, der zur Zeit des Nebuchadon-Asser lebte — Asser ist ein syrisches Wort und wird gewöhnlich als Beiname der Könige des Landes gebraucht, wie Tiglat-Pil-Asser, Nabon-Asser — Manetho, sage ich, fiel auf eine gleich ungereimte Vermuthung; denn wie wir gewöhnlich sagen: ek to biblion Kubernetes, d. h. Bücher machen die Welt nicht klüger, so suchte er zu erforschen."

Bei Hrn. Mundt heißt es S. 414: „Die neueste Kritik befand sich meistentheils auf dem **qui vive?** und nahm dadurch einen unruhigen, die literarischen Zwecke überschreitenden Charakter an."

Daran schließt sich unmittelbar: „Dagegen ist die feine Gränzlinie in Varnhagen von Ense's kritischer Behandlung als Studium zu empfehlen, dessen Einwirkung sich bei Heinrich Laube zeigt, der in seinen „„modernen Charakteristiken"" einen anziehenden, gesellschaftlich conversirenden Ton getroffen. Mehr didactisch conversirend, ein moderner Peripatetiker, geht Karl Rosenkranz in seinen kritischen Abhandlungen zu Werke. Dagegen strebt Gutzkow" rc.

But, sir, J ask pardon — J am straying from the question *), fuhr Ephraim Jenkinson fort. Das mußte auch Primrose finden, er ist aber der gutmüthige Leser, auf den man immer zählen kann. **But it was sufficient,** setzt er hinzu, **to shew me that he was a man of letters, and J now reverenced him the more** **).

Sollte das Beispiel aus Mundt das von Goldsmith nicht ganz erreichen, so bemerke ich: Wie dem Leser eines Buchs dessen charakteristische Seite unwillkürlich auf fast jeder Seite vor Augen treten könne, so habe Goldsmith gleichsam ein ganzes Buch in eine Seite zusammengedrängt. Ueberhaupt wird in seinem **Vicar of W.** die feine Ironie durch die Derbheit der Geschichte zum Humor gesteigert.

Hr. Mundt wollte dem Titel seiner Schrift gemäß die Kunst der deutschen Prosa ästhetisch, literargeschichtlich, gesell-

*) Aber ich bitt' um Vergebung — ich verließ meinen Gegenstand.

**) D. h. Aber ich sah daraus hinlänglich, daß er ein wissenschaftlicher Mann war, und verehrte ihn nun um so mehr.

schaftlich darstellen. Die gesellschaftliche Seite haben wir nur kurz berührt, die literargeschichtliche hat uns länger gefesselt, und was wir jetzt folgen lassen können wir um so leichter die ästhetische nennen, als diese auch schon oben vorgekommen sein kann, und wir überhaupt alle drei Gesichtspunkte eben so vermischen, wie der Verfasser selbst.

Die Eigenthümlichkeit des jungen Deutschland besteht darin, nichts als unauflösliche Verwirrung in der Welt zu sehen, und um diese davon zu erlösen, jene allein auf sich zu nehmen. So wird „die Emancipation der Prosa", die den Verfasser durch sein ganzes Buch verfolgt, für dieses zu einer Emancipation vom gesunden Menschenverstande. Das Buch ist der Märtyrer seiner Idee. Nichts kann mehr, als das Kauderwelsch, als der Schwulst, worin hier wissenschaftliche Materien verhandelt werden sollen, dem Leser die ästhetische Seite desselben deutlich machen. Uns fehlt der Raum für noch mehr Proben, als schon in dem Obigen vorkommen. Wir wollen den Schluß unsrer Beurtheilung an folgende Stelle knüpfen, welche den bekannten Irrthum des Verfassers zugleich mit seinen socialen Quellen, wie Mundt es nennen müßte, ausdrückt. „Diese Eigenthümlichkeit" (der Deutschen Prosa auf ihrer gegenwärtigen Stufe), sagt er S. 138, „hauptsächlich in der Durchbrechung der Schranke zwischen Poesie und Prosa nachgewiesen, tritt immer entschiedener heraus und gestaltet jetzt mit vorwaltender Neigung eine Literatur der Prosa, in welcher der schaffende poetische Geist der Nation am mächtigsten wird, in der die Ideenbewegung der Zeit vorzugsweise ihre Sache führt, der andern literarischen Formen sich entschlagend." Der hier schaffende poetische Geist der Nation, die Ideenbewegung der Zeit und ihre Sache sind nun leider nichts, als die Sache der sogenannten jungen Literatur. Ihr ist freilich eine Kunst der Deutschen Prosa eigen, in der alle Poesie darauf geht, da die neuere Literatur, wie Hr. Mundt S. 42 sagt, „die vorwaltende Neigung hat, die Poesie in die Prosa übergehen zu lassen." So gute Köpfe konnten in der Prosa so gut Poesie, als in der Poesie Prosa finden. Sie konnten also auch beide recht gut mit einander verwechseln und vermischen und eine Poesie, welche nie Poesie für sie war, in ihre Prosa aufnehmen, welche Poesie für sie ist. Wer wollte auch leugnen, daß beide nur durch eine sehr zarte

Linie geschieden sind und also durch unzarte Hände sehr leicht zu verwirren?

Hiermit wollten wir, wie gesagt, schließen; um so schmerzlicher ist es uns, grade auf Veranlassung eines Buches, welches nebst einigem Andern uns mit Hoffnung für Hrn. Mundt erfüllt hat, nochmals auf das vorige Werk zurückkommen zu müssen. In demjenigen Theile des Delphin (ein Almanach von Theodor Mundt, 1838) nämlich, welchen wir in dem nächsten Aufsatz mit Stillschweigen übergehen werden, ich meine in den Vertrauten Briefen aus Hamburg, sagt er: „In Braunschweig begegnete ich einer Ueberlieferung über Lessing, die ich Ihnen doch mittheilen muß, weil man in Deutschland jetzt wieder fast zu derselben Manier gelangt ist, die ausgezeichneten Geister des Vaterlandes zu behandeln. Bald nach Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente durfte sich Lessing nicht auf den Gassen Braunschweigs sehen lassen, ohne einen Trupp von Straßenjungen hinter sich zu erblicken, die ihm nachliefen und ihn auf jede mögliche Weise verhöhnten und beschimpften, ohne Zweifel nicht auf ihren eignen Antrieb, sondern auf den der zahlreichen und besonders geistlichen Feinde Lessing's, die ihn auf jede Art zu quälen und aus Braunschweig zu entfernen suchten, wo er an dem aufgeklärten Hofe Rückhalt und Beschützung hatte. — — — Denken Sie an Lessing, mein Freund, wenn Ihnen die Ehre widerfährt, von Ihren liebenswürdigen Zeitgenossen gegeißelt zu werden, und denken Sie an die Braunschweiger Straßenbuben, wenn die Kritik Ihres Jahrhunderts Sie bewirft."

Ich glaube, daß dies ohne mein Zuthun verständlich sei; dagegen liegt uns ob zu untersuchen, ob der ehrende Name, welchen Mundt den Beurtheilern des jungen Deutschlands gibt, uns die wir ihn bis jetzt nur noch „beworfen", d. h. getadelt haben, oder diejenigen ausgezeichneten Geister des Vaterlandes treffe, die er im Sinne hat. Der Leser entscheide, wem die folgenden Aeußerungen in der Kunst der Deutschen Prosa ähnlich sehen, ob Lessing, oder denen, die diesem nach der Ueberlieferung Mundt's auf den Braunschweiger Gassen nachgelaufen sind? Ich ahne zwar, daß ich hier im Unrecht bleibe. Denn die großen Männer, Hr. Varnhagen von Ense an der Spitze, werden S. 114 und 115 nicht verkleinert: „Dagegen strebt Gutzkow, nur zu sehr

aller Einflüsse der Phantasie und des Gemüths auf den Stil sich enthaltend, Lessing'schen Kraftwirkungen nach und sucht namentlich in seinem Buch „„Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte““ eine stählerne Festigkeit der Darstellung zu erreichen, der es bloß an Melodie gebricht. Eine elegante Mitte zwischen poetischer und kritischer Behandlung hält F. G. Kühne, die Eigenthümlichkeit seines Gegenstandes tief ergreifend und die Tonart der Darstellung danach abmessend. An rednerischem und durchdringendem Feuer halten sich Wienbarg, Gutzkow und Wolfgang Menzel das Gleichgewicht.“

Bei solcher Anerkennung „der ausgezeichneten Geister des Vaterlandes“ ist es der Kritik des neunzehnten Jahrhunderts, d. h. in unserm Falle Mundt's nicht zu verargen, daß sie kleinere Talente verkennt. Was ist an einem Garve, Engel, Knebel gelegen, seit wir das junge Deutschland haben? „Die Einfachheit“, sagt er S. 140, „womit Garve, Engel, Knebel schrieben, gemahnt uns heutzutage fast wie Schulaufsätze aus unserer Jugend.“

Am schlimmsten aber kommt Cicero weg, zu dem wir hier wohl übergehen können, da er zu den bedeutenden Männern aller Völker gehört. Der Arme ist achtzehnhundert Jahre lang unsterblich gewesen. Da kommt das junge Deutschland, und sein Name wird nur noch genannt, um für immer der Vergessenheit überliefert zu werden. „Das lange Auslaufen der Hülfszeitwörter in unserer Schreibart“, sagt Hr. Mundt S. 57, „das pedantische Austönen von *gewesen sein*, *geworden sein*, *gehabt haben* u. dgl., womit wir uns noch immer mehr als nöthig und billig Umstände machen, verdanken wir den Rückwirkungen des Cicero.“ Mundt nennt ihn S. 54 „den Talleyrand der alten Beredtsamkeit“ und seinen Stil S. 55 „den Stil der Gesinnungslosigkeit.“ Ebendaselbst ist die Rede von der „Zungendrescherei seiner langen und athemlosen Perioden“; „in dieser eiteln, weitschweifigen, *rhetorisch fabricirten Schreibart*, als der Muttermilch unsrer Prosa, könne man es höchstens zu einem fehlerfreien Schulmeisterstil bringen.“ „Cicero“, heißt es jedoch S. 60, „ist die ausgebildete Norm jener Prosa, die sich rein auf dem abgegränzten Gebiet prosaischer Darstellung erhält, in der Sonderung gegen den poetischen Sprachgebrauch möglichst streng verharrend.“ Hätte

doch auch Mundt in so gesunder Prosa über die Kunst der Deutschen Prosa geschrieben!

Der Leser entscheide nun, ob die Kritik des neunzehnten Jahrhunderts Mundt und seine „liebenswürdigen Zeitgenossen", oder ob sie die Kritik des neunzehnten Jahrhunderts bewerfen.

Sind diese Vertrauten Briefe aus Hamburg vielleicht an Gutzkow gerichtet *), und ist es wirklich mit dem jungen Deutschland dahin gekommen, daß es sich Dinge im Vertrauen sagen muß, für die es früher der ganzen Welt sein Vertrauen schenkte?

Wie urtheilt wohl Gutzkow über Cicero? Sein Buch: Ueber Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte, Berlin 1836, ist erst kürzlich von Rosenkranz in den Berlin. Jahrb. f. w. K. (Octoberheft, 1837) sehr gelobt worden; wir wollen daher jeden Leser bitten, sich vom Lesen desselben nicht durch den Anfang abschrecken zu lassen. Dieser lautet wie folgt:

„Durch Erfahrungsthatsachen die Kunst zu tyrannisiren, waren die Griechen so weit entfernt, daß sie weit eher von der Kunst ihr Leben, ihre Sitte und Religion beherrschen ließen. Erst die Römer waren es, welche an die Literatur heterogene Maßstäbe legten und für die Kunstkritik praktische Zwecke einführten."

Wer versteht diese Worte, wenn sie überhaupt einen vernünftigen Sinn haben? Der Verfasser hat die Beispiele, welche er aufstellen will, mit solcher Täuschung der Unsicherheit ausgedrückt, daß sich das Falsche darin zu verstecken und ein Wahres hervorzuthun scheint. Das Ganze ist auch nur eine Vertheidigung seiner Wally, die wir vielleicht heute in Deutschland bewundern würden, wenn er sie vor etlichen tausend Jahren in Griechenland geschrieben hätte; sagt er doch auch in seinen Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur, Thl. 1, S. VI.: es seien die heterogensten Maßstäbe, welche Menzel an die Literatur gelegt wissen wolle." In unserer Stelle fährt er fort:

„Cicero war es, der mit seiner zusammengelesenen Tusculanischen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemi-

---

*) Als der Delphin erschien, hatten sich die beiden Herren noch nicht überworfen, welches Ereigniß aber bald darauf eintrat.

firte und durch den Philoktet des Sophokles zu beweisen suchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn sie Heroen klagend aufführen. Cicero glaubte, daß man die Römer zu Gladiatoren bilden müßte, von denen es freilich beleidigte, da sie bezahlt waren, daß sie in dem Schmerze ihrer Wunden stöhnten und eine Empfindung hätten rege machen können, welche die Zuschauer rührte. Cicero würde demnach keinen Anstand genommen haben, mit seiner stoischen Voraussetzung die rhetorischen Declamationsdramen, welche später unter dem Namen eines Seneca liefen, dem gefesselten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Lessing sagt, dieser schlechte Philosoph hielt das Theater für eine Arena, und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß in Helden das Menschliche schildern das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne." *)

Bevor der Leser über eine Behandlung, wie sie selbst der große Lessing einem Cicero zu Theil werden lasse, seinen Unwillen äußere, besinne er sich, daß der Lessing, welchen er hier hat hören müssen, der nie dagewesene Lessing des dagewesenen jungen Deutschland sei. „Das junge Deutschland," heißt es im Gutzkow'schen Telegraphen von 1837, „in der Schweiz wird beschuldigt, einen Lessing ermordet zu haben. Das junge Deutschland, was wir bei uns erleben, hat Lessing grade zu großer Geltung wieder erhoben. Man lese nur Mundt's Buch über die Deutsche Prosa" 2c.

Aus den Worten Lessing's, die wir jetzt folgen lassen, wird man sehen, wie wenig er das Verdienst des jungen Deutschland um ihn diesem zu vergelten gewußt, was aber Lessing um so weniger zum Vorwurf gereichen kann, als es unzweifelhaft ist, daß Gutzkow ihn gelesen.

„Ich bekenne", sagt Lessing im Laokoon, IV, 3, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buch seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten,

*) Die ganze Stelle ist Hrn. Gutzkow's Gesammelten Schriften unverändert geblieben.

so sehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit sich aber nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinen rhetorischen Ausfällen wider die Dichter hergenommen? „„Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen."" Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehöret, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten, so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne und fordert daher ein grade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Cothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennungen verdienen Personen der sogenannten Seneca'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die Gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragische Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnet, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheinet, so wie ihn jetzt Natur,

jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann."

Gutzkow hatte recht, seine von uns angeführten Worte als ganz aus ihm selbst geflossen wiederzugeben und sich nur nebenbei auf Lessing zu beziehen, denn was hat er nicht aus dessen Worten gemacht! Lessing schont allerdings eine Ansicht Cicero's nicht, aber deckt ihre Quelle in einem Mangel römischer Bildung oder römischen Lebens auf. Er bekennt zugleich, und dies gewiß ohne die Verdienste Cicero's und die Philosophie und ihre Geschichte zu verkennen, „daß er an der Philosophie desselben überhaupt wenig Geschmack finde." Daraus macht Gutzkow: „Dieser schlechte Philosoph, wie Lessing sagte." Er spricht sich über Bemerkungen Cicero's im zweiten Buche der Tusculanischen Quästionen dahin aus: „Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten", denn für einen solchen paßten seine Lehren mehr, als auf den tragischen Helden oder für den Trauerspieldichter. Daraus macht Gutzkow: „Cicero glaubte, daß man die Römer zu Gladiatoren bilden müßte." Er sagt: „Die Dichter sollen" (nach Cicero) „uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen. Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena." Daraus macht jener: „Cicero hielt das Theater für eine Arena." Lessing sagt: „einführen;" dies ändert er ab: „die Dichter führen auf." Lessing spricht von „verdammten und feilen Fechtern," weil man sich zu Gladiatoren entweder der Gefangenen und Sklaven bediente, oder verurtheilter Verbrecher. Die letztern hießen und waren **damnati**, verdammt (**ad gladium, ad ludum**). Oder es gaben sich auch freigeborne Leute zu Gladiatoren her, und diese waren feil, wurden bezahlt. *) Und nun macht Gutzkow aus Lessing's Worten: „Die Gladiatoren, da sie bezahlt waren." Das „verdammt" läßt er aus, wahrscheinlich, weil er es für einen Ausdruck der Verachtung nahm, die Lessing den unglücklichen Gefangenen zolle. Endlich läßt er diesen sagen: „daß in Helden das Menschliche schildern das Höchste sei, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne." Lessing sagt vielmehr: der menschliche

*) Livius XXVIII, 21.: ... servorum *quive venalem sanguinem habent* (... Sclaven oder denen ihr Blut feil ist).

Held sei dies Höchste. Ich gebe zu, daß das auch in Gutzkow's Worten liegen könne, wenn man nur „in Helden" betont. Dann hätte er aber besser gesagt: „in Helden zugleich das Menschliche schildern", da Lessing so sorgfältig am Philoktet des Sophokles neben „den Klagen eines Menschen" „die Handlungen (das Betragen) eines Helden" hervorhebt. Jetzt kann man sich durch die Entstellungen, welche er mit den übrigen Worten Lessing's vorgenommen, zu der Vermuthung berechtigt finden, daß die Helden ganz vor dem Menschlichen zurucktreten und Cäsar und Wally grade dadurch, daß das Menschliche bei ihnen so wenig heldenartig ist, zu Helden werden sollen.

Indem ich diesen Aufsatz schließe, erinnert mich die Art, wie Hr. Gutzkow Lessing's Laokoon verstanden und gebraucht hat, an eine Schüler-Geschichte, die Erziehern von Nutzen sein kann. Die Kinder einer norddeutschen Schule mußten sonntäglich Thema und Theile der Predigt aufschreiben und Montags dem Lehrer vorzeigen. Dies ging wenigstens über die Kräfte der Anfänger, Knaben von 9 bis 11 Jahren; da es aber einmal verlangt ward, so half sich Einer von ihnen dadurch, daß er es von ältern Mitschülern absah. Nun lautete einmal ein Theil der Predigt: „Wir sollen prüfen." Im Plattdeutschen ist prüfen (pröven) gleichbedeutend mit schmecken. Er schrieb also, um Original zu sein: „Wir sollen schmecken."

(Geschrieben im Januar 1838.)

Der Kaufmann von Venedig von Shakespeare. — Seydelmann als Shylock.

Der Kaufmann von Venedig gehört zu jenen wunderbaren Schöpfungen des Shakespeareschen Genius, die von welcher Seite man bei ihrer Betrachtung auch ausgehe nicht einseitig erscheinen werden, den günstigen Betrachter nie erkalten lassen, den ungünstigen allmählig erwärmen. Der letztere könnte anfangs glauben einen gegründeten Tadel auszusprechen, wenn er sage, im Kaufmann von Venedig erblickten wir den höchsten Egoismus der Poesie neben der tiefsten Verachtung der Menschen und des Lebens. Das Thema des Stückes sei: Was kümmern uns die Juden! laßt sie unterdrücken, laßt sie wuchern! Was kümmern uns die Heiden unsrer Zeit, genannt Christen, deren Tugend gleißendes Unrecht ist, wenn wir nur dem Leichtsinne und der Liebe vertrauen und uns unter einander dienen! Dieser großartige Humor nun werde mit der lustigsten Laune durchgeführt; die Poesie spiele in den glänzendsten Farben. Dem Leben liege nichts Großes zum Grunde! zu glücklich, wenn die Poesie es unter ihre Fittige nehme! Die Werthlosigkeit der Menschen werde zur Werthlosigkeit des Lebens erhoben und die Schönheit der Poesie den häßlichsten Wesen angekleckst. Denn nicht nur Porzia und Bassanio, sondern auch Graziano und Nerissa, Lorenzo, der die Jüdin entführte, Jessica, die ihren Vater verlasse und bestehle, strömten dieselben schönen Worte und Gedanken aus, und weil die Liebe das ewige Thema der Dichtung sei, so wolle der Dichter im poetischen Uebermuthe die Subjecte durch das Object adeln; als ob die Liebe in der Mehrzahl der Menschen nicht eben so niedrigen Ursprung und Verlauf habe, wie die Wahrheit, und als ob es nicht eben so wenige poetische Seelen gebe, als gute Christen.

Dieser Tadel wandelt sich aber schnell in Lob um, wenn wir was Selbstsucht der Poesie genannt ist ihre Selbstentäußerung oder die Liebe des Poeten nennen. Der Dichter ist nur gründlich in dem Einen, der Poesie, diese besitzt er ihrem Wesen nach,

und damit sie sich in ihrer ganzen Tiefe und ihrem ganzen Umfange offenbare und wirksam erweise, muß er alles Andere zunächst nach seiner Erscheinung auffassen, weil er nur mittelbar dem Wesen des Andern zu Hülfe kommen kann, da jedes Wesen der Dinge sich als solches durch nichts Fremdes, sondern nur durch sich selbst geltend macht. Die Dinge, will dann unser Dichter sagen, um die ihr euch haßt und liebt, sind nichts, weil ihr mit ihnen nicht liebenswürdig, sondern wirklich häßlich seid, weil ihr mit ihnen aus Liebe haßt und aus Haß nicht liebt. Liebet ohne Grund, wie ich, liebet den Juden, weil er kein Christ ist, und den Christen, wenn er ein Jude wäre! Ich will euch das Beispiel vormachen: ihr sollt Komödie spielen, worin ich euch in euerm Ernste lächerlich und in eurer Lächerlichkeit ernst erscheinen lasse. Darin sollt ihr wie ihr seid, oder sollen welche euch die allernächsten sind so einfältige Menschen sein, daß ihr oder die, denen ich euch zum Beispiel aufstelle, erkennen müßt, alles weßhalb ihr euch haßt und nicht liebt sei so lächerlich, als ich es mache. Vor Gott seid ihr alle gleich und sollt es auch vor einander sein; das lernet hier. Keiner unter euch ist, wenn ihr es recht überlegt, bei mir ein so kleiner Narr, daß er einen größern neben sich fände, und wenn ich eure Narrheit auch schwerlich heilen kann, wo ließe ich Einem unter euch ein wirkliches Uebel geschehen, wo gäbe ich Einem den Vorzug? sondern, wenn ihr nur genau zusehen wollt, leite ich nicht Alles für Alle zum Besten, und könnt ihr euch deßhalb beschweren, weil ich euch etwas Angst ausstehen lasse, oder weil ich euch aus ernsthaften Leuten, die ihr wahrlich nicht seid, lieber zu kurzweiligen, als, nach der Natur, zu langweiligen machen wollte?

Hierin möchte die Regel liegen, wie das Stück zu beurtheilen sei, wenn dem Dichter kein Unrecht geschehen solle. Der Scherz ist so in Ernst und der Ernst so in Scherz gehüllt, daß man nicht weiß, ob die Personen, welche im Stücke auftreten, mehr geängstigt, oder das Leben, aus dem sie genommen sind, mehr gegeißelt werden soll. Das höchste Unrecht, wie es die Menschen, wenn die Poesie sie nicht über den Staub erhebt, verüben, wird durch Angst gebüßt und diese Angst dadurch gemildert, daß sie so gränzenlos närrisch ist.

Antonio und Shylock, um deren Handel sich das Ganze

dreht, verdienen der eine geängstigt, der andere gestraft zu werden. Antonio ist als Mensch edel, großmüthig, uneigennützig, aber als Christ gemein und niedrig, er hat den Juden, ohne sich etwas daraus zu machen, geschimpft, angespieen, mit Füßen getreten, und wie er am Schluß als Mensch sich nicht verleugnet, so dringt er als Christ darauf, daß der Jude seinen Glauben wechsle — wie ein Kleid. Shylock dagegen — erst als seine Tochter ihm mit einem Theile seiner Schätze durchgeht, ist für ihn der Fluch auf sein Volk gefallen, „ich hab' ihn nie gefühlt bis jetzt", und so ist es denn auch kaum eine Strafe, daß er für all' sein Thun Christ werden kann (versteht sich, von der Sorte, über welche der Dichter sich lustig macht).

Ist hiernach das Verständniß des Stückes nicht so leicht, daß der flüchtige Hörer es fassen könnte, so kann für die Darstellung desselben nicht genug hervorgehoben werden: daß der Dichter mit seiner rosenfarbnen Laune, wie wir ihn in dem Ganzen nicht vermissen, so auch außer und über dem Ganzen schwebe und auch hier keinen Unterschied mache und für Niemanden arm sei: was nur im Stücke auftritt, dessen Mund fließt von Witz und Poesie über.

Soll also dieses Schauspiel in der Aufführung gefallen, so verlangen wir im Hinblick auf die treffliche Leistung der Lindner als Porzia von den Schauspielern: Vor Allem seid so beredt, als der Dichter euch das ganze Stück hindurch gemacht hat; unterhaltend mehr das Publikum, als euch mit den Reden und Wahrheiten, wovon er eine so schöne Fülle beut. Macht, daß der Hörer hierauf lausche und begierig danach sei, damit wer Shylock und den tragikomischen Handel zwischen ihm und Antonio unergründet läßt, nicht auch im Uebrigen leer ausgehe und den Dichter überhöre.

Nachdem wir angegeben haben, wie der Kaufmann von Venedig von Shakespeare im Allgemeinen aufzufassen und aufzuführen sei, gehen wir zum Einzelnen und zur Darstellung des Shylock durch Seydelmann über.

Die Handlung des Stückes ist an sich possenhaft-ernst, also nehmen alle Personen, die darin auftreten, an dem Scherze einen ernsthaften Antheil, vom Narren (Lanzelot) an, wenn dieser nicht von seiner eignen Narrheit zu voll wäre, um über fremde ernst-

haft zu werden, bis zu Porzia hinauf, die einem Ernste, welcher Scherz ist, mit ihrem Scherze im Ernste zu Hülfe kommt, nachdem sie schon das ganze Stück mit der Tollheit, welche sie sich vom Dichter, und die Freier von ihr gefallen lassen mußten, eröffnet hatte. Aber der Scherz kommt dem Stücke und der Handlung nicht nur von der ernsthaften Seite, sondern die Personen des Stückes fahren zum Theil auch mit ihrem eignen und freiwilligen Humor, nicht bloß mit demjenigen, wozu sie dem Dichter für die Handlung dienen müssen, als fröhliche, glückliche, leichtsinnige Leute dazwischen. Nachdem Shylock dem Antonio das Geld geliehen und der ernsthaft-scherzhafte Schein, den dieser ihm ausstellt, jeder Tollheit einen Paß ausgestellt hat, werden dem Juden, damit er später recht fest auf den Schein bestehe, erst recht ärgerliche Streiche gespielt. Seine Tochter bestiehlt ihn in einem Grade, daß die dreitausend Ducaten des Antonio zu einer Kleinigkeit herabsinken, und er durch Andere zum Verschwender wird. Jessica geht ferner mit Lorenzo durch und macht, wie Lanzelot sagt, das Schweinefleisch theuer, d. h. sie wird Christin.

Shylock ist für den Schauspieler eine sehr schwierige und vielleicht sehr undankbare Rolle: geizig und rachsüchtig, und weder geizig, noch rachsüchtig, denn seinen Geiz opfert er seiner Rachsucht auf, und die Rache, welche er nehmen will, ist lächerlich und unmöglich. Wir müssen also, um diesen Widerspruch zu heben, in Shylock wie in den übrigen Personen des Stückes das was er ist: den geizigen und rachsüchtigen Juden, und den Humor unterscheiden, welchen der Dichter aus ihm sprechen läßt oder an seine Person knüpft; und dieser Humor macht die Rolle um so schwieriger, als er bei Shylock thätiger, während bei Antonio und seinen verzweifelnden und entsetzten Freunden leidender ist.

So faßte der treffliche Künstler, welcher uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung gibt, den Shylock auf, oder, was einerlei ist, so erlaubt sein Spiel ihn aufzufassen. Er verleitet den Zuschauer nicht zu der Meinung, daß die Rachsucht des Juden zu einem tragischen Ende führen solle: also hütet er sich, zu sehr in Affect zu gerathen. Aber ebensowenig verhindert er die Absichten des Dichters dadurch, daß er aus dessen Humor Spaß machte. Wenn er also in Leidenschaft geräth, schwört, betheuert, so thut

er dies so, daß Shylock dem Antonio und dessen Freunden unerweichlich erscheinen soll, aber nicht so, als ob nur seine Leidenschaft aus ihm spreche. Daher hält auch weder er, ich meine Shylock, noch irgend Jemand im ganzen Stücke, außer dem Narren, einen Monolog, weil der Dichter zu verständige Leute hetzt und foppt, als daß nicht Jeder von ihnen dies merken müßte, den er zu Athem kommen ließe.

Wie also Seydelmann da, wo Shylock bei seinem heiligen von Antonio geschmähten Volke u. s. f. auf seinen Schein besteht, die Stimme mehr dehnt, als erhebt, die Worte mehr zieht, als herausstößt, so hält er auch in den witzigen Auseinandersetzungen, warum er so auf das Pfund Fleisch versessen sei, die Mitte zwischen lebhaftem und trocknem Vortrage. Er leistet also nach den beiden Seiten seiner Rolle hin, die sich einander das Gleichgewicht halten sollen, das Möglichste, d. h. er übertreibt nach keiner.

In der Gerichtsscene, wo der Dichter seinen Humor am höchsten treibt, indem der ganze Staat sammt dem Oberhaupte hereingezogen wird, sind die Schauspieler oder die von ihnen vorgestellten Personen am übelsten daran: sie dürfen aus ihrem Ernste nicht heraus, und doch hat mit dem Ernste auch der Scherz seine Spitze erreicht, und in ihrer höchsten Vereinigung liegt die Erhabenheit des Dichters und das Erhebende seiner Dichtung. Es käme also darauf an, was die Schauspieler erfänden. Als Seydelmann-Shylock sich im Gerichtssaale und in Gegenwart des Dogen niederwarf, das Messer auf seiner Schuhsohle zu schleifen, strich er es zu verschiedenen Malen auf dem Fußboden hin und wieder. Das müßte eher dienen, ein Messer stumpf als scharf zu machen. Wie nun wenn noch etwas weiter gegangen würde und er ein hölzernes Messer nähme! Hierzu sein übriges Spiel, der Ernst der Richter, die Hingebung des Antonio — das hieße dem Humor des Dichters beikommen! Das hölzerne Messer würde zu Porzia und Nerissa die ihre geängstigten Männer necken das Dritte was Alle neckte, und der arme Jude, den der Dichter wohl mit Witz, aber ungerechterweise mit keiner einzigen menschlichen Tugend ausgestattet hat, würde für diese Parteilichkeit entschädigt und vor aller Zuschauer Augen mit Gutmüthigkeit ausgerüstet!

Doch Scherz bei Seite. Hr. Seydelmann wollte natürlich nur andeuten, daß Shylock im Allgemeinen den Christen zu quälen gedenke, und er durfte daher nicht gar zu ängstlich an das Pfund Fleisch erinnern.

Auch als Porzia Shylock das Pfund Fleisch zuerkennt, dann aber ihr Spruch immer ungünstiger für ihn wird, ist Seydelmann's Spiel untadelhaft. Er läßt seine Beute nur langsam fahren, wie er sich ihrer auch nicht zu hastig bemächtigt hatte. Dann ist sein Affect leidend, er stürzt zusammen und schließt erschöpft und mit Entsagung.

(Anmerk. Obiges (aus „Seydelmann oder ein paar dramaturgische Versuche" Mainz, in der G. Faber'schen Buchhandlung, 1841) wurde 1838 geschrieben, wo ich Seydelmann noch als Mephistopheles, Nathan und Franz Moor sah. Zum Zeichen, daß er den Shylock so darstellte, wie ich es auseinandersetze, führe ich an, daß das große Publikum, welches durch die Darstellungen anderer Schauspieler gewöhnt ist, sich in Shylock ein racheschnaubendes Ungethüm voll jüdischen Weltschmerzes zu denken, die Seydelmann'sche Darstellung desselben sehr matt fand.)

Der Deutsche liebt nichts ohne einen Inhalt.
Goethe.

Doctor Wespe, Lustspiel in fünf Aufzügen von Roderich Benedix,

wurde Sonntag den 8. Januar zum zweiten Male auf der hiesigen Bühne bei überfülltem Hause und unter lautem Beifalle des schau- und lachlustigen Sonntagspublikums gegeben.

Hr. Benedix ist dem Theaterpublikum hauptsächlich durch sein Lustspiel: „Der lange Israel oder das bemoos'te Haupt" bereits vortheilhaft bekannt. Dieses hält sich auf dem Repertoire der hiesigen Bühne mit um so größerm Rechte, als es gut gegeben wird. Kann es auch für kein großartiges dichterisches Erzeugniß gelten, so hat es doch mehrere wahre Vorzüge, von denen besonders der eine nicht gering anzuschlagen — daß es ein Originalstück ist.

Vielleicht wundert man sich, daß ich eines Vorzuges erwähne, den Jeder an jenem Stücke kenne, und der vielleicht selbst auf dem Titel angegeben ist. Ich muß mich also näher darüber erklären, was ich unter einem Originalstücke verstehe.

Wenn ein Dichter den Stoff zu einem Trauerspiele aus der Geschichte eines fremden Volkes nimmt, hebt das die Originalität seiner Dichtung auf? Eben so wenig, als wenn er ihn der Geschichte seines eignen Volkes entlehnt! Und es verdient nicht einmal den geringsten Tadel, falls er den Stoff als einen rein menschlichen auffaßt und ihn nicht gebraucht, um ein fremdes Volk zu loben oder zu tadeln, da in dieser Beziehung dem dramatischen Dichter sein eignes Volk am nächsten ist.

Doch dies versteht sich von selbst. Niemand wird Shakespeare tadeln, weil er den Stoff zu Romeo und Julie fast ganz einer italienischen Erzählung oder einer englischen Uebersetzung derselben entnommen hat, während es weder ihm, noch bei uns Grabbe oder Raupach eingefallen ist, den Stoff zu ihren sogenannten historischen Dramen einer andern Geschichte als der ihres Vaterlandes zu entlehnen.

Hr. Benedix hat sich gegen die Anklage vertheidigt, welche eine Zeitschrift (Telegraph für Deutschland, 1842, Nr. 207) gegen ihn erhob, daß er den Stoff zu seinem Lustspiele „Doctor Wespe" aus einem englischen Romane genommen habe oder, wie dort gesagt war, „daß das Lustspiel Doctor Wespe eine höchst mittelmäßige Copie und carikirte Verscenung einer der schönsten Stellen des Romans Jack Brag von Th. Hook sei." Hiergegen erklärte er in Nr. 363 der Rheinischen Zeitung von 1842, „sein Lustspiel Doctor Wespe habe in Berlin um den Preis concurrirt, und dort sei Bedingung gewesen, daß die Anlage des einzusendenden Stückes nicht entlehnt sein dürfe. Dadurch werde die Beschuldigung des Plagiats zu einer Beschuldigung des Betruges für ihn."

Falls hier nicht von der mechanischen Bearbeitung eines Romans oder andern Werkes, z. B. eines Epos, für die Bühne die Rede ist, wie wir deren genug besitzen, so verstehe ich weder die Bedingung der Berliner Preissteller, noch die Beschuldigung in der genannten Zeitschrift, noch die Vertheidigung des Herrn Benedix. Hätte dieser den Stoff zu seinem Lustspiele Doctor Wespe irgend woher entlehnt, aber ihn eigenthümlich bearbeitet, so hätte dies seinem Verdienste eben so wenig Abbruch gethan, als es dem Verdienste Shakespeare's Abbruch thut, den Stoff und die Anlage zu Romeo und Julie einer italienischen Geschichte entnommen zu haben. Und gewiß würden die Berliner Kunstrichter, die Hrn. Benedix ein Accessit zuerkannten, auch diesem Shakespeare'schen Stücke das Verdienst der Originalität nicht abgesprochen haben!

Hr. Benedix erklärte noch a. a. O., er habe nie einen Roman von Th. Hook gelesen, und glaubte damit den Angriff jener Zeitschrift auf die Ursprünglichkeit seines Lustspiels abgeschlagen zu haben. Aber besteht denn, muß ich fragen, die Originalität eines Theaterstückes darin, daß es weder aus dem Französischen, noch dem Englischen und Spanischen übersetzt sei, wie Benedix (Doctor Wespe, Act 1, Scene 1) anzunehmen scheint? und kommt es nicht vielmehr darauf an, daß der Dichter etwas gebe, was dem Ideen- und Gesichtskreise seines Volkes und also des Publikums, vor welchem es gegeben werden soll, gemäß sei, es möge nun dem Leben und der Gegenwart desselben entnommen oder

diesen angepaßt und dann entlehnt sein woher es wolle? Den langen Israel von Benedix halte ich für ein Originalstück, denn der Stoff dazu ist der deutschen Studentenwelt entnommen und doch so behandelt, daß es auch den Unstudirten unterhält und fesselt. Dagegen gedenke ich, ohne Hrn. Benedix eines Plagiats zu beschuldigen, dennoch nachzuweisen, daß sein Doctor Wespe nicht so ganz Originalstück sei, oder es wird dies auch von selbst aus dieser Beurtheilung hervorgehen.

Das Stück beginnt folgendermaßen. Doctor Wespe will sich um den Preis bewerben, der auf das beste Lustspiel gesetzt ist, und ist verlegen um einen Stoff, um eine Anlage. „Die Verwicklung, die Verwicklung!" ruft er aus. „Hätte ich nur erst einen Stoff, eine Verwicklung, für die Ausführung verlasse ich mich auf mein Talent. Gott, hätte ich einen Stoff, eine Verwicklung, ich bin überzeugt, ich lieferte etwas Treffliches. Mein scharfer Witz, gepaart mit meiner trefflichen Lyrik — ich müßte ein herrliches Lustspiel schreiben — nur die Erfindung!" Der Dichter läßt ihm hierauf antworten: „Charakterzeichnung sei doch wohl die Hauptsache", worauf Wespe entgegnet: „Das sind veraltete Begriffe, jetzt will man Handlung, pikante Handlung."

Hätte nun Hr. Benedix ein Stück schreiben wollen, wie es Wespe demnach geschrieben haben würde, so müßten wir gestehen, daß ihm dies gelungen sei, denn die Verwicklung in seinem Stücke beruht nicht auf den darin vorkommenden Charakteren, geht nicht aus deren Welt und Handlungsweise hervor, sondern die Fabel ist rein mechanisch erfunden und die Personen nehmen sich wie Marionetten darin aus. Jedoch bleibt Benedix in einem Punkte noch hinter den Versprechungen Wespe's zurück; dieser traut sich „sprudelnden Witz", einen „trefflichen Dialog" zu, beide mangeln dem Stücke. Dagegen reiht sich freilich eine pikante Handlung an die andere, vermöge deren der Verfasser die Personen gleich willen- und bewußtlosen Wesen wendet und drehet, wie seine vorher gemachte „Erfindung" und die Entwickelung seiner vorausgedachten „Verwicklung" es verlangen. Daß also das „Pikante" des Stückes für den, der im Theater nicht den Spaß und Jux eines Jahrmarktes sucht, zum Langweiligen werde, folgt von selbst.

Ich gehe näher auf den Inhalt des Stückes ein, dieses selbst

wird uns die Richtigkeit der obigen Ausstellungen beweisen. Was der Mittelpunkt und eigentliche Kern desselben sein solle, möchte schwer auszumachen sein. Der Doctor Wespe kann es nicht sein, denn dieser vertheilt sich an vier Personen: seinen Bedienten Adam, den Maler Ludwig Honau, einen jungen Kaufmann Wellstein und den Doctor Wespe selbst. Was den letztern, den ächten Wespe, betrifft, so ist schon sein Signalement oder seine äußere Charakteristik sehr mangelhaft. Er ist einer der Löwen der Literatur. Er hat „für die Emancipation der Frauen" geschrieben, d. h. „gegen die Ehe", weil, nach seinem eignen Geständniß, „es ja einmal Modethema war", und „mein Blatt sich nach der Meinung richten muß, die eben Mode ist." Ihm selbst ist jede Meinung gleichgültig, bis auf die von seiner eignen Bedeutung, denn er ist bis über die Ohren eitel.

Dies paßt nicht nur auf die Literaten unserer Tage in Masse, sondern es paßt auch auf mehr als einen einzelnen so genau, daß man Hrn. Benedix fast vorwerfen muß, er sei persönlich geworden, und daß man sich die in der Zeitschrift Gutzkow's ausgesprochene Behauptung wohl erklären kann, sein Doctor Wespe sei die Copie eines fremden, nicht eines deutschen Originals. Daß Benedix nicht, wie einen Buchhändler, so auch einen deutschen Doctor Wespe mit Namen genannt hat, können wir nur billigen, denn der Held eines Lustspiels soll ein Sammelname sein, wie Tartuffe, und ein Lustspiel Schlechtigkeiten geißeln, die eine allgemeine Plage sind, während es Eigenheiten, wodurch Jemand nur sich selbst plagt, nur lächerlich machen darf. Aber er nennt nicht nur keinen Namen, sondern er fürchtet sogar, daß man an bestimmte Namen denken könnte, denn er macht den Doctor Wespe zum Redacteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, als wenn in einem Lokalblatte über die Emancipation der Frauen geschrieben würde, oder als wenn es auf ein Lokalblatt paßte, was Theudelinde Zündorf, eine der weiblichen Personen des Stückes, zu Adam-Wespe sagt: „In unsrer großen Stadt ist unser Haus das einzige, welches auf Ihr Blatt abonnirt hat"? Indem Hr. Benedix den Doctor Wespe zu einem ganz gemeinen, bedeutungslosen Menschen, zum Redacteur eines elenden, Schauspieler kritisirenden und brandschatzenden Lokalblattes macht, wollte er jenem die Spitze nehmen, wodurch er

hätte verletzen können, hat aber dadurch seinem Stücke selbst die Spitze und Bedeutung geraubt, die er ihm hätte geben können. Wir stimmen also dem in der erwähnten Zeitschrift ihm gemachten Vorwurfe bei, er habe aus dem Helden jenes Romans (Jack Brag von Th. Hook), dem Lichtzieherjungen einen Journalisten machen wollen, nur mit dem Unterschiede, daß wir sagen, er habe aus dem Journalisten einen Lichtzieherjungen gemacht. Er mußte den Doctor Wespe als einen Mann von nicht gewöhnlichem Geist und Talent, bei großer Gesinnungslosigkeit, schildern und ihm zugleich eine größere Bedeutung im Leben ertheilen, als der Redacteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, haben kann. Dann hätte er ein Lustspiel und keine Posse geliefert, dann eine Plage der Nation vor der Nation gegeißelt.

Ist aber gleich das Lustspiel Doctor Wespe, was die Person des Doctor Wespe darin betrifft, verfehlt, so ist es doch lobend anzuerkennen, daß Hr. Benedix wenigstens einen wahren Stoff zu einem Lustspiele für unsre Zeit geahnt und gewählt hat. Wir ehren seinen Muth, aber bedauern, daß dieser nicht noch muthiger war. Benedix wollte gewissen Leuten wohl den Pelz waschen, wagte aber nicht, ihn naß zu machen. An dem Zwange also, den er sich auferlegte, scheiterte von dieser Seite sein Unternehmen, d. h. sein Lustspiel. Muth ist eine Eigenschaft, die der Lustspieldichter in nicht geringem Grade besitzen muß, und will Hr. Benedix ein guter Lustspieldichter werden, so muß er auf ganz andere Angriffe gefaßt sein, als der in der mehrerwähnten Zeitschrift war, den er in seiner Erklärung in der Rheinischen Zeitung noch als „Verläumdung" bezeichnete.

Die übrigen männlichen Personen des Stückes, die drei schon genannten Pseudo-Wespe: Adam, Honau, Wellstein, ferner Hr. von Zündorf, Banquier und dessen alter Diener Christoph vermehren die Ungewißheit darüber, was der Dichter mit seinem Doctor Wespe gewollt habe. Z. B. sagt der Maler Honau als Pseudo-Wespe u. a.: „In den Jahren, wo die Phantasie die Urtheilskraft noch überwiegt, faßt man leicht allerhand sonderbare Ideen auf und hält für Wahrheit, was eigentlich Unsinn ist. So ging es mir mit der Emancipation der Frauen. Ich las die bekannten französischen Schriften über diesen Gegenstand, ich schwärmte für Freiheit und Gleichheit — doch nein, ich will

Sie nicht hintergehen, ich will Ihnen die wahren Gründe meiner damaligen Aufsätze sagen. Ich gab ein Lokalblatt heraus, ich mußte Leser, mußte Abonnenten haben, und die verlangen heutzutage Pikantes! O, das Pikante! es ist der Fluch unsrer Literatur! Nach Wahrheit, Schönheit, Weisheit wird nicht gefragt, nur nach Pikantem. Die Emancipation der Frauen war ein pikantes Thema, war Mode, ich schrieb darüber, dafür, ohne eigentliche Ueberzeugung. Ueberhaupt habe ich als Redakteur meines Blattes Vieles gesagt, was ich nicht geglaubt, nicht überlegt habe, habe getadelt was schön, gelobt was erbärmlich war, weil Rücksichten auf literarische Verbindungen, Empfehlungen, weil Häkeleien mit andern Schriftstellern, selbst mit Buchhändlern im Spiele waren. Glauben Sie mir, mein Sündenregister war kein kleines."

Dies paßt sehr gut auf einen Doctor Wespe, wie wir ihn geschildert wünschten, aber für den Doctor Wespe des Herrn Benedix, den Redacteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, ist es viel zu hoch, der hat keine andern literarischen Verbindungen, als mit seinen Abonnenten, und seine Häkeleien mit Buchhändlern beschränken sich auf Häkeleien mit dem Drucker seines Blattes. Ferner hätte ein Doctor Wespe, wie wir ihn geschildert wünschten, sich so etwas von dem Maler Honau, seinem „Wandnachbarn", so wenig im Beisein Anderer, als unter vier Augen, sagen lassen oder hätte das wenigstens nicht so leicht vergessen oder so wenig übel genommen, wie der Doctor Wespe des Hrn. Benedix, der als Redacteur der Brennessel und als „Dramaturg des Theaters" gelernt hatte gegen „dergleichen Stiche" und gegen mehr „unverwundbar" zu sein, und sich daher von Honau wegen seines „dicken Felles" rühmen lassen kann (Act 2, Scene 12).

Dieser Widerspruch in und an Wespe fehlt nun nirgends. So ist ein Bedienter mehr, als dem Redacteur eines Lokalblattes möglich ist, während der Redacteur eines über Deutschland verbreiteten Blattes, eitler Schriftsteller von Talent und ohne eigne Meinung, dem alle Mittel recht sind, sehr wohl einen Bedienten halten kann. Von dem Redacteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel, hat Christoph, Zündorf's alter Diener, eine entsprechende Vorstellung, während Zündorf selbst, weil Honau als Pseudo-Wespe seine schmutzigen Geldanerbietungen mit Unwillen zurück-

wies, zu der richtigen Ansicht gelangt, daß heutzutage auch Literaten Geld zu machen wissen. Eben so paßt Adam's Habsucht bei Theudelinde in solcher Gestalt sehr wohl zu dem Redacteur der Brennnessel, aber nicht zu den Literaten, die Hr. Benedix mit Doctor Wespe treffen und nicht treffen will.

Kam es ihm nur auf „Verwicklung" und daraus hervorgehende „pikante Handlung" an, beachtete er gar nicht, was er Honau sagen ließ: „O, das Pikante! es ist der Fluch der Literatur! Nach Wahrheit, Schönheit, Weisheit wird nicht gefragt, nur nach Pikantem!", so hätten wir nicht erst zu zeigen gebraucht, daß seinem Stücke dasjenige fehle, was er Honau die „Hauptsache" nennen läßt — „Charakterzeichnung" und damit Wahrheit. Hat er aber, wie wir annehmen, die Absicht gehabt, auch diese zu geben, so kann er mit Recht verlangen, daß wir untersuchen, ob dasjenige, was wir bisher vermißten, nicht noch in dem was übrig ist anzutreffen sei. Wir müssen also die weiblichen Helden oder die heldenhaften weiblichen Personen des Stückes näher betrachten, ob vielleicht der Doctor Wespe diesen nur habe zur Folie dienen sollen.

Wir haben schon bemerkt, es sei an diesem Lustspiele zu loben, daß der Verfasser darin wirkliche Zeitgebrechen habe lächerlich und verächtlich machen wollen. Aber wenn auch hin und wieder ein von Genialität befallenes Frauenzimmer — denn wahrhaft geniale Frauen erniedrigen sich nicht so tief — von den Ideen des jungen Deutschland angesteckt ist und, wie in diesem Lustspiele Elisabeth Zündorf, mit einem Emancipationshelden ein „Freundschaftsbündniß" eingeht, so sind doch solche Erscheinungen in Deutschland zu vereinzelt, als daß sie auf ein Lustspiel Anspruch hätten. Das deutsche Volk hat von solchen Erscheinungen so wenig erfahren, daß ein Gegenstand der Art ihm nur als Posse vorgeführt werden konnte, und das ist es, was Benedix gethan. Zudem hat er das Frauenzimmer in Mannskleidern aus Frankreich, aber nicht von den Franzosen, entlehnt. Ein Franzose von Geschmack würde um einer einzigen Frau willen dem ganzen Geschlechte keine Abgeschmacktheit angedichtet haben, zumal die eine Frau in Frankreich, von der es weltbekannt ist, daß sie Mannskleider trug und Cigarren rauchte, an Geist, Talent und Energie hundert Männer überragt, und bevor sie in ihren Schriften

wie in ihrer Kleidung die Frau verleugnete, nicht gewöhnliche Schicksale gehabt hatte. Aber Hr. Benedix scheint das Beispiel dieser Frau, die in einer unglücklichen Ehe lebte, bevor sie in den schlechtern ihrer Romane für die Emancipation der Frauen schrieb, vor Augen gehabt und benützt zu haben, um in Deutschland ein blutjunges Mädchen die Emancipation der Frauen mit dem Aeußersten, nämlich damit, daß sie in Mannskleidern einhergehen, rauchen, fechten will, beginnen zu lassen.

Der bedeutendste lebende Lustspieldichter der Franzosen, Scribe, der sich in seinen Lustspielen gewiß bis an die äußerste Grenze des Schicklichen wagt und die Sitten und Zustände des heutigen Frankreich nach allen Seiten für's Lustspiel ausbeutet, hat doch diesen Muth nicht gehabt oder haben wollen. In den Indépendants (den Unabhängigen) einem seiner besten und deßhalb unbekanntesten Lustspiele, hat er u. a. auch die Emancipation der Frauen behandelt, aber dies Wort kommt nicht einmal vor. Ein junges Mädchen, geistreich, talentvoll, wollte unabhängig sein und schlug, obwohl nicht reich, mehrere in jeder Hinsicht glänzende Partien aus. Sie verließ Paris und lebte fünf Jahre in der Bretagne bei einer begüterten Pathe, die denselben Eigensinn gehabt hatte und unverheirathet geblieben war. Aber so begabt und fähig die beiden Frauen auch waren, gleich Männern ihre Zeit geistigen und künstlerischen Beschäftigungen zu widmen, so hatte sich doch die Langeweile zu ihnen gesellt, und so sehr sie sich liebten, so war doch auch des Zankens unter ihnen kein Ende geworden. Nous nous aimions toujours, erzählt die Eine, mais nous nous disputions sans cesse! la vie serait si longue sans cela! Endlich stirbt die ältere Dame und macht ihre Freundin zur Erbin ihres Vermögens. Diese, jetzt 25 Jahre alt, kehrt nach Paris zu einer jüngern verheiratheten Schwester zurück, bei der sie bald sehen soll, wie wenig eine verständige Frau die Sclavin ihres Mannes sei, und in wie manchen Dingen dieser vielmehr der Leitung einer solchen Frau bedürfe. Esther, so heißt die Unabhängige, reist ohne männliche Begleitung, die sie entbehren zu können glaubt, und dafür um so abhängiger von einer alten Kammerfrau, die sie von ihrer Pathe mitgeerbt hat, nach Paris zurück. Sie reist mit der Post unter lauter männlicher Gesellschaft, die sich in ihren Gesprächen so wenig

Zwang anthut, daß die alte Kammerfrau sich zu der Bemerkung genöthigt glaubt, ihre Herrschaft sei unverheirathet, und man möge darauf Rücksicht nehmen, wodurch die Sache aber keine bessere Gestalt für unsre Unabhängige gewinnt. In Paris, bei ihrer so liebenswürdigen, als achtungswerthen Schwester angelangt, überzeugt sie sich, welcher erlaubten Freiheit eine verheirathete Frau genießt, während sie, die „Unabhängige", sich bei jedem Schritte gebunden fühlt. So reicht sie bald einem trefflichen Manne, den sie liebt, den sie aber früher in ihrem Unabhängigkeitswahne zurückgewiesen hatte, die Hand.

Wenn man hinzunimmt, wie fein in dem Scribe'schen Lustspiele neben der unverständigen Begierde eines geistreichen und edelfühlenden Mädchens nach Absperrung vom männlichen Geschlechte der Leichtsinn eines schwachen Mannes, welcher der wohlthätigen Leitung einer klugen und guten Frau nicht entbehren kann, die Großsprecherei eines „unabhängigen", aber, nächst seinem Ehrgeize, von seiner Partei und allem, wovon diese abhängt, abhängigen Abgeordneten und zugleich der Druck geschildert ist, den er, der sich nicht in das Joch der Ehe schmiegen wollte, von den Launen seiner Maitressen zu erleiden hat, wenn man, sage ich, hinzunimmt, wie fein dies alles in dem Scribe'schen Lustspiele mitgeschildert ist, so wird man Grund haben, sich im Lobe des Benedix'schen Lustspieles ein wenig zu mäßigen. Auch bei Scribe ist „Verwicklung", auch bei ihm „pikante Handlung", aber die „Hauptsache", „Charakterzeichnung", fehlt darum nicht. Durch diese ist eben das Interesse bedingt, welches man an den Personen des Lustspiels nehmen soll, und ohne ein solches Interesse muß die Handlung, und wäre sie noch so „pikant", Langeweile erregen. Und in der That! welches Interesse erweckt die Emancipationsheldin in dem vorliegenden Lustspiele, Elisabeth Zündorf, wo wäre in ihr ein Charakter gezeichnet? Ihr Vater läßt ihr in allen Stücken den Willen und sie ist es, die „der Tyrannei der Männer nicht mehr unterworfen sein will"; sie will den Anfang machen, und das ganze Geschlecht wird schon nachfolgen und seine Fesseln zerbrechen." Von seltener Genialität, aus der sich ihr Schritt erklären ließe, ist bei ihr ebenfalls nicht Spur noch Rede, die würde schon eine weniger rohe Sprache verlangen. Also bleibt nur die „pikante Handlung", nämlich

Mannskleider, Cigarren und „das Freundschaftsbündniß“ übrig, welches ein junges Mädchen fast öffentlich dem Doctor Wespe, Redacteur eines Lokalblattes: die Brennnessel anträgt.

Hr. Benedix trägt sehr auf und, als wäre die ganze deutsche Frauenwelt in Aufruhr begriffen, gibt er dem einen Hause Zündorf drei nach Außerordentlichem trachtende Frauen, deren eine wir bereits kennen, und von denen die zwei andern die gewöhnliche Bestimmung des Weibes entweder verlassen haben oder verlassen wollen. Die Dichterin, Theudelinde Zündorf, ist halb oder ganz verrückt und löst das Stück vollkommen in Posse auf, da es doch Lustspiel sein will und wir es eben tadeln, daß es nicht dies, sondern Posse ist. Wie anders bei Scribe. Auch in den **Indépendants** kommt eine Dame vor, welche die gewöhnliche Bestimmung des Weibes verkannt und verfehlt hatte und zugleich Dichterin war. Aber obgleich Verse nicht Scribe's starke Seite sind, so spricht sie doch in bessern Versen und Besseres, als Theudelinde Zündorf. Oder wollte Hr. Benedix es überhaupt als eine Abgeschmacktheit darstellen, daß Frauen ein Talent ausüben? — Das dritte Fräulein Zündorf, Thekla, ist eine gar sanfte Taube, sie liest den Wallenstein und „denkt es sich herrlich, wenn sie als Thekla das Ideal der Jungfräulichkeit verwirklichen kann, das sie im Busen trägt“, sie will, ja sie muß Schauspielerin werden. Auch sie wendet sich, wie Elisabeth und Theudelinde Zündorf, an Doctor Wespe, Redacteur eines Lokalblattes: Die Brennnessel und „Dramaturg des Theaters“, und sagt ihm oder Wellstein, als Pseudo-Wespe, ihre eigentlichen Gründe, die weniger idealisch lauten. „Mein Vater“, erzählt sie, „war arm, er starb und ich kam in das Haus meines reichen Oheims. Die Stellung einer armen Verwandten in einem reichen Hause ist nicht angenehm. Man behandelt mich gut, ich thäte Unrecht, zu klagen. Allein Unabhängigkeit ist mein Wunsch, mein Streben. Soll ich eine Stelle suchen? Soll ich mich mit Handarbeit ernähren, wo mir die Laufbahn einer Künstlerin offen steht.“ Diese Worte zeigen weder Herz noch Verstand an oder machen auch Thekla zu einer Thörin wie Elisabeth und zu einer Närrin wie Theudelinde Zündorf, was doch nicht die Absicht des Dichters war.

Die drei vortrefflichen Frauenzimmer nun sind gar nicht heirathslustig, sondern die eine ganz von Liebe zur Dichtkunst,

die andere zur Schauspielkunst erfüllt, und die dritte will selbst Mann sein, und dennoch heirathen alle drei bei der ersten Gelegenheit und gerathen fast in Krieg, als sie sich für Nebenbuhlerinnen halten. Elisabeth verliebt sich in den Maler Honau und erklärt sobald sie eine einzige Unterredung mit ihm gehabt ihrem Vater in's Gesicht, „sie habe heute zum ersten Male einen Mann gesehen." Honau hatte sich ihr nämlich als Doctor Wespe vorgestellt und ihr in dieser Unterredung was schon oben mitgetheilt ist erklärt: er habe um Geld damit zu verdienen, ohne eigentliche Ueberzeugung für die Emancipation der Frauen geschrieben, und diese sei Unsinn. Wahrscheinlich oder gewiß hatten ihr das Letztere auch andere gesagt, also war es der Mangel an Folge, den sie an Honau-Wespe so männlich fand. Thekla sagt zwar, „sie gehöre nicht zu jenen leichtsinnigen Charakteren, die heute ergreifen, was sie gestern verließen, um es morgen wieder wegzuwerfen. Was sie einmal mit ganzer Seele erfaßt habe, das führe sie auch aus, und wären die Hindernisse noch so groß." Aber sie hat nichts mit ganzer Seele erfaßt, als den Gedanken, einen Mann zu bekommen, denn nach der ersten ausführlichen Unterredung mit Wellstein-Wespe, in der das was dieser sagt gleichfalls ohne Sinn ist, „erscheinen ihr ihre Pläne, ihre Ideen so falsch" und sie gibt sie gern für Wellstein auf. Die verrückte Dichterin endlich, Theudelinde, ist obgleich reich, noch unverheirathet, „denn", sagt sie, „noch fand ich den Mann nicht, der verstanden hätte, was in der Tiefe meines Innern sich regt", sie will aber sogleich Adam, Wespe's Bedienten, heirathen und heirathet Wespe.

Hiermit will ich die Beurtheilung des Stückes selbst schließen, nicht weil ich alles gesagt hätte, was ich sagen könnte, um meinen Tadel zu beweisen, sondern weil das Gesagte hinreicht, um ihn zu rechtfertigen. Ich habe den Dichter nicht von seiner Laufbahn abzuschrecken, sondern vielmehr anzuspornen gewünscht, das ernstlicher zu wollen, was er wie ich glaube leisten kann.

Was die Aufführung betrifft, so thaten die Schauspieler nichts und konnten vielleicht nichts thun, das Stück zu heben. Madame Meck stellte die Theudelinde als das was sie im Stücke ist glücklich dar und erndtete dafür den Beifall des Publikums. Hr Grahn machte sich den Doctor Wespe etwas leicht, indem

er ihn von Anfang bis zu Ende als Gecken gab, während Wespe zwar eitel und leichtfertig, aber doch auch Schlimmeres ist. Nach einer andern Seite ging Hr. Grahn sogar so weit — und bei meiner Ansicht vom ganzen Stücke kann ich auch dies nicht grade tadeln wollen — daß er den Lokalblattsredacteur zum allgemeinen Ergötzen auch in Lokaldialekt reden und sagen ließ: Der Besitz der Hand, um die er bitte, werde ihn zum Glöcklichsten der Sterblichen machen. Da Adam fast nur Theudelinde gegenüber steht, so läßt sich Hrn. Hassel's Spiel in dieser Rolle schwerlich tadeln, denn in diesen Partieen ist das Stück offne Posse. — Von den Leistungen der übrigen Schauspieler wüßte ich nichts Besonderes zu sagen. Wer wird zweifeln, daß Madame Frühauf, die uns in Rollen junger heiterer Frauen und Mädchen stets zu entzücken weiß, es zur Noth auch werde verstanden haben, als Elisabeth Zündorf gegen ihren Vater, dessen Fehler gegen sie zu große Güte ist, so unverschämt grob zu sein, als der Dichter gewollt hat, oder daß ein Schauspieler wie Hr. Baison einer Rolle wie Honau gewachsen sei. Und doch könnten wir von Hrn. Baison sagen, er gab den Honau gut, um hinzuzufügen, wo er ihn, nach unsrer Meinung, noch besser hätte geben können. In der schon oben mitgetheilten Stelle, wo er vor der ihn für den Doctor Wespe haltenden Elisabeth Zündorf und in Gegenwart und zur Qual des ächten Wespe dessen Niederträchtigkeit zu bekennen hat, konnte er die Worte: In den Jahren bis Ich schwärmte für Freiheit und Gleichheit mit Pathos und affectirtem Ernst vortragen, weil er als Honau wohl für etwas Ernstes, wenn auch nicht für das in Frage stehende, schwärmen, als Wespe nur einen Ernst erheucheln kann. Die darauf folgenden Worte: Doch nein bis ohne eigentliche Ueberzeugung konnte er dann größtentheils wie ein reuiger Doctor Wespe, zumal Wespe selbst zugegen ist, und endlich den Schluß: Ueberhaupt habe ich als Redacteur bis Mein Sündenregister war kein kleines als ein Mann sprechen, der versuchen will, ob die Bravheit des Malers Honau sich nicht durch die Maske selbst eines Doctor Wespe hin geltend machen könne. Ob, wenn überhaupt diese Bemerkung stichhaltig ist, Hr. Baison hierdurch das Stück verbessert hätte, will ich nicht untersuchen, daß seine Rolle dadurch gewonnen haben würde, möchte ich behaupten.

Im Allgemeinen bestätigt die Art des Beifalls, den Doctor Wespe hier am Sonntag den 8. Januar fand, die Nachricht in dem Telegraphen für Deutschland a. a. O.: „Der Verfasser des Doctor Wespe macht Glück mit seinem Stück, das unter dem Hamburger Publikum, besonders des zweiten Theaters, eine Menge Verehrer zählt."

Frankfurt, den 13. Januar 1843. *)

---

*) Abgedruckt im „Frankfurter Konversationsblatt."

Ueber Goethe's Wahlverwandtschaften.

Nicht nur unbedeutende Menschen, denen der Ruhm leicht gemacht ward, und bedeutende, die es zu keiner Anerkennung bringen konnten, werden wenn überhaupt, erst in der Folgezeit nach ihrem wirklichen Werthe erkannt, sondern auch für große und als solche anerkannte Männer pflegt erst spät die richtige Würdigung einzutreten. Besonders gilt dies von dem großen Schriftsteller, bei welchem sich die Zeitgenossen zu sehr in ihrem eigensten Denken und Thun berührt finden müssen, um sich nicht auf eine fast persönliche Weise von ihm angezogen oder abgestoßen zu fühlen, um sich nicht zu ihm in ein ich möchte sagen selbstisches Verhältniß der Liebe oder des Hasses zu versetzen und eine Verehrung oder Abneigung gegen ihn zu fassen, bei welchen beiden er nicht zu seinem Rechte kommt.

Um sogleich auf Goethe überzugehen, so ist ihm das Gesagte von nichtigen wie von tüchtigen Leuten im allgemeinen und im einzelnen begegnet, und ich habe längst das mehrste was über ihn geschrieben ist für wenig neben der tiefen stillen Wirkung seiner Schriften gehalten und geglaubt, die Nachwelt werde ihn nicht mit dem Maße seiner Zeitgenossen messen.

Es ist also ein Widerspruch, daß ich diese Zeilen niederschreibe, für den ich mich nur mit meiner langen und oft wiederholten Betrachtung der Goethe'schen Werke überhaupt und des in der Ueberschrift genannten insbesondere entschuldigen kann.

Als ich kürzlich in einer gebildeten Gesellschaft erwachsener Personen beiderlei Geschlechts gefragt wurde, was man zusammen von Goethe lesen solle, schlug ich die Wahlverwandtschaften vor und erregte dadurch nicht wenig Verwunderung. Auf diese Verwunderung, die laut genug geworden war, spielte ich wiederum den Verwunderten und sagte: ich hätte diesen Roman vorzüglich darum vorgeschlagen, weil ich geglaubt, daß die Frauenzimmer ihn nicht kennten, indessen müsse ich aus den Stimmen, die sich gegen mich erhöben, entnehmen, daß dem anders sei. Jetzt

nannten sie mich boshaft und sagten, sie hätten den Roman nicht gelesen, weil man ihnen angekündigt, wie so unsittlich er sei. Wenn er das wirklich ist, erwiderte ich, so wäre es eine Schande für Goethe, ihn geschrieben zu haben; aber nachdem sich das Gespräch bald ernsthaft gewandt, fuhr ich fort:

Sie werfen dem Dichter vor, daß er in jenem Roman die Ehe leichtfertig behandelt habe, und handeln damit selbst leichtfertig, denn es ist ungerecht, anzunehmen, weil es unmöglich ist, daß ein Mann von Goethe's Erfahrung, Ernst und Weisheit noch in seinem sechzigsten Jahre, in welchem er die Wahlverwandtschaften schrieb (1809), die Wichtigkeit und Heiligkeit der Ehe nicht erkannt hätte. Scheint er doch fast so ausdrücklich als vergeblich zur Abwendung solches Vorwurfes Mittler gleich am Anfang das sagen zu lassen, was er nun selbst nicht gewußt oder bedacht haben soll: „Wer mir den Ehestand angreift, wer mir durch Wort, wie durch That diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun, oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur u. s. f.!" Und ist es nicht ein ähnlicher Erguß Mittler's, der am Schluß Ottilien tödtet?

Hätte also Goethe wirklich durch seinen Roman die Heiligkeit der Ehe angetastet, so dürfte man ihm doch keinen sittlichen Vorwurf daraus machen, sondern müßte den Dichter, den Künstler in ihm angreifen, der sich geirrt und im Stoff vergriffen, der seine Absichten nicht zur klaren Anschauung gebracht hätte. Dieser Vorwurf würde aber eben so sehr das Vorurtheil gegen sich haben wie der andere, denn Goethe stand, als er den Roman schrieb, auf der Höhe auch seiner künstlerischen Vollendung, und der behandelte Gegenstand war zu wichtig, als daß er ihn nicht mit aller Sammlung behandelt haben sollte. Indeß soll ein Vorurtheil unsre Ansicht nicht bestimmen, sondern diese sich durch sich selbst rechtfertigen.

Mir ist diese Goethe'sche Dichtung erst allmählig klarer geworden, die schon deßhalb keinen schädlichen Einfluß üben kann, weil sie den Unreifen nicht anziehen wird. Das erstemal, als ich sie mit Antheil zu lesen vermochte, glaubte ich etwas Rechtes gefunden zu haben, indem ich annahm, sie schildere Menschen,

welche, obwohl in den günstigsten Verhältnissen und von der wünschenswerthesten übrigen Bildung, doch der sittlichen Würde entbehren und vor dem ersten heftigen Anprall menschlicher Leidenschaften mit ihrer Pflicht wie mit ihrem Glücke zusammenbrechen. Die Lehre von den Wahlverwandtschaften in der Chemie hielt ich für eine poetische Einleitung des Ganzen, das Ganze aber ward auf diese Weise zu einer Sittenpredigt für die höhern Stände.

Aber das wahre dichterische Kunstwerk ist sich selbst Zweck und am wenigsten läßt sich von einem Dichter wie Goethe annehmen, daß er bloß eine nützliche Lehre in eine poetische Darstellung habe kleiden wollen. Man könnte also sagen: Ist eine Dichtung unterhaltend genug, um, wie es mit den Wahlverwandtschaften der Fall, fortwährend Leser zu gewinnen und zu fesseln, so ist es ganz einerlei, was sich alles dabei denken läßt, ihre Wirkung mag dann dem Leser so unbewußt bleiben, als ihre Absicht es vielleicht dem schaffenden Dichter war, und es genügt, daß dieser gegen die rohesten Vorwürfe, von denen oben die Rede, oder daß er gegen den Vorwurf der Rohheit geschützt werde.

Kann es hiernach sehr fehl führen, ein Dichterwerk, welches jeden anders unterhält, auf das Prokrustesbett einer besondern Erklärung legen und durch diese erschöpfen zu wollen, so würden doch die Wahlverwandtschaften sich darum nicht minder eignen, zum Nachdenken über das Wesen aller echten Dichtkunst und der Goethe'schen insbesondere anzuregen; denn wie Goethe die Vorwürfe, welche man an dieses Werk gegen ihn knüpfen würde, ohne Zweifel voraussah, so darf man auch getrost behaupten, daß er seiner Dichternatur in keinem andern kühner vertraut habe und entschiedener gefolgt sei.

Gegen die oben angegebene Auslegung der Wahlverwandtschaften spricht nicht nur im allgemeinen, daß die höhern Stände nur deßhalb für verdorbener gelten als die niedern, weil sie der Mißrede mehr ausgesetzt sind, sondern ihr widerspricht auch die Dichtung selbst. Charlotte und den Hauptmann sehen wir entweder von ihrer Pflicht nicht abweichen oder doch der Versuchung dazu wieder Herr werden und sich durch das Eine wie das Andere als sittlich bewähren. Eduard und Ottilie dagegen sind so von der Neigung zu einander beherrscht, daß jener gar nicht, diese

erst durch einen unglücklichen Zufall (den Tod des Kindes) darüber zur Besinnung kommt; ja Ottilie erfährt in der ganzen Erzählung eine Verehrung und Schonung, daß niemand ihr irgend einen Vorwurf macht, ihr irgend eine Schuld beimißt. Mittler hatte den Grafen und die Baronin nicht sehen, nicht unter einem Dache mit ihnen bleiben wollen; gegen Eduard und Ottilie ist sein Verhalten ein ganz anderes, er beurtheilt daher auch sie und ihr Verhältniß ganz anders als das der beiden erstern.

Also spricht der Dichter für die edlere Leidenschaft, wie sie zwischen Eduard und Ottilie im Gegensatze zu dem Verhältnisse des Grafen und der Baronin stattfindet, auch eine reinere, eine innige Theilnahme an, eine Theilnahme, welche der poetischen Gerechtigkeit um so gemäßer ist, als Eduard und Ottilie eben um des Adels ihrer Leidenschaft willen untergehen und den sittlichen Mächten, die der Dichter dadurch ehrt und anerkennt, zum Opfer fallen, während der Graf und die Baronin, in welcher letztern wir bedeutungsvoll sogleich einen Widerwillen gegen Ottilie keimen sehen, das Ziel ihrer Wünsche erreichen.

Aus allem Gesagten geht glaube ich klar hervor, daß in den Wahlverwandtschaften kein Gegenstand gewählt sei, an den der Dichter kein Recht gehabt hätte. Des Dichters Element ist die Freiheit, seine Aufgabe, die menschlichen Neigungen, das menschliche Herz in seinem Widerstreite mit der Sitte, dem Herkommen, das heißt die menschlichen Leidenschaften in ihren Verwicklungen darzustellen. Die Sitte, das Herkommen seien noch so wichtig und ehrwürdig, beruhen noch so sehr auf dem Wesen der menschlichen Natur und Gesellschaft, jene Leidenschaften sind darum nicht minder vorhanden. In Uebereinstimmung mit Sitte und Herkommen sind sie erlaubt und gesetzlich, im Widerstreite damit können sie nicht minder tief und wahr sein und der Dichter hat den Beruf, sie zu schildern und mit ihren Gegensätzen zu versöhnen. Verfährt er hierbei mit strenger Gerechtigkeit, so ist es ein verkehrtes, ja thörichtes Begehren, daß er für Sitte und Herkommen mehr als für das menschliche Herz hätte Partei nehmen sollen, oder gar, daß er das letztere mit seinen Leidenschaften und Schmerzen wohl schildern könne, wenn er sich dessen nur da nicht unterfange, wo es allein von Nutzen und Wirkung ist, wo nämlich die andern wichtigen Fragen

der Menschheit mit im Spiele sind, wo also jene Schilderung eine recht schwierige und des großen Dichters würdige Aufgabe ist, von deren Lösung er sich durch keine Rücksichten abhalten lassen darf.

Die Menschheit hat viele Seiten und jede Seite hat für sich und gegenüber den andern ihren bestimmten Charakter. Diesen verschiedenen Seiten der Menschheit entsprechen die verschiedenen Richtungen des menschlichen Geistes, es sind also auch die verschiedenen Betrachtungsweisen des Menschen objectiv wie subjectiv wohlbegründet. Religion, Philosophie und Kunst haben jede ihre Rechte und ihre Pflichten, und diese zu üben wie jene zu behaupten ist die Aufgabe, welche eine jede von ihnen für sich und gegen die beiden andern zu erfüllen hat. Wie sehr Goethe von dieser Wahrheit durchdrungen, wie heilig ihm seine Dichterpflichten und Dichterrechte waren, hat er unter andern in dem Proömium zu Hermann und Dorothea ausgesprochen. Der Anfang davon paßt ganz in den Zusammenhang unsrer Betrachtung:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegene, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schauen mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
Will mich anders, doch du, Muse, befiehlst mir allein ꝛc.

Hiermit rechtfertigt er, was er bis 1796 (wo Hermann und Dorothea geschrieben wurde) gethan, und was die Muse ihm ferner befehlen werde. Den alten Dichtern will er nacheifern, welche eine freiere Sitte weniger beengte, von ihnen hat er gelernt und aus ihnen rechtfertigt er den offnen Blick aus sich heraus und die Unterordnung der äußern Verhältnisse unter den Genius der Dichtkunst.

Ueber die „Leiden des jungen Werther."

Es ist Mode geworden, Werther's Leiden von Goethe fast nur nach ihrer Entstehungsgeschichte und der großen Wirkung, welche sie bei ihrem Erscheinen hervorbrachten, zu beurtheilen; hat man dann noch Sprache und Darstellung gebührend herausgestrichen, so glaubt man sich berechtigt, dem jugendlichen Dichter den empfindsamen Stoff allenfalls zu verzeihen.

Ich halte diese Betrachtungsweise aber für durchaus unzureichend. Schon daß der erste gewaltige Eindruck, den Werther's Leiden machten, weit über das Vaterland hinausging, spricht dafür, daß sie nicht bloß eine örtliche und zeitliche Wahrheit hatten, sondern eine Saite des menschlichen Gemüthes berühren, die ewig anklingt. Zwar soll der Mann von reifem Alter einer solchen Leidenschaft nicht erliegen, oder erweckt in diesem Fall geringere Theilnahme, aber Goethe's Werther erscheint auch nicht einmal gleich dem Pfarrer in Hermann und Dorothea „ein Jüngling näher dem Mann", sondern ein Mann näher dem Jüngling, und diesen Jüngling stellt der Dichter nicht nur in seinem Verhältniß zu Lotte, sondern fast in allen Lebensbeziehungen als Gefühlsmenschen dar. „Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen", heißt es nach dem Auftritte bei dem Pfarrer von St. . ., „und verließ die Gesellschaft, und nur Lottens Stimme, die rief: wir wollen fort! brachte mich wieder zu mir selbst. Und wie sie mich auf dem Wege schalt über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde, daß ich mich schonen sollte!" Auch ist nicht zu übersehen, daß Werther zugleich als ein Mann von bedeutenden Geistesgaben geschildert wird, sowohl weil diese nun dienen mußten, das einmal vorherrschende Gefühl zu verstärken, als weil ein beschränkter Mensch keiner wahren Leidenschaft fähig ist oder in ihr kein höheres Interesse gewährt.

Merkwürdig, daß sogar Lessing, zu dessen heißesten Wünschen doch eine große volksthümliche Dichtkunst gehörte und der so viel that, ihr die Bahn zu brechen, den Werther nicht mit dem verdienten Beifall aufnahm. Mag auch nicht alles, was er in flüchtiger Aeußerung hinwarf, gar zu streng genommen werden dürfen, so geht doch so viel daraus hervor, daß ihm der von Goethe

behandelte Gegenstand, die Werther'sche „Schwärmerei der Liebe", als eine moderne Leidenschaft, welche wir erst der christlichen Erziehung verdankt hätten, nicht anstand. Er meint in dem Briefe an Eschenburg, die Alten, welche jedoch um eines Weibes willen trojanische Kriege führten, hätten jene Schwärmerei nicht gekannt, und an irgend einem andern Orte sagt er sogar, eine Liebe wie in Shakespeare's Romeo und Julie gebe es schwerlich in der Wirklichkeit, sondern sie gehöre wohl dem Reiche der dichterischen Fantasie an. Gleichwohl ertheilt er in den Hamburgischen Dramaturgien dem Shakespeare'schen Stück das Lob, daß es die einzige Tragödie sei, an der die Liebe selbst arbeiten helfen. Ist nun dies aus einem Mißtrauen gegen einen jungen Dichter, aus einer Vorliebe für Shakespeare oder aus einem tiefern Grunde zu erklären? Ich glaube das letztere. Da Lessing an dem angezeigten Orte die Schwärmerei der Liebe für eine neuere Verschrobenheit *) und an der andern Stelle (die mir augenblicklich nicht zur Hand) für eine Erfindung der Dichter erklärt, so wollte er dem Roman als einer prosaischern, mehr das wirkliche Leben nachbildenden und damit untergeordneteren Dichtungsart vielleicht nicht dieselbe Abweichung von den Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens gestatten, wie der höhern Dichtung im Drama oder Epos. Und hierin hätte er auch ganz recht gehabt, wenn die Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens ihm in unserm Falle nicht hinlänglich widersprächen.

*) „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht! Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche — kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße u. s. w. Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." — (Nachträglich muß ich zugeben, daß Lessing's Behauptung, „Zu Socrates Zeiten würde man eine solche Schwärmerei der Liebe kaum einem Mädelchen verziehen haben" durchaus wahr ist. Da L. auch die römischen Jünglinge dem Werther entgegenhält, so will ich an einen römischen, also römische Vorstellungen wiedergebenden Dichter, Virgil erinnern, welcher in der Beschreibung der Unterwelt im 6ten Buch der Aeneide, V. 442 ff. unter den aus unglücklicher Liebe Gestorbenen neben lauter Frauen nur einen einzigen in ein Weib verwandelten Jüngling nennt.)

Als wenn Goethe geahnt hätte, daß man seine Dichtung von dieser Seite anfechten werde, läßt er Werther bei der Geschichte des Wahlheimer Bauernburschen ausrufen: „Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit (auch) unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen."

Je mehr Goethe in Werther's Leiden eine wahre Leidenschaft schildert, desto mehr warnt er vor ihr durch die Folgen, welche er daraus hervorgehen läßt, Folgen, die im classischen Alterthum nur den Tadel der Weisen fanden, die aber das Christenthum schlechthin verwirft. „Eine kleine kalte Schlußrede" aber, oder „ein Kapitelchen zum Schluß und je cynischer, je besser", wie Lessing gewünscht hätte, würde diesem selbst von dem Dichter mißfallen haben, und „ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe", diese zu geben, lag nicht in dem Berufe des Dichters und konnte den Erfahrenen unter seinen Lesern überlassen bleiben. Lessing fährt in seinen Zeilen an Eschenburg fort: „Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß der gut sein müsse, der unsre Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht, ja wenn des jungen Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast verachten."

Mit der letztern Bemerkung scheint mir der große Mann, der den Roman wohl nur flüchtig, vielleicht auch nicht in der rechten Stimmung gelesen hatte, dem Goethe'schen Werther doch sehr unrecht zu thun. Dieser erscheint in der ganzen Erzählung sich und andern wohl unglücklich und bedauernswerth, aber nirgends ist er verächtlich und der Dichter vielmehr bemüht, unsre Theilnahme an seinem Helden auch durch die Herzensgüte zu steigern, welche er ihn überall, von dem Mädchen an, dem er den Wasserkrug auf den Kopf hebt, bis zu dem Bauernburschen, für dessen Rettung er sich obwohl thöricht verwendet, sowie im Umgange mit den Kindern der armen Wahlheimer Frau und den Geschwistern Lottens an den Tag legen läßt. Aber daß er nicht verächtlich, sondern wahrer Theilnahme würdig wäre, hat der Dichter es bei diesen Zügen nicht bewenden lassen, sondern Wer-

ther genießt auch der Achtung und Freundschaft aller wohlwollenden und selbst aller tüchtigen Menschen, mit denen er in nähere Berührung kommt, und diese Achtung wird beim Leser noch durch die Thätigkeit vermehrt, in welcher wir ihn im Roman, also während der unglücklichsten Zeit seines Lebens erblicken. Er fährt fort sich in der Richtung seiner Zeit mit Literatur (Homer, Ossian) zu beschäftigen, nimmt an Natur und natürlichen Menschen, wie den Kindern, lebhaften Antheil, sucht die Gewalt der ihn besitzenden Leidenschaft auch durch amtliche Thätigkeit zu beschwichtigen, und dasjenige was ihn bestimmt diese aufzugeben, was ihn also in Lottens Nähe zurückführt, gereicht ihm um so mehr zur Ehre, als er dagegen angekämpft und dem Adelshochmuth derer, mit denen seine Stellung ihn zusammenführte, den bürgerlichen Stolz des Verdienstes entgegengesetzt hatte. Und ist es nicht zugleich sehr sinnig, daß der Dichter den Eindruck, den dieses alles hervorbringen soll, dadurch verstärkt, daß er uns Werther's Leiden in Briefen von Werther selbst vorführt, um auch so noch dieses Leiden in ein Thun zu verwandeln? Nicht minder sinnig ist die mehrerwähnte Geschichte des Wahlheimer Bauernburschen in Werther's Briefe verflochten, weil sie dient diesen zu heben. Ist der Selbstmord überhaupt und der Werther'sche, weil er bei ungeschwächter Geisteskraft unternommen wird, noch besonders zu tadeln, so ist es doch edler, durch unglückliche Liebe zum Selbstmorde, als wie jener Doppelgänger Werther's zum Morde verleitet zu werden.

(Nachschrift. Diese beiden Aufsätze wurden zwar erst 1848 im „Frankfurter Konversationsblatt" mitgetheilt, waren aber schon früher geschrieben. Lasse ich sie gleich hier wieder abdrucken, so muß ich doch gestehen, daß nach meiner jetzigen Ansicht beide neben Hervorhebung der Vorzüge der zwei Romane deren schwache Seiten mehr milde auffassen, als rechtfertigen. Dies mochte auch die mehr oder minder bewußte Absicht sein, die ich bei ihrer Abfassung hatte, ich bitte aber jetzt den Tadel ab, welchen ich gegen Lessing aussprach, da ich wesentlich auf dem Standpunkte stehe, von welchem aus Lessing's Urtheil gefällt ist. Dasselbe war kein zufälliges und geht so gut auf die Wahlverwandtschaften wie auf den Werther.)

Ein gelegentliches Wort über den Gebrauch der Fremdwörter im Deutschen.

(Aus den Grenzboten.)

Da der Mißbrauch mit Fremdwörtern trotz allem, was schon dagegen gesagt wurde, immermehr überhand nimmt und auch bessere Schriftsteller sich eben keine Mühe geben ihn zu vermeiden, so war es sehr verdienstlich, daß ein so verbreitetes Blatt wie die Allgemeine Zeitung diesen Gegenstand zu Anfang dieses Jahres (1846) von Neuem zur Sprache brachte und daß die Redaction derselben zugleich daran erinnerte, wie man sich gewöhnen solle, die Muttersprache auch im täglichen Leben, auch im Drange des Augenblickes nicht zu verläugnen. **Gutta cavat lapidem saepe cadendo**, ich darf also hoffen, auch mit diesen Bemerkungen gehört zu werden.

Der gerügte Mißbrauch ist so groß, so gar nicht im Abnehmen begriffen, daß ein Schriftsteller ihn oft desto weiter treibt, je unterrichteter er ist. Ich greife die erste beste Schrift aus vielen von ähnlichem Inhalte heraus: „Die protestantischen Freunde. Eine Selbstkritik von **Dr.** Zschiesche, evangelischem Prediger, 1846." Sind nicht folgende Stellen, und das ganze Buch ist in der Weise geschrieben, ein Mischmasch aus allen Sprachen? Seite 96: „Der Methodismus reißt die Kirche von der Gemeinde und ihrem Bewußtsein los, indem er die Wiedergeburt isolirt. Statt sie als den organischen Erfolg der permanenten Pragmatik der Kirche — aufzufassen, schmilzt (st. schmelzt) sie der Methodismus zu einem mechanischen Acte ein, der sich forciren läßt; sie wird ein künstlicher, mehr oder weniger tumultuarischer Verlauf, vermöge dessen durch eine doctrinelle Manipulation die Gemeinde so lange bearbeitet wird, bis — sie oder das Individuum bekehrt, bis sie durch Mystagogen zur Epoptie gelangt ist." S. 103: „Die protestantischen Freunde haben ihre Mission erfüllt. Keine Macht der Erde wird das radiren können, was" u. s. w. Und diese Schrift ist obendrein als „Send-

schreiben" an den schlichten und ungelehrten Uhlich gerichtet. — Kennt oder beachtet doch Hr. Z. selbst, obgleich er als ein Mann von Kenntnissen und Bildung erscheint, nicht immer die Bedeutung seiner Fremdwörter! Er sagt z. B. stets „der antike Supranaturalismus" statt der alte, denn der antike müßte ein heidnischer, ein griechisch-römischer sein. Er sagt S. 81: „Die heiligen Schriften des N. T. sind — doch nur ein Product des heiligen Geistes, der als Factor und Exponent über der Schrift steht, sie sind also eine Autorität zweiter Instanz." Aber die zweite Instanz ist bekanntlich grade die höhere, Hr. Z. läßt also der h. Schrift gegen seinen Willen den Platz, welcher ihr über dem heiligen Geiste der protestantischen Freunde zukommt. Endlich bereichert er, um nur deutsche Wörter vermeiden zu können, sogar die fremden Sprachen und bildet für die deutsche „Langeweile" ein französisches „Ennuyement."

Wollen wir indeß über dem Balken in dem Auge des Hrn. Z. und so vieler Andern den Splitter in dem eigenen nicht vergessen, so ist zunächst nichts entschiedener zu tadeln, als daß wir im täglichen mündlichen und schriftlichen Verkehr uns fast ausschließlich auch solcher Fremdwörter bedienen, für welche die besten deutschen Ausdrücke vorhanden sind, daß wir Fundamente legen, Caution leisten, Argumente gebrauchen, Motive haben u. dergl. m., da doch niemand etwas gegen: Grundlage, Bürgschaft, Beweisgrund, Beweggrund einwenden kann. Womit können wir es auch nur entschuldigen, daß wir sagen: negiren und Negation st. verneinen und Verneinung, Resultat st. Ergebniß, Product st. Erzeugniß, Eclat st. Aufsehen, Realität st. Wirklichkeit, Tradition st. Ueberlieferung, Indignation st. Unwille, Exil st. Verbannung, Activität st. Thätigkeit, Complication st. Verwicklung, graduell und Differenz (beides z. B. in Neander's Kirchengeschichte) st. stufenweise und Zwistigkeit, Remonstrationen st. Gegenvorstellungen, notorisch st. bekannt oder allgemein bekannt, risquant st. gewagt, principiell st. grundsätzlich, arrogant st. anmaßend, franco st. frei und frankiren st. frei machen, Factum und factisch st. Thatsache und thatsächlich, induciren st. verleiten, confisciren st. einziehen und tausend Aehnliches? Dem Ausländer sogar, der unsere Sprache lernt, fällt es auf und er tadelt uns, wenn er hört, wie wir uns amüsiren und uns ennuyiren, wie wir Chagrin und

Plaisir haben, da doch sich vergnügen und sich langweilen, Verdruß und Vergnügen haben das beste Deutsch seien.

Daß man in dem Bestreben und der Forderung, die Fremdwörter zu verbannen, auch schon zu weit ging und dadurch den Spott und eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung hervorrief, ist bekannt. Wollte nur Jeder für's erste da, wo wie bei Beispielen der angegebenen Art das deutsche Wort sich von selbst darbietet das fremde meiden, so wäre schon viel gewonnen; für die schwierigern Fälle könnte man jedesmal demjenigen folgen, der für einen schon herkömmlich gewordenen fremden einen glücklichen deutschen Ausdruck fände. Niemand sollte, obwohl es täglich geschieht, sagen dürfen: der specielle Fall st. der besondere, Niemand: Detail, detailliren, die sich ohne Mühe deutsch geben oder umschreiben lassen, Niemand: amalgamiren, obgleich es selbst jene unvergleichliche Goethe'sche Epistel entstellt; für Lectüre kann „das Lesen" oder „die Lesung" nie eine Schwierigkeit machen; objectiv darf aufgegeben werden, da selbst Hr. Zschiesche gegenständlich sagt. Statt Egoismus, Egoist, egoistisch sage man, wie u. a. auch Goethe thut, Selbstsucht, Selbstling, selbstisch. Statt „ein consequenter Mann" wird sich weniger gut sagen lassen: ein folgerichtiger Mann, aber Goethe sagt: ein Mann von Folge*); Consequenz dagegen kann stets durch Folgerichtigkeit gegeben werden. Ein origineller Mann wird wenigstens zuweilen durch ein eigenthümlicher Mann ersetzt werden können, Originalität schon öfter durch Ursprünglichkeit; für Mystification, mystificiren, welche sich durchaus nicht zum Deutschen schicken, haben wir die alten „Uz, uzen", welche hier in der Gegend noch im täglichen Gebrauch sind und um so eher in die Schriftsprache zurückkehren können. Auch Worte wie Indifferentismus sind unverträglich mit dem

*) Ueberhaupt sah Goethe ungern unnöthige fremde Wörter in seinen Schriften. Den 30. Juni 1813 schreibt er aus Töplitz an Riemer: „Bei meiner letzten Sendung habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich ist; wie wir auch schon früher gethan haben." Sollte dies nicht noch jetzt den Herausgebern der Goethe'schen Werke die Verpflichtung auferlegen und das Recht geben, unnöthige Fremdwörter in denselben zu tilgen? Denn nicht allen Goethe'schen Schriften ist in dieser Beziehung gleiche Sorgfalt zu Theil geworden.

deutschen Ausdruck. Bediente man sich statt dessen nur hartnäckig des fast nicht gebrauchten Kaltsinns, so würde man damit auch bald den jetzt mit dem Worte Indifferentismus verwachsenen Begriff verbinden. Warum soll man nicht sagen: Kaltsinn in religiösen Dingen oder religiöser Kaltsinn st. Indifferentismus in religiösen Dingen oder religiöser Indifferentismus? Oft läßt es sich auch durch Gleichgültigkeit geben; und sind zwei Ausdrücke für einen nicht ein Vorgug? Das lateinische „Interesse" wird sich nicht immer entbehren lassen, oft (z. B. in Privatinteresse) kann Vortheil an seine Stelle treten, bisweilen Antheil, z. B. etwas mit Antheil (st. mit Interesse) lesen, hören. „Privat" ist nicht mehr zu vertreiben, und Sondermann mag auch darum kein Glück gemacht haben, weil es an Sonderling erinnert.

Im Allgemeinen können und müssen wir gegen Wörter, welche aus dem Lateinischen gekommen sind, duldsamer sein, als gegen die aus den lebenden Sprachen, mit welchen wir, wie mit der französischen, in tägliche Berührung kommen. In Bezug auf sie heißt es (auch dies jedoch cum grano salis): **Principiis obsta!** Aus dem Lateinischen besitzen wir Wörter, bei welchen, wie bei Wein, welches Deutsche wie Gallier zugleich mit der Sache von den Römern empfingen, Niemand mehr an den fremden Ursprung denkt; und überall, wo dies der Fall ist, wird das Ankämpfen gegen den Gebrauch der Fremdwörter theils unnöthig, theils vergeblich sein.

Epigrammatisches.

(Aus dem Frankf. Konversationsblatt.)

Thrax.

Thrax der sah endlich ein,
Daß er gar nichts gewesen,
So lang' er Thrax wollt' sein;
Drum fing er an zu lesen
Und sog den Hegel ein.
Da ward er über Nacht —
Wer hätte das gedacht!
Ein großer Heg'lianer.
An sich ist er geblieben,
Was er von Anfang war:
Ein großer Narr und Prahler.
Doch für sich ist er worden
In diesem Wunderorden
Das, was er an sich war:
Ein Prahler und ein Narr.

Auf einen neuen Oberhirten in X.

Echt geistlich wird der Mann in Kirch' und Schul' regieren! —
Auch geistig? — Liebster Freund, dies wolle nicht urgiren.
Das edle Zepter ist dem Armen nicht bekannt;
Hält er statt seiner doch die Kratzbürst' in der Hand.

Für einen Verehrer und in der Weise des Cherubinischen Wandersmanns.

Ist erst das Kleine groß, ist erst das Große klein,
So wird des Kleinen Größ' bald unbestritten sein.

An einen Lichtfreund.

Ja du besiegst in der Rede sogar den gerenischen Nestor!
Wenn's ihm wie Honig nur floß, läuft dir's wie Wasser vom Maul.

Hr. Jucho und das Frankfurter Theater.

1) Aus dem Conversationsblatte vom 2. September 1848.

Unter der Aufschrift: „Die Decorationen des Frankfurter Theaters für fl. 30,000 zu kaufen“ bringt die Didaskalia von gestern einen Aufsatz von „Jucho“ vormals (auch jetzt wieder) „Dr. Jucho“, dem wir hiermit öffentlich und feierlich beizustimmen wünschen. Nach dem Grundsatz „Noth bricht Eisen“ will er auch das Theater durch Noth gehoben und dadurch, daß man es nicht unterstütze, „auf den Weg des Geistes und der Natur“ zurückgewiesen wissen. Außerdem theilt er uns mit, daß Shakespeare's Werke nicht nur „Jahrhunderte hindurch“, sondern auch ohne Decorationen aufgeführt worden, und daß Schiller's und Goethe's Schöpfungen aus höchst dürftigen Couliſſen auf die Bühne traten. Es ist also eine falsche, jetzt endlich durch Jucho berichtigte geschichtliche Angabe, daß Shakespeare's Werke, weil die Schauspielkunst seiner Zeit auf einer zu niedrigen Stufe stand, bald in Vergessenheit geriethen, und sich erst später, als dieselbe den Naturzustand überschritten hatte, auf der Bühne erhielten; es ist ebenso in Goethe's „Annalen“ eingeschmuggelt, was sie uns von seinen Bemühungen erzählen, den von Jucho mit Recht beklagten „Auswuchs der deutschen Kunst“ herbeizuführen. „Die wahre dramatische Kunst bedarf keiner Decorationen“, dies kann ein Goethe unmöglich verkannt, es kann also zur Zeit Goethe's auch kein Theaterdecorateur Mieding in Weimar gelebt und nur irgend ein unwissender, von der „wahren dramatischen Kunst“ nichts verstehender Barbar in Goethe's Werke die berühmten zu Mieding's Andenken gedichteten Verse eingeschwärzt haben. Eben so irrig haben demokratisch-gesinnte Männer sich auf das Beispiel der Republik Athen berufen, so oft man behaupten wollte, daß die Kunst bei der Demokratie keine so glanzvolle Unterstützung finde wie bei absoluten Monarchen, denn Jucho, „ein Republikaner von Geburt und Ueberzeugung“, sagt's und er muß es wissen: „für die Demokratie paßt auch in der Kunst

nur Einfachheit", und der Karren des Thespis hat zwar keinen Aeschylus und Sophokles hervorgerufen, aber dafür dem Volke von Athen auch um so weniger gekostet. Daß die Regierung in Paris, „wo das gemeine Wesen ebenfalls zur Zeit durch außerordentliche Ausgaben in Anspruch genommen wird", auch die „Luxusausgabe" für das Theater wieder für nöthig hält, gehört nicht hierher, denn Frankfurt hat sein Theater noch nicht geschlossen, um es nachher mit um so größern Kosten wieder zu eröffnen. Daß Frankfurt um der vielen hier weilenden Fremden willen etwas für sein Theater thun müsse, ist eine tadelnswerthe Behauptung, denn die Fremden thäten besser, ihr Geld zu Hause zu verzehren, und die Frankfurter werden in ihrer Lebensart zu solcher „Einfachheit" zurückkehren, daß sie in Zukunft bei wenig Bedürfnissen auch nur wenig zu verdienen brauchen. Ferner ist es bloß eine empfindsame Ansicht, der Staat müsse auch deshalb für das Theater etwas thun, weil so viele Familien vom Theater lebten; denn es haben schon viele einsichtsvolle Männer gesagt, es lebten heuer zu viel Menschen, es liegt also gar nicht im Interesse der Zeit, alle Menschen am Leben zu erhalten. Haben die Statisten nur das Talent und die künstlerische Ausbildung großer Schauspieler, deren überwiegenden Werth für die Bühne Jucho mit Kennerblick hervorhebt, so können sie nicht in Noth gerathen; fehlt es aber den Sängern und Schauspielern an „Talent und Ausbildung," so hindert sie ja niemand, sich auf Religion *) und Politik zu werfen und in die Nationalversammlung wählen zu lassen. Bekommen sie dann nur 5 fl. Diäten per Tag, so ist das eine so gute Gage, daß sie die Spielgelder leicht verschmerzen können. Ich stimme daher in die Schlußworte Jucho's ein: „Man überlasse es der Theaterdirection, sich einen andern Kaufliebhaber für ihre Decorationen zu suchen, die Stadt hat zu solchen Käufen kein Geld."

Frankfurt a. M., 31. August 1848.

---

*) Hr. J. war Mitglied des Frankfurter früher mit religiösen Dingen beschäftigten Montagskränzchens und ward mit Hülfe desselben Mitglied der Nationalversammlung, in welcher er sich zwar nicht als ein folgerichtiger, aber mehr und mehr als ein gemäßigten Mann betragen hat.

2) **Aus der Didaskalia vom 9. September 1848. (Nr. 246.)**

Hr. Jucho hat in diesen Blättern zwei Mal über die Theaterfrage das Wort ergriffen, zuletzt in Nr. 243. Ich will ohne weitere Einleitung nur mit zwei Worten angeben, worin mir das Betrübende in seinem zweiten Aufsatze zu bestehen scheint. Zuerst in einer zu unserer Zeit so wohlfeilen Verdächtigung der in diesem Augenblicke doch noch de jure wie de facto bestehenden Regierung Frankfurts, daß der von dieser gewollte „Kauf" der Decorationen eine „Unwahrheit" sei. Wer freilich, wie Hr. Jucho, die Decorationen für ein nur unwesentliches Erforderniß der Bühne hält, der kann auch nicht einsehen, daß die Stadt Frankfurt durch den Ankauf derselben nicht nur die gegenwärtige, sondern, da diese die Verpflichtung wird übernehmen müssen, dieselben in gutem und zeitgemäßem Stande zu erhalten, auch jede nachfolgende Direction „unterstütze", also thue, was für das Frankfurter Stadttheater von bleibendem Nutzen ist. Bei welchem billig und gerecht denkenden Manne kann es nun weiter Herrn Jucho empfehlen, daß er die bisherige Direction, mit welcher der Contract noch bis 1852 besteht und welche das Frankfurter Theater nicht nur mehrere Jahre ohne alle Unterstützung vom Staate geführt, sondern auch die neueste ungünstige Zeit auszuhalten gehabt hat, daß er nur diese von dem neuen Vortheil ausschließen und sie der Gelegenheit beraubt wissen will, den Schaden zu ersetzen, den sie im Interesse der Stadt Frankfurt erlitten hat. Und woraufhin will Hr. Jucho das? Weil die Theater-Direction „an ihrem gegenwärtigen Ruin vielleicht selbst nicht ohne Schuld sei." Und Herr Jucho scheut sich nicht, auf ein solches Vielleicht hin, also unter dem Bekenntniß der Unkenntniß des Gegenstandes, entschiedene Partei zu nehmen? Das richtet sich eben so von selbst, wie die Phrasen vom „freien Theater" u. dergl. m., welche doch schon anfangen, außer Cours zu kommen. Daß eine „freie Concurrenz", die er für eine neue Direction ausgeschrieben wissen will, eine Menge Bewerber herbeizöge, daß unter diesen solche sein würden, die sich und der Welt goldne Berge versprächen, ist nicht zu bezweifeln. Konnte man aber mit der bisherigen Direction im Allgemeinen zufrieden sein, hört man, daß Hrn. Meck eine neue tüchtige Kraft zur Seite tritt, so möchte es wohl besser sein, das sichere Gute bei-

zubehalten, als durch die Gefahren ungewisser Versuche hin nach dem unbestimmten Bessern zu jagen. So lange die Stadt Frankfurt kein größeres Theater baut, kann keine Direction hier auf große Einnahmen rechnen, und eine mäßige Unterstützung durch den Staat wird zu einer Forderung der Billigkeit und Nothwendigkeit. Was Hr. Jucho über den „Ruin aller deutschen Theater", also nicht bloß des hiesigen, sagt, über Ballets, Feuerwerke, zu hohe Gagen, zu kostbare Decorationen u. s. w., so kann für diesen „Auswuchs der Kunst" die hiesige Direction nicht verantwortlich gemacht werden, welche bekanntlich in dieser Beziehung den Anforderungen des Publikums nie genügen konnte und wollte.

Frankfurt, 7. September 1848.

Humoresken aus dem Philisterleben. Von Theodor v. Kobbe. Zwei Bände. Bremen. Verlag von Wilhelm Kaiser. 1841.

(Aus den Heidelberg. Jahrb. v. 1842 *).

Theodor von Kobbe in Oldenburg ist seit einer Reihe von Jahren als Schriftsteller thätig gewesen und hatte Einen Roman, viele Novellen, Gedichte, Gelegenheitsschriften mancherlei Art, herausgegeben, ohne diejenige Anerkennung und Ermunterung zu finden, welche einer so begabten Natur zu wünschen ist. Daran war er aber selbst nicht ohne Schuld, indem er sein bedeutendes Talent nicht ernstlich genug ausbildete und seine schriftstellerischen Arbeiten viel zu leicht nahm; und doch lag hierin bei ihm ein Widerspruch, da er nur aus innerem Drange schrieb, und ich überhaupt nicht leicht Jemanden gekannt habe, der mit einer so lebhaften Theilnahme an der Außenwelt eine energischere Innerlichkeit verbunden hätte. Ist dies doch auch die Bedingung zum wahren Dichter, der die Wirklichkeit mit seinen Idealen durchdringt, während die Ideale, getrennt von der Wirklichkeit, so krankhaft und unwahr werden, als die Wirklichkeit ohne Ideale unpoetisch ist und auch unwahr.

Ich möchte fast bedauern, daß die Natur Kobbe so allseitig ausgestattet, daß sie ihn als einen so geistig gebildeten und doch zugleich so auf's Aeußere gerichteten und die Außenwelt in sich aufzunehmen fähigen, mit einem Worte, als einen so fertigen Menschen und Dichter geschaffen hat. Denn wären seine Anlagen in irgend einer Hinsicht mangelhaft gewesen, hätte er durch eigne

---

*) Ich nehme diese Recension hier auf, theils weil der Grundsatz De mortuis nil nisi bene gegen einen so ausgezeichneten Mann wie der selige Kobbe († 1844) eine Ungerechtigkeit wäre, theils und besonders um öffentlich den Wunsch auszusprechen, daß eine Auswahl seiner Schriften, freilich mit strengster Kritik, veranstaltet werden möchte. Ich selbst wäre als mehrjähriger Bekannter Kobbe's nicht abgeneigt, die Herausgabe zu übernehmen, wenn ich darum angegangen würde.

Anstrengung etwas hinzuzuthun nöthig gehabt, so würde er auch ganz anders mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert, weit größern Werth darauf gelegt haben, als jetzt. Jetzt verdanken wir fast alles was er geschrieben hat mehr einem bloßen Hange zu den Gegenständen, als einer Bestrebung darum, und es ist leicht einzusehen, daß er so das nicht leistet, was man von ihm fordern kann.

Damit hängt zusammen, daß Kobbe eine stille Beschäftigung mit der Literatur und Wissenschaft, trotz hinlänglicher Vorbildung und bei der leichtesten Auffassung nicht sehr eigen ist, ihm also diejenige Bildung fehlt, welche nur aus Büchern und durch Fleiß gewonnen wird. Doch hilft er diesem Mangel durch den Umgang mit wissenschaftlich strebsamen Männern, den er liebt, nicht unglücklich ab, und wir treffen ihn noch in diesem Buche nicht nur an der Seite eines Oldenburger Gelehrten, des Herrn Adolf Stahr, sondern sehen ihn auch seine Theilnahme an der Hegel'schen Philosophie die in Oldenburg Herrn Stahr und Andern zu Freunden hat, mehrfach an den Tag legen.

Eine andere Seite bei Kobbe ist die herzliche. Er gibt sich selbst, im Leben wie in seinen Schriften, mit solcher Offenheit hin, und kann dies bei großem natürlichen Wohlwollen ungestraft thun, daß bei der Beurtheilung seiner Bücher auch diese Seite nicht unerwähnt bleiben kann.

Von allem, was er geschrieben hat, verdienen seine „Humoristischen Skizzen und Bilder", welche zu Anfange des vorigen Jahrzehnts in Bremen in zwei Bändchen bei zwei verschiedenen Verlegern *) erschienen sind, bei Weitem den Vorzug und gehören überhaupt zu dem Allervortrefflichsten, was die deutsche humoristische Literatur aufzuweisen hat. Hätte Kobbe in dieser Weise fortgefahren und so auch im Großen gearbeitet, so wäre er einer der ersten Dichter Deutschlands geworden. Er hat es aber vorgezogen, ein Journal „Humoristische Blätter" herauszugeben, worin er seine reiche Erfindungsgabe an Anekdoten- und Witzjägerei übt und sich mehr um die Gunst einer Schriftsteller-

*) Der eine Band bei Kaiser 1831, der andere, wenn ich nicht irre, bei Geisler 1833. Man muß freilich einige Stücke darin streichen, die dienen mußten, die Bändchen nicht gar zu klein ausfallen zu lassen.

gilde, als der Leser bewirbt. Doch wird er diesen Abweg hoffentlich bald verlassen; denn obschon jene Blätter von den ihm befreundeten Schriftstellern, nach dem Grundsatz der Gegenseitigkeit, bestens angepriesen werden, so vernehmen wir doch in dem vorliegenden Buche die Klage, daß sie Seitens des Publikums nur laue Theilnahme fänden. Macht Kobbe daher aus der Noth eine Tugend und folgt statt den Lockungen der Eitelkeit und dem Urtheile eigennütziger oder empfindsamer Freundschaft, seinem Genius, so wird er uns seine ganze Tugend offenbaren.

Mehrere seiner neuern Sachen (wie über Helgoland, Gräfenberg) kenne ich nicht; dagegen las ich vor etwa einem Jahre seine „Humoristischen Erinnerungen aus meinem academischen Leben", welche er selbst als leichten Wein bezeichnete, der schnell getrunken sein wolle; und so erschienen sie mir auch; eine ergötzliche Lectüre, ohne größern Werth, als auf den sie Anspruch machten.

Vielleicht urtheilt der Verf. über die vorliegende Schrift eben so bescheiden, wir halten sie aber für viel bedeutender und beachtenswerther. Sie behandelt nicht bloß Gegenstände, auf die der Dichter sich zurückerinnern mußte, sondern in denen er seit Jahren geistig wie äußerlich lebt, also das Beste, was ein begabter Mann von seiner Eigenthümlichkeit und Richtung geben kann.

Die vorliegende Schrift ist mit großer Lebendigkeit, geistreich, witzig, nicht selten mit Feinheit geschrieben. Der Verf. will zwar nichts geben, was er nicht erlebt hätte, aber gleichwohl verhält er sich den Gegenständen gegenüber schöpferisch, und wenn man sieht, wie unbedeutend diese Gegenstände oft sind, so muß man erstaunen, nicht nur, wie sie durch seine Gesellschaft gewinnen, sondern wie er durch die ihrige nicht verliert. Man vergleiche nur seinen Cäsarritt mit drei Tollen, Bd. I. Kap. 6, oder seinen Aufenthalt in dem kleinen Nordseebade Dangast (Kap. 2—4), wo er mit nicht größerm Personale, als der von ihm geschilderte Theaterdirector Klooß, Ergötzliches leistet u. a. m. Nicht zu oft trifft man auf ganz Unbedeutendes, wie z. B. I. S. 190 ff.

Allgemeinerer Punkte hätte ich mehrere in dem Werkchen tadelnd zu erwähnen. Ich will nur einige hervorheben. Erstlich sollte der Verf., je humoristischer er ist, desto weniger das Wort „Humor" so oft im Munde führen, und zweitens sollte er, bei einem unleugbar theilnehmenden Herzen, weder so viel von seinen

Verdiensten um andere Menschen reden, die ja reichlich durch die Verdienste Anderer (wenn auch nicht immer der nämlichen Personen) um uns aufgewogen werden, noch das apokryphisch-johanneische: „Kinder, liebet Euch unter einander" so viel wiederholen, denn es erweckt doch all' das schöne Reden immer nur den Verdacht eines Restes von Eigennutz und Lieblosigkeit, den man sich selbst verhehlen und vor Andern ableugnen will.

Tadeln muß ich auch die Art, wie der Verf. andrer Personen erwähnt. Zuerst Privatpersonen. Hier über seine vertrauten freundschaftlichen Verhältnisse und die Art wie er öffentlich davon redet ein Urtheil zu fällen, kommt mir nicht in den Sinn; die überschwänglichen Ausdrücke, in denen er von einzelnen hohen Personen spricht, sind höchstens unpassend; Lobsprüche, die er dem einen und andern Bekannten aus Artigkeit, wenn auch zugleich mit Ueberzeugung, ertheilt, kommen mir zum Theil vor, als ob ich Jemandem sagte: Herr N. N., ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind; wenn er aber einen in seiner Nähe lebenden Gegner in Privatangelegenheiten — ich denke also nicht etwa an einen ungünstigen Recensenten, der sich darüber nicht beklagen wird — in die Oeffentlichkeit bringt, so ist das unedel, denn es heißt den Gegner mit einer Waffe verletzen, welche dieser selbst nicht führt, gegen welche er sich also auch nicht vertheidigen kann.

Was die Schriftsteller betrifft, so ist der Verfasser gegen die ihm befreundeten Ein Enthusiasmus. „Geistreich" ist das geringste Epitheton, welches er ihnen beilegt. Den einen nennt er „groß", für den andern hält er die „Unsterblichkeit" bereit, und so hat er sich aus seinen schriftstellerischen Freunden mit halber Ueberzeugung einen Kreis von Männern zusammengesetzt, die ihm das Höchste in ihrer Art darstellen. Immermann nennt er den „großen J.", „den großen Mann", während er daneben auch des „bekannten" Tieck erwähnt. Gutzkow ist „geistreich", „scharfsinnig", „tüchtig", Duller „geistreich und edel" u. s. w.

Auch von Grabbe ist viel die Rede, das Beste aber, was Kobbe von diesem mittheilt, ist ein Brief Grabbe's an ihn, worin Grabbe mit einer Offenheit über sich und Andere urtheilt, welche beweist, daß sein innerer Mensch nicht versunken war, wie sein äußerer, oder wie der innere Mensch so Vieler, deren Aeußeres

so wohlanständig ist. Ohne Zweifel hätte Grabbe mit einem weniger zerrütteten Körper sich auch aus seiner wüsten Lebensweise und allem, was damit verbunden war, gerettet, denn sein Geist war der gesundeste und reichste, und sein Herz, so wirr es darin aussehen mochte, war brav. Der Mann ist mir lieber, als Alle, die über ihn den Stab brechen. Das thut Kobbe keineswegs, aber er thut Grabbe ebenso unrecht, indem er Immermann auf Kosten Grabbe's erhebt, als man Immermann unrecht that, indem man sein Benehmen gegen Grabbe tadelte, da es vielmehr uneigennützig und verdienstlich gewesen ist.

Hans von Held; ein preußisches Charakterbild. Von K. A. Varnhagen von Ense. Leipzig 1845.*)

Hr. Varnhagen von Ense würde diese Schrift richtiger betitelt haben: Mittheilungen aus den Papieren Hans von Held's, eines preußischen Charakters; denn in solchen Mittheilungen besteht ihr eigentlicher Werth und, offen gestanden, wünschten wir, daß der Hr. Verfasser durch Weglassung manches andern mehr Raum für jene übrig gelassen und uns reichlicher von den zur Sache gehörigen aus eigner Bekanntschaft mit Held wie aus mündlichen Quellen geschöpften Nachrichten über dessen Persönlichkeit und Leben mitgetheilt hätte. Denn um ein Charakterbild zu geben, hat er offenbar zu Vieles versäumt, was ihm dazu obgelegen hätte; nicht einmal das schwarze oder, nach Andern, rothe Buch, durch welches Held berühmt und auf lange unglücklich ward, hat er sich verschafft und den Leser mit seinem Inhalte bekannt gemacht, obgleich es sich öffentlichen Nachrichten zufolge in einigen Exemplaren auf der kön. Bibliothek zu Berlin befindet. Ferner hätte der Hr. Verfasser grade in dieser Schrift den Leser etwas vollständiger und gründlicher mit den Zuständen bekannt machen können, aus denen hervorgeht, daß der preußische Staat in sich morsch und hohl war, ehe die Katastrophe von Jena ihn über den Haufen warf. Hans von Held gehörte zu den Wenigen,

*) Diese kleine Beurtheilung wurde zwar nicht lange nach Erscheinen der Varnhagen'schen Schrift niedergeschrieben, blieb aber durch Zufall ungedruckt.

welche diese Zustände klar erkannt hatten, welche vorhersahen, was für Unheil daraus hervorgehen müsse, und mit edler Aufopferung des eignen Wohles zu einer Wiedergeburt beitragen wollten, die schon durch Menschen nicht mehr möglich und dem allmächtigen Schicksal selbst vorbehalten war.

Daß ein antiker, stoisch schroffer und unbeugsamer Charakter wie Held nicht durch Hrn. Varnhagen auf dessen schöngeistigen Standpunkte die richtige Würdigung erhalten könne, setzten wir fast voraus, aber nicht erwarteten wir, daß er über einen Mann, der handeln mußte, wie er handelte, weil er sein wollte, wie er war, gradezu sagen würde: „es habe ihm der ästhetische Hochsinn, der Geschmack gefehlt, er habe Goethe nicht geliebt.“ „Ihm fehlte“, heißt es weiter, „nicht Humor, nicht Witz, seine größte Stärke ist die Erbitterung, die Invective.“ Dies war es aber, was Hans von Held bedurfte, um zu wirken, wie er wirkte. — „Einige nicht mittheilbare Aufsätze“ (wir hätten wenigstens zu erfahren gewünscht, worauf sie sich bezogen und warum sie nicht mittheilbar waren) „haben in Erforschung und Darlegung sittlicher Zerrüttung die wärmsten Farben, in Schilderung der Persönlichkeiten die schärfsten Umrisse.“ Darin zeigte sich also Held's Gabe, die er versucht hatte zum Besten seines Vaterlandes zu gebrauchen.

Hieraus floß — und wenn nicht der ästhetische Hochsinn, so hätte doch gesundes Urtheil oder „der Geschmack, dessen Mangel tief in allen Lebensbeziehungen fühlbar wird“, den Verfasser dies erkennen lassen sollen — hieraus floß von selbst: „daß Held sogar die Bekenntnisse der Giftmischerin Buchholz den Wahlverwandtschaften von Goethe vorzog;“ denn in jenen zeigte sich die sittliche Fäulniß wirklicher Personen und Zustände, hier schildert die Dichtkunst die Folgen der Leidenschaft an edeln Menschen, welche sich entweder wieder aufraffen oder uns durch die Art ihres Untergangs versöhnen.

Den Diplomaten kann der berühmte Hr. Verfasser gegen's Ende auch nicht ganz verleugnen, indem er seinen Helden gewissermaßen entschuldigt, ein solcher Held gewesen zu sein. Wir hoffen nicht, daß er damit zugleich entschuldigen wolle, einen Mann geschildert zu haben, der wie Hans von Held gegen Könige

und Minister dieselbe offne und freie Sprache führte wie gegen Jedermann.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Hr. Varnhagen liebt es wie mehr talentvolle Männer den Charakter und das Gemüth eines Menschen auch aus Gesicht und Gestalt zu erklären. Es ist aber doch gar zu unterhaltend, daß er u. a. sagt: Held's krumme Nase habe seinen graden Charakter gezeigt. („In Held's etwas gebogener Nase war die Gradheit seines Charakters angedeutet.")

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Erster bis vierter Band. Frankfurt a. M. 1845—46.

(Neue Jen. Allgem. Lit.-Ztg. v. 1846.)

Es würde überflüssig sein, in einer gelehrten Zeitschrift mit der Anzeige des obigen Werkes eine Würdigung der allgemein anerkannten Verdienste zu verbinden, die sich der mit solcher Rüstigkeit fortwirkende Geheimerath Professor Schlosser zu Heidelberg als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber erworben hat. Es ist nur als ein gerechter Lohn für solche Verdienste zu betrachten, daß eine Zahl von Schülern seinen Grundsätzen und den Ergebnissen seiner Forschungen jetzt in den weitesten Kreisen Anerkennung verschaffen, und daß die hier anzuzeigende Zusammenschmelzung seiner vornehmsten geschichtlichen Werke in ein einziges, für möglichst Viele lesbares mit solchem Eifer unternommen, mit solchem Beifalle aufgenommen wurde.

Dieses Unternehmen kann keineswegs als ein Sprung in der Wirksamkeit des berühmten Verfassers betrachtet werden; schon die „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur", und die erste kleinere Ausgabe der Geschichte des 18. Jahrh. hatten den Kreis seiner Leser bedeutend erweitert. In beiden hatte er nicht nur den Stoff aus dem reichen Schatze seines Wissens höchst glücklich ausgewählt, sondern ihn auch so vortrefflich behandelt, daß ich beim Hinblicke auf solche Werke nicht zu erkennen vermag, wie man seine Sprache und

Darstellungsweise tadeln oder ihnen die der vorliegenden Weltgeschichte vorziehen könne. Von seiner neuesten umfassenden Geschichte des 18. Jahrh. glauben wir nicht, daß das große Publikum, in dessen Hände sie der Zahl der Auflagen nach gekommen sein muß, dieselbe durchaus zu würdigen vermöge, und Hr. S. scheint uns darin mehr, als wir gewünscht und erwartet hätten, auf einige Stichwörter jenes hohlen Liberalismus einzugehen *), für dessen Gegner er doch mit Recht gelten muß.

Höchst wahrscheinlich hat der Erfolg des zuletzt genannten Werks auch auf den Entschluß, sei es des Verlegers, sei es des Verf. oder beider zur Herausgabe dieser „populären Weltgeschichte" eingewirkt.

Inwiefern die Schlosser'schen Arbeiten zu einer „Weltgeschichte für's Volk" geeignet seien, inwiefern die letztere als solche uns mehr oder weniger gelungen scheine, darüber wollen wir, nachdem wir sie näher eingesehen, unsre Meinung offen aussprechen. Die Achtung vor dem Hrn. Verf. sowohl, als die Pflicht, welche wir hier erfüllen sollen, würde uns ohnedies verhindern, unsre Gedanken zurückzuhalten, und Rücksicht zu nehmen würde einem Manne wie Hr. S. gegenüber fast lächerlich sein.

Zuerst bemerken wir, daß Verf. und Verleger darin sehr glücklich gewesen sind, in Hrn. Dr. Kriegk einen Mann gefunden zu haben, der sich in der Bearbeitung ganz nach Hrn. S. Wünschen richtete, wenn wir auch glauben, daß die Sache nur gewonnen hätte, wenn die Ausführung ihm allein überlassen wäre.

Wie wenig Hr. S. selbst sich zu dem Tone herabzulassen verstehe, der für das ungelehrte, wenn auch zum Theil gebildete „Volk" paßt, das beweist schon die dem ersten Bande vorausgeschickte „Einleitende Vorrede des Verf. der Weltgeschichte."

Gewiß darf sich ein bedeutender Mann, wie Jedermann, auf seine Verdienste und auf die Lauterkeit seiner Absichten dann berufen, wenn man jene herabsetzen, diese verdächtigen will, und wir waren stets auf Hrn. S. Seite, so oft er unwürdige Gegner

---

*) Das hat sich mit jedem Bande jenes Werkes gesteigert, in dem letzten geht er sogar offen zur Fahne Rotteck's über; je mehr er dessen Publikum gefallen hatte, desto mehr scheint ihm dieses gefallen zu haben.

im Gefühle seiner Ueberlegenheit abfertigte. Aber wir finden es seiner eben so nicht würdig, daß er gleich im Eingange eines für das Volk bestimmten Buches von — „der so oft in eitelm Streben und Treiben befangenen unfreien Seele eines Gelehrten, der nach Ruhm rennt", spricht und darauf sagt: „F. A. Wolf, hochmüthig, eingebildet, wegwerfend wie er war, weil er sich als eines der größten Genies, nicht bloß Gelehrten, der Nation und und als wahrhaft großen Mann unter den Zwergen fühlte, hat dem Verfasser sogar von dem höchst unvollkommenen ersten Theil der Weltgeschichte, an dessen Stelle der Abriß getreten ist, mündlich bezeugt, daß er den Geist der Alten darin erkenne. Der eben so einfache und wahre, als gelehrte und geistreiche Gottfried Hermann in Leipzig hat seiner Zeit sich über den universalhistorischen Abriß sehr ausführlich in einem Schreiben erklärt. Diesen mehrere Briefbogen füllenden Aufsatz des großen Leipziger Philologen hat der Verfasser zwar nie zur Schau getragen (indessen schon einmal öffentlich davon geredet); er ist aber für ihn der süßeste Lohn seiner Studien gewesen, und unter den vielen Diplomen, die zu erhalten er die Ehre gehabt hatte, ist dieses das einzige, worauf er stolz ist, weil es aus einem edeln Herzen und einem großen Geiste floß."

Es braucht Niemandem zu gefallen, wenn wir Fehler und Schwächen, die jedem wie die Erbsünde ankleben, nur an Andern wahrnehmen. Alle Menschen, warum nicht auch alle Gelehrte, haben mit dem Hochmuth zu kämpfen, der in jedem Herzen steckt, und die schwache Eitelkeit ist demjenigen um so eher zu verzeihen, dem sie nicht in's Blut geht, der sie an seinem wahren Wesen nicht Theil haben läßt. Ein Mann wie Hr. S. hat gar nicht nöthig, sich darauf zu berufen, wie er in der fraglichen Vorrede thut, daß er nicht um des Beifalls, in dessen Gefolge ja der Ruhm auch nicht immer ist, sondern um des gemeinen Nutzens willen geschrieben und daß er nicht studirt habe, um Bücher zu machen; denn das versteht sich bei einem solchen Manne von selbst. Aber Urtheile wie das über Wolf scheinen uns an diesem Orte so unpassend, als durch den Zusammenhang ungerechtfertigt, denn wenn Wolf „sogar von dem höchst unvollkommenen ersten Theile der Weltgeschichte" bezeugte, daß er den Geist der Alten darin entdecke, so bewies er sich wenigstens nicht bei einer Ge-

legenheit hochmüthig und wegwerfend, wo er, nach Hrn. S. eignem Geständniß, sich dazu hätte versucht fühlen können. Wir hoffen also, daß dieser übertriebene Tadel gegen Wolf nicht mehr Grund haben möge, als das übertriebene Lob Grund hat, womit Hr. S. oft auch die unbedeutendsten seiner Schüler und Anhänger belegt.

Sonst gibt die „Einleitende Vorrede" auf befriedigende Weise den Plan an, nach welchem diese Weltgeschicht geschrieben wird, und wir können den Bedacht und Fleiß des Verf. und Bearbeiters nur loben. Aber wie vielen Lesern eine Schlosser'sche Allgemeine Weltgeschichte von mäßiger Bändezahl in möglichst populärer Form auch angenehm sein wird, wie sehr also das Unternehmen in dieser Beziehung für erwünscht gelten kann, so scheint mir doch eine solche für's Volk oder, nach den Ankündigungen der Verlagshandlung und also nach der Stärke der veranstalteten Auflage, für „Jedermann" bestimmte Arbeit kein so glücklicher Gedanke zu sein.

Man wird mir hierin gewiß gern beistimmen. Die vor uns liegenden Bände umfassen die Geschichte der alten Welt und geben, unter Benutzung der Weltgeschichte, wenn auch abgekürzt und zusammengezogen die universalhistorische Uebersicht im Wesentlichen und soviel als möglich wörtlich wieder. Wer nun die letztere kennt, wird mir zugeben müssen, daß sie mit ihren geistvollen Darlegungen z. B. der griechischen Cultur, Poesie, Philosophie und Geschichtsschreibung allenfalls für den unterrichteten Kaufmann, den studirten Geschäftsmann, aber vielleicht schon nicht für den Volksschullehrer, geschweige für das Volk und die Jugend, welche doch aus einer „Weltgeschichte für's Volk" ihre ersten Geschichtskenntnisse ziehen soll, zurecht gemacht werden könne. Dazu setzt sie viel zu viel voraus, und alles, was zur Ausfüllung dieser Lücke bei dem vorliegenden Werke wie unwillig eingeschaltet wird, ist für den Gebildeten störend und für den Ununterrichteten ungenügend. Dies tritt z. B. besonders auffallend in der Geschichte der Griechen hervor. Gewiß mußten in einer Weltgeschichte für's Volk die homerischen und herodotischen Geschichten in der bisher üblichen oder wo möglich in besserer Weise nacherzählt werden. Da dies aber nicht zum Tone und Inhalt der universalhistorischen Uebersicht paßt, so unterblieb es. Aber daß

es unterbleibt, ist natürlich nicht minder drückend für die Verfasser einer populären Weltgeschichte, sie sehen sich also genöthigt, und lassen sich herbei, gelegentlich zu sagen, daß die Cyklopen „eine Art Halbgötter“ gewesen, und einige homerische Helden mit ihren Schicksalen und die zwölf Arbeiten des Herkules und Aehnliches so trocken und so kurz als möglich herzuzählen. Obendrein sind diese Einschiebsel nicht ohne Unrichtigkeiten, wie wenn (gegen Iliade **II.** 673 u. 674) vom Telamonier Ajax gesagt wird, er sei nächst dem Achilles nicht nur der tapferste, sondern auch schönste Grieche vor Troja gewesen. Sogar die herodotische Erzählung von Solon und Krösus wird nicht nur unrichtig, sondern auch mangelhaft erzählt, obwohl sie unnöthigerweise zweimal vorkommt u. s. w.

Daß die Anekdote, welche Herodot so glücklich und fruchtbar zu gebrauchen weiß, und welche sowohl der Unterhaltung als Anschaulichkeit wegen in einer populären Geschichte nicht fehlen sollte, zu sehr verschmäht wird, liegt schon in dem oben Gesagten. Die Verfasser gehen aber noch weiter und lassen den Vortheil, welchen ihnen der häufigere Gebrauch derselben gewährt hätte, nicht nur unbenutzt, sondern vernichten ihn selbst durch ihre Kritik. „Man würde sich“, heißt es z. B. Bd. **III.** S. 371, „in Rücksicht der römischkarthagischen Verhältnisse sehr täuschen, wenn man bei der Beurtheilung Hannibal’s auf den angeblichen Römerhaß des Hauses Barkas Gewicht legen und eine Anekdote berücksichtigen wollte, nach welcher Hamilkar, als er nach Spanien ging und damals seinen neunjährigen Sohn mit sich nahm, diesen an einem Altare habe schwören lassen, daß er die Römer ewig hassen wolle. Was Hamilkar in Spanien vorbereitete und sein Sohn in Italien zur Ausführung brachte, ging nicht aus bloßer Leidenschaftlichkeit hervor, sondern aus einer wohlberechneten Politik, es war das Werk des Verstandes.“ War das Unternehmen Hannibal’s allerdings ein Werk des Verstandes, so war es darum nicht weniger auch ein Werk der Nothwendigkeit, in welcher sich Karthago und seine Großen Rom gegenüber befanden, und die Anekdote drückt gewiß vortrefflich aus, daß die Einsicht in diese Nothwendigkeit, d. h. in die Nothwendigkeit eines Kampfes mit Rom auf Tod und Leben, von dem unsterb-

lichen Helden der Kathager fast schon mit der Muttermilch eingesogen werden mußte.

Mit diesen wenigen Bemerkungen glaube ich hinreichend angedeutet zu haben, was nach meiner Ansicht, wenn sie nicht irrig ist, in den noch zu erwartenden Bänden eines Werkes zu vermeiden sein dürfte, welches, wenn es auch nicht mit seinem Verf. eine „populäre Weltgeschichte“ zu nennen ist, doch eines großen Publikums gewiß sein kann.

Weitere Ausstellungen, die zu Ausstellungen an der universalhistorischen Uebersicht selbst werden müßten, liegen nicht in meiner Absicht; werden doch die Kenner von dieser (der Uebersicht), wie von den mehrsten Arbeiten des berühmten Verf. mit uns denken: **Ubi plurima nitent, ego non paucis offendar maculis.**

Die französische Revolution und Lamartine's Geschichte der Girondisten.

Die deutsche classische Literatur in dem vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts zeichnete sich dadurch aus, daß sie aus dem Kerne des deutschen Geistes und Lebens geschöpft und eins damit war, daß sie aber den Bewegungen des Tages, so große und gewissenhafte Aufmerksamkeit sie ihnen schenkte, doch eben so sehr die Richtung gab, als solche von ihnen annahm.

Unstreitig war die berühmte Literatur Frankreichs, wie sie der Revolution von 1789 vorausging und vorarbeitete, nicht gleicher Art. Die bedeutendsten, die großen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ließen sich hier mehr als billig durch den Zeitgeist bestimmen und ihr Genie und ihre Leidenschaft theilten, unter Mitwirkung noch mancher Verhältnisse, dem Vergänglichen eine Kraft mit, durch welche dieses in der französischen Revolution zu geschichtlicher Unvergänglichkeit erhoben wurde.

Man ist daher wohl zu der Frage berechtigt, ob sich das neue Frankreich nicht besser und glücklicher entwickelt haben würde, wenn die Voltaire, d'Alembert und Diderot bei allen ihren Vorzügen weniger aufgestachelt und eingerissen, wenn die Rousseau mit ihren Idealen weniger den Boden der Wirklichkeit verlassen,

sondern die Zahl der wenigen, aber trefflichgesinnten Männer vermehrt hätte, welche, wie früher Fénélon, wie später Turgot und Malesherbes, jeder in seinem Kreise und innerhalb der gegebenen Zustände und Verhältnisse dem Fortschritte huldigten.

Also messen auch wir Männern wie den zuerst genannten eine moralische Mitschuld an der französischen Revolution bei, in welcher man keineswegs ein Ereigniß zu verehren hat, das aus der ganzen vorausgegangenen Entwicklung des Menschengeschlechtes hervorgegangen und zur Fortentwicklung desselben unumgänglich nöthig gewesen wäre.

Die französische Revolution war, wie sehr diese Behauptung auch den Schein gegen sich habe, mehr ein französisches, als europäisches oder Welt-Ereigniß; nur so ist sie zu betrachten, nur so sollen wir ihr Einfluß auf uns gestatten, und dieser wird bei der Bedeutung Frankreichs unter den Völkern Europas, bei der Wechselwirkung zwischen ihm und uns immer groß genug bleiben. Aber noch weiter zu gehen und an eine Revolution, in deren Namen die Franzosen ganz Europa mit Knechtschaft, jede Volksthümlichkeit und volksthümliche Bildung mit Nichtachtung bedrohten, allen politischen Fortschritt knüpfen, der vor und nach ihr gewonnen wurde, ist, glaube ich, weder richtig noch würdig.

Aber darum werde ich den Satz nicht streitig machen, daß ein so großartiges geschichtliches Ereigniß, nachdem es einmal als Glied in die Kette der übrigen eingetreten, auf jedes folgende mehr oder minder eingewirkt habe, und wenn man z. B. mit Recht behauptet, daß besonders England sich, aus sehr bekannten Ursachen und Gründen, von den Einflüssen der französischen Revolution unabhängig erhalten, so wollte man darum nicht zugleich sagen, daß es mit der Geschichte des übrigen Europa und also auch Frankreichs außer Zusammenhange geblieben sei, oder daß es durch seine Kämpfe mit der französischen Republik und dem französischen Kaiserreiche nicht mächtig erregt und vorwärts getrieben wäre. Eben so hat Deutschland, dessen große Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts ihre vor der französischen Revolution von 1789 eingeschlagene Richtung nach derselben selbstständig fortsetzte, eben so, sage ich, hat das politische Deutschland, wie Vieles es sich auch theils vortheilhaft, theils nachtheilig von Frankreich geschehen lassen mußte, sich doch am mehrsten aus sich

selbst entwickelt, und die Befreiungskriege sind nicht blos als eine Abschüttelung des napoleonischen Joches, sondern auch als eine volksthümliche Gegenwirkung gegen einen gewissen Geist und Einfluß der französischen Revolution zu betrachten.

In Frankreich selbst erscheint fast keine Geschichte der letztern, worin nicht bis zum Schluß der Constituante zugleich mit den Ereignissen die Möglichkeit besprochen würde, die Revolution in ihr Bette zurückzudämmen, und es hat noch heute, ungeachtet und zum Theil wegen der Revolution, nicht minder mühsam als wir Deutschen mit seiner politischen und gesellschafftlichen Entwickelung zu schaffen.

Es geschieht also nur zur richtigen Beurtheilung der französischen Revolution und um ihre so große Wirkung und Wichtigkeit nicht auch noch zu übertreiben, daß wir sie, weil sie sich ereignet hat, nicht zugleich für ein Ereigniß ansehen wollen, welches sich hätte ereignen müssen; während wir doch allerdings gewisse andere Ereignisse der Geschichte um ihrer Ursachen wie um ihrer Folgen willen als nothwendige zu betrachten haben. Fast alle die zahlreichen Geschichtschreiber der französischen Revolution sprechen daher auch weit weniger und weit weniger entschieden von dem Warum und Wozu derselben, als sie vielmehr ein Gemälde der merkwürdigen Art und Weise ihres Verlaufes entwerfen. Thiers z. B. schickt diesem Gemälde eine Einleitung von wenig Seiten voraus, Mignet gibt auch nicht viel, und die Art und Weise, wie Louis Blanc die Revolution in den ihr vorausgegangenen Jahrhunderten sich vorbereiten läßt, ist gesucht und parador.

Wie ganz anders verhielt es sich mit der Reformation des 16. Jahrhunderts! wie traten und treten in Deutschland selbst, geschweige in andern Ländern Europas, vor ihren großen und wohlthätigen Wirkungen die schrecklichen Verheerungen in den Hintergrund, welche sie in Ketzerverfolgungen, Kriegen und Bürgerkriegen nach sich zog!!

Wußten die Reformatoren auch nicht von vornherein, wohin und wie weit ihr Unternehmen sie führen würde, so kamen sie doch mit jedem Schritte in der Sache wie in der Erkenntniß weiter; der französischen Revolution dagegen bemächtigten sich sehr bald Unklarheit und Verwirrung, und eines der neuesten und ge-

lesensten französischen Werke, die Geschichte der Girondisten von Lamartine, zeigt, daß diese Verwirrung in den Begriffen noch fortbesteht. Wie ekel muß einem nicht hier, wo das Höchste und Gemeinste, das Edelste und Verworfenste, wo Ludwig 16. und Philippe Egalité, Mirabeau und Danton, Malesherbes und Robespierre oder Marat mit einerlei Antheil geschildert werden, wie ekel, sage ich, muß einem nicht selbst aus diesem Werke Lamartine's die Art entgegentreten, wie die Franzosen ihre Revolution vergöttern.

Es wird nicht unnütz und überflüssig sein, dies nur mit einigen Proben zu beweisen.

In der Republik des alten Rom hatte das Volk die Uebergriffe des Adels nie lange geduldet, in Athen besaß es die Alleinherrschaft und erwarb unsterblichen Ruhm, Frankreich dagegen erduldete in der Schreckenszeit und von der Pöbelregierung das Unmenschlichste. Gleichwohl und obschon, um das neueste Beispiel zu nennen, die demokratische Verfassung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika vor der französischen Revolution gegründet war, sagt Lamartine (**Histoire des Girondins**, Ausg. von Brockhaus und Avenarius, Thl. **I.** S. 20): „Wenn die Vorsehung" (welche ihm S. 19 gleichbedeutend ist mit dem Zufall: **Le hasard ou la Providence**) „wenn die Vorsehung will, daß eine Idee die Welt ergreife, so entzündet sich eine solche in der Seele eines Franzosen", (die französische Revolution also eine französische Erfindung!) und S. 14 bedeutet ihm die französische Revolution „das Höchste, was auf Erden erfolgen konnte: den Eintritt einer neuen Idee, der demokratischen, in die Menschheit." Diese Idee ist ihm ein „Ausfluß des Christenthums", oder vielmehr eine Vollendung und Vollziehung desselben. Das Christenthum, sagt er, hatte die drei Worte verkündigt (**proclamé**), welche zwei tausend Jahre später die französische Revolution wiederholte: Freiheit, Gleichheit, Verbrüderung. Es hatte den Gewaltigen dieser Erde (**aux puissances**) gesagt: Ich überlasse euch noch eine Weile die politische Welt und beschränke mich auf die moralische (**Je me confine dans le moral**). Fahret, wenn ihr könnt, die Völker zu knechten, zu schinden und zu schänden fort, während ich ihre Seelen frei mache. Es gehen vielleicht zwei Jahrtausende hin, bis ich die Geister erneuert habe; dann werde ich in die

Staatsverfassungen übergehen u. s. w. Diese so vorausgesagte Erneuerung der Gesellschaft sei mit der Revolution eingetreten, die Revolution indeß durch ein Jahrhundert scheinbar skeptischer, aber in Wahrheit gläubiger, Philosophie vorbereitet worden.

In dieser Weise geht es in der Schmeichelei gegen die große Nation fort; das Schmählichste und Gräulichste, was je in ihrer Geschichte vorkam, wird ihr in Ruhm und Geistesgröße verwandelt. Damit aber jeder Einzelne so herrlich erscheine wie das Ganze und sich so viel dünken könne, wie dieses, werden S. 284 die einzelnen Männer der Revolution eben so unterschiedslos vergöttert, wie die Nation im Ganzen. Die Hervorragendsten und Mittelmäßigsten, die Begabtesten und Beschränktesten, die Besten und Schlechtesten, Lamm und Wolf, alle sind sie Menschen **comme il faut.** „Die **Assemblée constituante** war die erhabenste Versammlung, welche je, nicht Frankreich, nein das Menschengeschlecht vertreten hat. Sie war in Wahrheit das neue ökumenische Concil der Vernunft und Philosophie. In ihr fanden sich Weise wie Bailly und Mounier, Denker wie Siéyes, Parteimänner (**des factieux**) wie Barnave, Staatsmänner wie Talleyrand, Zeitenmänner (**des hommes époques**) wie Mirabeau, Grundsatzmänner (**des hommes principes**) wie Robespierre, (den er S. 35 „den Luther der Politik" nennt) *). Die Assemblée widmete sich ihrer Aufgabe mit einer heiligen Wuth für das Gute u. s. w. Der Zorn des Volkes aber war nichts als seine Ungeduld gegen Widerstand, sein Wahnsinn nichts als seine Vernunft in der Leidenschaft. Selbst in seinen Wuthausbrüchen war es immer von einer Wahrheit getrieben. — — Darum ist die Revolution eine neue Aera für den menschlichen Geist und nicht bloß ein Ereigniß aus der Geschichte eines Volkes. Die Männer der constituirenden Versammlung waren nicht Franzosen, sie waren Allmänner (**des hommes universels**). Man verkennt und verkleinert sie, wenn

---

*) In einem der spätern Bände erhebt er den feigen und tückischen Robespierre zu dem eigentlichen und einzigen Staatsmann der Republik. Auch als dieser sich am 10. August wegen des ungewissen Ausganges des Kampfes verborgen gehalten hatte und nach der schändlichen Ermordung der Schweizer hervortrat, um die Früchte eines solchen Sieges zu erndten, nennt Hr. v. L. ihn **l'homme d'État de la crise et l'organisateur de la victoire.**

man in ihnen nur Priester, Aristokraten, Demagogen u. s. w. sieht. Sie waren und hielten sich für etwas Besseres, für Arbeiter Gottes, von ihm berufen, die gesellschaftliche Vernunft der Menschheit wiederherzustellen und Recht und Gerechtigkeit in aller Welt zu begründen. — — Auch war unter den heiligen Verkündern (les apôtres) der Revolution keiner, der nicht Friede sei mit den Völkern! gerufen hätte. — — Als der Krieg ausbrach (also eher nicht und dann doch schon sehr bald) war die Revolution entartet" u. s. w. Wenn je ein Prophet und Gesetzgeber sichtlich inspirirt gewesen sei, so habe ganz gewiß die Constituante zwei auf einander folgende Jahre der Inspiration gehabt. Ihr Werk, die Constitution von 1791, habe keinen andern Fehler, als das Königthum, (Tout était vrai dans son oeuvre exceptée la royauté), und nur deßhalb sei sie untergegangen; aber auch dieser Fehler sei aus einem Uebermaß von Tugend entsprungen. — — Die Nation habe gefühlt, welcher verhängnißvolle Zusammenhang zwischen dem Könige und der Gegenrevolution bestanden, sie habe dem Könige nicht vertrauen können, wie sehr sie ihn auch als Menschen verehrt. (Grade das Gegentheil fand statt, die guten Eigenschaften, welche Ludwig 16. als Mensch besaß, wurden während der Revolution verkannt). Die Constituante, (die sichtlich zwei Jahre lang inspirirte), habe mehr aus Philosophen als aus Staatsmännern bestanden; indem sie das Königthum nicht abschaffte, habe der König den Staat verrathen oder auf dem Schaffot endigen müssen. „Sagen wir, setzt Lamartine hinzu, kühn, worin die ferne Geschicht uns beistimmen wird: Es gab einen Augenblick für die Assemblée constituante, wo sie das Recht hatte, zwischen Monarchie und Republik zu wählen und die letztere zu erwählen. Aus Mangel an Entschlossenheit ermangelte sie der Weisheit; sie (die von Gott inspirirte) war blind und schwach, indem sie der Revolution nicht als deren natürliches Werkzeug die Republik gewährte." Daraus seien alle Schrecken der erstern hervorgegangen. „Die Revolution ging nicht unter, weil sie zu viel gewollt, sondern weil sie zu wenig gewagt hatte." Als wenn sie nicht unter dem Convente gewagt hätte, was sich nur wagen ließ!

Es ist so merkwürdig als beklagenswerth, wie seit 1830 auch die bedeutendsten Männer Frankreichs grade dann am Tiefsten

sanken, wenn man angefangen hatte, Verdienstliches von ihnen zu hoffen. So zeigte sich Thiers als den charakterlosesten Staatsmann, nachdem er sich durch wahrhaftes Talent und Beharrlichkeit dem widerstrebenden schlauen Louis Philippe zum Conseilspräsidenten aufgedrungen hatte, so muß jetzt Hr. von Lamartine die Erwartung aller getäuscht haben, welche aus seinem mehrjährigen Verhalten in der Deputirtenkammer auf Unabhängigkeit des Charakters statt auf Eitelkeit geschlossen hatten. Mußte er sich doch in der vielbändigen schalen Girondistengeschichte seiner eignen bessern Bildung entschlagen, um durch glänzenden Unsinn und handgreifliche Unwahrheiten die Gunst des Eugène Sue'schen Publikums zu erobern.

Die Lehre, welche unsre Väter nicht kannten, ist leider aber auch längst zu uns gedrungen: daß Wahrheit, Genie, Talent und wahrscheinlich auch Charakter, welchen man sich selbst ersparen will, hinfort nur bei den Massen zu finden sei; sie wurde vom jungen Deutschland ausgebeutet, ihr wird vom Radicalismus gehuldigt und sie hat jetzt auch solche Männer unter uns ergriffen, die früher auf einer höhern Warte zu stehen schienen. Wer damals Lessing nachzueifern glaubte, schöpft heute seine Begeisterung aus den Regungen der Menge. Als Lessing lebte, war die Theilnahme des Volkes an den wichtigen Fragen der Zeit nicht minder stark und lebhaft als jetzt, der Deismus z. B., dem Lessing so wenig huldigte, daß er sogar gleich nach seinem Tode des Pantheismus verdächtigt werden konnte, hatte so viele und so leidenschaftliche Anhänger, als jetzt der vulgäre Rationalismus, Lessing aber geizte so wenig nach ihrem Beifall, daß er in Hamburg nicht nur mit Alberti, sondern auch mit seinem spätern Gegner Goeze umging und, als er 1768 Deutschland verlassen und nach Italien gehen wollte, sagen konnte und mußte: Er lasse höchstens ein halbes Dutzend Freunde in Deutschland zurück. Ich will nur andeuten, wie sehr dies anders geworden und wie sehr unsre heutigen Lessinge keine Lessinge, sondern bei allen Vorzügen doch nur einseitige Parteimänner (dies Wort so günstig gedeutet als das Lamartine'sche factieux) sind. Nicht der Werth eines Buches gilt mehr, nicht der Beifall der Bessern entscheidet mehr, sondern wie bei den Franzosen der — Erfolg (le succès)

und höchstens, daß wir bei diesen noch verachten, was bei uns selbst schon Praxis wird.

(Anm. Diese 1847 geschriebene Kritik wurde in Bülau's Jahrb. abgedruckt und erscheint hier vermehrt durch einige auf Deutschland bezügliche Zusätze, mit denen ich sie zuerst an eine angesehene politische Ztg. geschickt hatte, ohne Aufnahme dafür zu finden.)

Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe. Von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, 1848.

(Aus Bülau's Jahrbüchern.)

Diese im Sinne der äußersten Linken geschriebene Schrift kann aufrichtigen Demokraten großes Schrecken, unaufrichtigen Reactionären große Freude erregen, und die letztern werden bei ihrem Anblicke vielleicht ausrufen: „Gott Lob, wir sind gerettet, die Ereignisse geben der Phrase Raum, und Gutzkow's feiner Tact hat herausgefühlt, daß das große Publikum bereits geistreich unterhalten sein will!“ Können wir für unsre Person nicht gleiches Wohlgefallen an dem Buche finden, wie die, denen er es bestimmt hat, so ist das nur unsere Schuld, der wir aus angeborner Verkehrtheit abgesagte Feinde alles Geistreichen, oder, um uns des von Theodor Mundt erfundenen Wortes zu bedienen, alles „Geistreichigen“ sind. Wir haben aber Selbsterkenntniß genug, unsere Mängel einzusehen, und machen es uns daher zur Strafe und Pflicht, das Gutzkow'sche Buch sowohl zu lesen, als es seinem Publikum anzuzeigen; denn empfehlen wird es sich diesem von selbst. Hat doch Hrn. Gutzkow stets das Talent ausgezeichnet, Vielen Alles und dem Publikum immer auf den Fersen zu sein: hatte das Frankfurter Journal die Jesuiten auf's Korn genommen, so schrieb er das Urbild des Tartüffe; kämpfte jenes für die Lichtfreunde, so trat er mit Uriel Acosta hervor, welcher sich durch „Plato“ und eine „Philosophie“ auszeichnete, die in dem Stücke nicht angegeben zu werden brauchte, weil sie die des großen Publikums war, sich also von selbst verstand. Hat doch die „junge Literatur“ den Grundsatz aristokratischer Schriftsteller, das Volk dadurch zu heben, daß sie es zu sich erhöben,

mit Recht und aus triftigen Gründen verwerflich gefunden, und ist es doch auch noch weit besser, daß sie sich zum Publikum herabläßt, als daß sie dasselbe zu sich herabzöge.

Um von hier zu der vorliegenden Schrift ohne Umschweif überzugehen, so ist es sogleich ein glücklicher und zeitgemäßer Gedanke, daß der geistreichige Verfasser unter der Maske eines Mannes auftritt, der seine Kenntnisse und Eingebungen allein aus flüchtigem Zeitungslesen schöpfte, denn dies ist ganz die Art seines Publikums. Er hat daher sehr sinnig sich auch die gewöhnlichsten Zeitungsirrthümer angeeignet, da deren Berichtigung sein Publikum nur verwirren würde. So weiß er ohne Zweifel, daß Cavaignac einen Bruder hatte, der Mitarbeiter am National war; dem Publikum ist es aber bequemer, wenn es nur einen Cavaignac im Gedächtniß zu behalten braucht, und Gutzkow schreibt daher mit Recht und in gutem Deutsch: „Aber auch die Republik kann sich nur halten, wenn Cavaignac so gut das Schwert führen zu können beweist, wie er in der Kammer sprechen kann und früher im National schreiben.“

Hieran knüpft sich eine weitere löbliche Seite des Buches und seines Verfassers. Ein eitler Schriftsteller würde sich alle ersinnliche Mühe gegeben haben, neue Gesichtspunkte aufzustellen, und ein ehrgeiziger hätte gar kein Buch geschrieben, wenn er nichts Neues zu sagen gewußt; aber ein gesinnungstüchtiger wiederholt lieber das hundertmal Gesagte, als daß er von den demokratischen Stichwörtern, so lange sie noch populär sind, das geringste aufgäbe. Wir erfahren daher, um nur einige Beispiele anzuführen, aus diesem Buch die von den Dächern gepredigte Wahrheit, daß man dem deutschen Reiche in einer „bürgerlichen Präsidentschaft“ eine republikanische Spitze hätte geben sollen, daß die Wahl eines unverantwortlichen und fürstlichen Reichsverwesers ein Unglück und ein Mißgriff war, und daß er je eher je lieber abdanken solle. Gutzkow beklagt, daß „Gagern sich mit der bedenklichen Aufgabe des Präsidentenstuhls begnügte und die Geschicke der Nation aus der Hand gab“, er sagt: „die Art, wie die Reichsminister das Frankfurter Attentat ausbeuten wollten, werde jedem Vaterlandsfreunde verdächtig erscheinen müssen“, und er prophezeit der Centralgewalt das Schicksal des Bundestages, „und das bald“; er verlangt „Staatsmänner der fried-

lichen Revolution, welche das Bewußtsein der Bürgerwehr gestärkt" und durch diese „die Anarchie zermalmt" haben würden. Was das Frankfurter Parlament betrifft, so hofft er: „die neuen Wahlen für dasselbe werden bewußter und besser ausfallen, als im Frühjahr . . . Mißbrauche (aber) die provisorische Reichsgewalt die mittelmäßige und gesinnungslose Zusammensetzung desselben zu immer weitergehendem Rückschritt . . . so müsse das deutsche Volk das Mandat des Parlaments für erloschen erklären, die Abgeordneten zurückberufen und jenem heillosen Verrath die gesetzlich scheinende Anlehnung nehmen." Zugleich fordert er die Linke bei ihrer „Ehre" auf: „daß sie auf ihre Stimmen verzichte oder auf die Plätze zurückkehre, wo ihre Wirksamkeit nothwendiger sei, als da, wo sie nur noch reden, nicht handeln könne." Er behauptet sogar: „die Deputirten, welche in Frankfurt nichts wirkten, hätten kein Recht, sich in Frankfurt anzusiedeln, Zeitungen dort herauszugeben", und wir erlauben uns nur über diese eine Bemerkung um so eher unsere Verwunderung auszusprechen, als Hr. G. sich schon zur Zeit des Polizeistaates in Frankfurt ansiedeln und hier Zeitschriften herausgeben durfte.

Daß er sich gegen den Malmöer Waffenstillstand erklärt, sich der Polen annimmt, versteht sich von einem so entschieden der Linken angehörenden und für ein „neues souveränes Parlament zu Nürnberg" schwärmenden zukünftigen Abgeordneten von selbst. Sehr geistreichig sagt er: „Polen schien uns das nächste Anrecht zu haben, vom Sturze Louis Philipp's, Metternich's und des alten Bundestages die ersten Vortheile zu genießen. Die Gewalthaber sind gestürzt und es entstehen neue! Ein Volk, das nicht nöthig hat, mit seiner Bürgerzahl zu geizen, wird genau und rechnet. Es ist gewiß wahr, man sieht es hier, Reichthum gerade erzeugt den Geiz."

Obgleich er nun die in Polen wohnenden Deutschen aufgegeben wissen will, so versteht er doch besser als die Frankfurter Linke die Mehrheit der Reichsversammlung zu entwaffnen, denn er gibt ihr alles zu, was sie verlangt hat: daß die Festung Posen den Preußen „verbleibe" und zwischen Polen und Deutschen eine „billig entworfene Demarcationslinie" gezogen werde. Es geht ihm also wie einem am 18. Sept. ergriffenen Barrikadenkämpfer, der die Parole nicht verstanden hatte und gefragt,

weßhalb er zu den Waffen gegriffen, mit Heftigkeit den Waffenstillstand verlangte.

Oben stellte ich den Hrn. Verfasser als Gegensatz zu eiteln Schriftstellern auf und er treibt die Bescheidenheit so weit, daß seine eigne Person in dem ganzen Werke nur ein einziges Mal auftritt. Hierin gleicht er den großen Alten, von denen er auch einen Spruch anführt, den man bisher noch nicht von ihnen gekannt hatte. „Krieg" (bemerkt er nämlich S. 212) „ist der Vater aller Dinge, sagten die Alten, und" (setzt er geistreich hinzu) „wir Neuen sagen ganz dasselbe, wenn wir lehren: der Friede ist die Mutter", nämlich aller Dinge. Aber diese die Alten anführende und ihnen zugleich durch die „Neuen" die Stange haltende Stelle lenkt mich von meinem Wege ab. Während der Berliner Märztage war Hr. Gutzkow in seiner Vaterstadt Berlin. „In den Stunden am Sonntag (19. März) von 11 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags gab es in Preußen keine Regierung und jede Gestaltung war möglich"; Graf Schwerin ward Minister und „ging sinnend und grübelnd"; Fürst Lichnowski sprach was die Leute nicht verstanden, obwohl Gutzkow „hinzufügen kann, es gefiel ihnen ganz wohl." Aber „das Einzige, was in diesem kritischen Augenblicke die Gemüther beruhigen und vom Nächsten ablenken konnte, war ein neuer Gedanke, eine vom Sonnabend noch übrig gebliebene neue Schöpfung. Als solche drängte sich (mir) die Volksbewaffnung auf. Ob meine Aufforderung, wegen Errichtung einer solchen, an den König gelangte, weiß ich nicht; Minutoli versicherte, daß man zu dieser Concession sich nicht entschließen könne. — — „„Was denken Sie sich unter einer Volksbewaffnung?"" fragte Graf Arnim mit einem kalten und spitzen Polizeiblick seine Umgebung fixirend. — — Wir haben jetzt nur Eins nöthig, die Menschen hier vom Schloß wegzubringen! Können Sie das? Das ist das größte Verdienst, was sich Einer hier jetzt erwerben kann."" Man sieht, der alte Polizeistandpunkt! Das ist nur möglich, erlaubte ich mir zu erwiedern, durch eine neue Idee, die Sie schaffen, die Volksbewaffnung." Dieses, Ich hab's gefunden, fand die Anerkennung Lichnowski's. „Der Fürst vom Ehrenwort", wie Hr. G. ihn mit geistreichigem Spotte nennt, sagte diesem: „Reden Sie von der Volksbewaffnung.

Das ist etwas, was packt, und sie kommt auch." Hierauf fährt Gutzkow fort: „Das that ich denn. Dieser für Preußen neue Begriff wurde mit Jubel begrüßt, alle schmerzlichen Empfindungen über das Verlorene, alle freudigen über das Errungene einigten sich in dem Gedanken an die gesetzmäßige Oeffnung des Zeughauses und den eignen Schutz des Bürgers. Bald darauf hatte Graf Arnim — die Staatsmänner machten damals" (wie unter solchen Lehrern natürlich) „im Denken Fortschritte — die Möglichkeit dieses Institutes begriffen. Der König verkündigte es selbst." Aber leider wurde es nicht dem preußischen Columbus überlassen, seine Erfindung auch in's Leben einzuführen und nur daher stellte sich der Ruhm, „an der Wiege und Taufe der preußischen Bürgerwehr gestanden zu haben, in der Folge als bedenklich heraus." Zwar hat die Geschichte gelehrt, daß alle Staatskunst so lange an den Leidenschaften der Menge scheitert, bis diese ausgegohren haben; Mirabeau's Genie kämpfte vergeblich gegen solche Naturnothwendigkeit, und Napoleon würde nicht durchgedrungen sein, wenn bei seinem Auftreten die Franzosen der Revolution nicht überdrüssig gewesen wären. Daß Camphausen dies wußte, daß er nur aus Pflichtgefühl und ohne die Lustigkeit eines Literaten, das Ministerium übernahm, macht Hr. G. ihm zum Vorwurf. „Camphausen ging an sein Ministerium wie an einen Marterblock. Da war keine frische, freie Begeisterung u. s. w." So mußte auch Gutzkow's Bürgerwehr gleich nach der Geburt verkümmern. In geistreichem Schmerz klagt er: „Die Bürgerwehr, der man Feste der Freiheit hätte veranstalten sollen, damit sie sich in ihrer wahren Bedeutung fühlte, wurde sogleich zum Polizeidienst verwandt." „Ein Staatsmann der friedlichen Revolution" hätte der Revolution ihren Verlauf gelassen, er „hätte das Bewußtsein der Bürgerwehr gestärkt, durch Feste erhoben, durch Embleme und Symbole auf den Stolz hingeführt, Wächter der Erinnerung an die Tage des März zu sein." Der Minister hatte also Unrecht, der Bürgerwehr sogleich einen vernünftigen Zweck und Beruf zu geben und zu wollen, daß sie sofort ihren Stolz darin fände, daß die Bürger selbst die Wächter der Ordnung unter den Bürgern wären.

Daß ein so praktischer Staatsmann, wie Hr. Gutzkow gewesen sein würde, auch eine Theorie der Staatskunst haben

werde, versteht sich von selbst. Er hat sie mit wenig Worten angegeben, sie ist für jeden, der den Rousseau noch nicht kennt, so neu als genial, und wie alle echte Theorie dem, was wir alle erlebten, entlehnt: „In der That ist das gemeinschaftliche Kennzeichen alles dessen, was wir so besorglich und so erhebend zugleich erlebten, das Streben nach einem Naturzustande der Völker, und ich kenne keine andere Politik, die im Stande sein wird, die Stürme zu beschwören, diese Wogen in ein geordnetes Bett zu lenken, als die Politik dieses geläuterten und durch die Nationalität bestimmten menschlichen Naturzustandes."

Zum Schluß können wir uns das Vergnügen nicht versagen, dem Leser, bevor er selbst an die interessante Schrift geht, noch den Mitgenuß einzelner geistreichiger Bemerkungen darin zu verschaffen. In Oberitalien möchte Hr. G. am liebsten eine Republik sehen. „Zu einer Republik fänden sich an wenig Punkten Europas so die günstigen Grundbedingungen" (S. 19). Soll der Italiener aber einmal unter fremder Botmäßigkeit stehen, so zieht er die Franzosen den Oesterreichern für sie vor. Denn „der Italiener (bei dem sich wie an wenig Punkten Europas die Grundbedingungen zu einer Republik finden) sei einem verzognen, aber von Natur guten Kinde zu vergleichen. Mit etwas Freiheit fühle er (der republikanisch gesinnte Italiener) sich wohl am Gängelband. Der Italiener, unvermögend, (trotz seiner Reife zur Republik) aus sich selbst eine große politische Bedeutsamkeit hinzustellen, theile gern einen fremden Ruhm, eine fremde Größe. Er würde sich selbst dem Despotismus einer französischen Proconsularregierung (die er bekanntlich noch niemals geschmeckt hat) unterwerfen, wenn er nur dadurch Theil bekäme an dem, was er am Franzosen liebe und bewundere." Trotzdem heißt es S. 21: „Die Nothwendigkeit, daß Oberitalien bei Oesterreich bleibe, lasse sich nur dann einsehen, wenn Frankreich daraus eine französische Provinz machen wollte." Unter Proconsularregierungen, deren Despotismus sich der Italiener gefallen lassen würde, sind also nicht länger Regierungen über eroberte Provinzen zu verstehen.

S. 26: „Jahn und Arndt, das sind fossile Antiquitäten, die man belächelt und von dem gereiften politischen Verstande der Deutschen mit Betrübniß in's Parlament geschickt sah." S. 27: „Hr. v. Radowitz verdankt seine politische Bildung dem strate-

gischen Unterricht, den er als Offizier genoß.“ S. 49: „Man kann kaum in der öffentlichen Meinung Europas unbedeutender dastehen, als der Deutsche, den man in Frankreich plump, in England albern, in Italien geschmacklos, in Rußland dumm, ja sogar in der stammverwandten Schweiz unausstehlich findet.“ S. 53: „Was im März möglich war, läßt sich im October nicht sogleich nachholen. Der Augenblick ist vorüber gegangen, aber er wird wiederkommen.“ S. 102: „O Vaterland, erkenne dein wahres Wohl! Staatsmänner, „„greift kühner zu““ als nach dem schützenden Deckschatten der Fürstlichkeit. Vollendet die Revolution von 1848.“ S. 117: „Friedrich der Große, der das Glück der preußischen Monarchie entschied, hat auch ihr Unglück begründet.“ —

Dem Fürsten Lichnowski und seinem Tode ist eine lange Anmerkung gewidmet. „Die Abscheulichkeit dieses Mordes werde Jeden empören — — Wohl aber gebe es Persönlichkeiten (wie der General von Auerswald?) die sich es selbst zuschreiben müssen, wenn sie einmal einem Conflicte mit den Leidenschaften des Volkes erliegen;“ die Scheußlichkeit dieses Mordes fällt also nur auf den Zufall, nicht auf bestimmte Personen! Lichnowski war nach G. ein „politischer Intrigant“; gleichwohl „bewies er, was andere durch Heuchelei zu bemänteln verstehen, offen und frei die Unverbesserlichkeit einer ganzen Kaste;“ welcher Kaste, sagt G. nicht; vielleicht meint er eine gewisse Literatenkaste, da Lichnowski auch Schriftsteller war. Oder würden hierzu nicht die „Antecedentien“ und „das geringe moralische Gewicht“ passen, welche G. dem „völlig diesseitigen“ Fürsten zum Vorwurf macht? Vielleicht geht auf Schriftsteller dieser Art, welche Hr. G. sehr treffend „unzuverlässige und in ihren Antecedentien unmögliche Persönlichkeiten“ nennt, und die nach ihm moralisch so leicht wiegen sollen, auch folgender weithin treffende Ausspruch auf S. 50: „Der Materialismus, vom feinsten Grade herab bis zum plumpsten, habe nie eine politische Meinung gehabt, und wenn er eine habe, so gelte sie nicht.“

III.

Politisches.

Die Oldenburgische Verfassung und Professor Hinrichs in Halle.

(Aus Nr. 251 der Allgem. Zeitg. von 1846. *)

Professor Hinrichs, über dessen „Tiefsinn" einst Graf Platen spottete, verdankte der Hegel'schen Philosophie damals seine Erhebung zum Professor, als Hegel's Einfluß im Werden und noch Mangel an Hegelianern war, der bald in Ueberfluß überging. Wir erinnern uns noch sehr gut, als er in Halle zu Ende der zwanziger Jahre seinen Lehrer und Meister selbst an Dunkelheit übertraf und seine schwere Weisheit vor einer kleinen Schülerzahl vortrug. Genoß er doch die Gunst des damaligen Cultusministers wie andere des jetzigen, und brauchte sich daher so wenig wie diese um Popularität zu bemühen. Gegen niemanden pflegte seine Polemik schonungsloser zu sein, als gegen den klaren Kant, der nicht wie Hegel verschmäht hatte neben seiner Philosophie auch für's Volk zu schreiben. Als die Hegel'sche Philosophie fiel wie sie gestiegen war — durch äußern Einfluß, war es daher nur zu natürlich, daß auch Hinrichs etwas aus dem Gleichgewichte kam. Er warf sich als Lehrer wie als Schriftsteller der früher geringgeschätzten Popularität und Verständlichkeit jetzt jählings in die Arme, und wenn hierbei auch seine Ueberzeugung und Pietät zu ehren sind, so rächt sich doch sein früheres Verhalten dadurch, daß er jetzt als ein Neuling erscheint und ungeachtet seiner langen wissenschaftlichen Laufbahn, ungeachtet seines vielen und tiefen Nachdenkens seinen Liberalismus nicht anders, nicht erfahrner betreibt als der neugebackenste Literat. Die Vorrede zu dem vorliegenden für das große Publikum und zunächst für den schlichten Bürger und Landmann des Großher-

*) „Von der Weser" datirt, damit meine Landsleute, die erst seit 1848 Politiker geworden sind, nicht auf einen Oldenburger als Verfasser riethen, und es dann unbeachtet ließen.

zogthums Oldenburg bestimmten Schriftchen *) ist z. B. nicht nur ohne irgend einen verständigen Inhalt, sondern auch noch voll Hegel'scher Terminologie. Er, der einst in verba magistri schwor, bekämpft darin Hegel's ironischen Ausspruch: „Heutzutage komme einer schlecht an, der gegen das Volk etwas sage. Das Volk sei vortrefflich der Intelligenz nach, verstehe alles und habe nur vortreffliche Absichten. Gegen Fürsten, Regierungen, Minister verstehe es sich von selbst, daß sie nichts verstehen, nur das Schlechte wollen und vollbringen.“ Und doch wird was Hegel hier sagen will nicht nur immer ebenso wahr bleiben, als sein Gegentheil, sondern es findet auch auf die vorliegende Schrift vollkommen seine Anwendung. Alle diese Actenstücke, Auszüge und Thatsachen, welche Hr. Hinrichs über die Oldenburgische Verfassungsfrage mittheilt und auf einer Reise in seine Heimath gesammelt hat, zeigen, daß das Verlangen der Oldenburger nach einer Verfassung im Allgemeinen nicht stärker, ja kaum so stark war, als der Wunsch der Regierung eine solche zu geben. Dies darf um so eher behauptet werden, als die Oldenburger der Persönlichkeit ihres Großherzogs, wie das selbst Hinrichs bemerklich macht, vollkommene Preßfreiheit für innere Angelegenheiten verdanken und dennoch seit etwa vierzehn Jahren kein Wort über ihre Verfassungsangelegenheit bekannt gemacht haben, was für jeden Deutschen um so betrübender sein muß, als der gegenwärtige edle Fürst bald nach seinem Regierungsantritt öffentlich und unaufgefordert erklärte, die schon von seinem Vater versprochene landständische Verfassung geben und vorbereiten zu wollen. Er sagte in einer Proclamation vom 5. October 1830: „Zuversichtlich dürfen wir erwarten, daß unsere getreuen Unterthanen das Vertrauen zu uns hegen, daß wir alles was durch die Bundesverfassung zugesichert ist auch gewissenhaft erfüllen werden“, indem er zugleich bemerklich machte: „daß gründliche Verbesserungen und wahrhaft wohlthätige Einrichtungen nicht in Zeiten der Aufregung und Unruhe gedeihen können, sondern mit Bedacht und

*) Der Oldenburgische Verfassungsstreit nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Ein Beitrag zur Erörterung des deutschen Verfassungswesens seit dem Befreiungskriege bis auf unsere Tage Von Professor Hinrichs in Halle. Sudenburg-Magdeburg, bei Koch 1846.

Muße überlegt und eingeleitet sein wollen.“ Und zum Beweise, daß es ihm mit diesen Worten Ernst war, wurde „nach vorgängiger Vernehmung sachkundiger, aus jedem Kirchspiel des Landes einberufener Männer“ zu Ende des Jahres 1831 dem Herzogthum Oldenburg und der Erbherrschaft Jever eine neue den veränderten Verhältnissen angepaßte Gemeindeordnung gegeben, welche, wenn Hinrichs dies auch leugnet, nach dem Geständniß freisinniger Oldenburger und Jeverländer selbst als ein Fortschritt zu betrachten war. Dieselbe sollte, nach den Worten des Regenten, dem Grundgesetze über die landständische Verfassung vorangehen und die Gemeinden durch sie in den Stand gesetzt werden „in ihren Angelegenheiten mit freierer Selbstthätigkeit zu wirken und solche durch selbstgewählte Vertreter nach bestimmten, ihre Rechte und Interessen schützenden Vorschriften unter der gesetzlichen Oberaufsicht besorgen zu lassen.“ Wenn „die Jeverländischen Abgeordneten“ sowohl mit ihrem Antheil an der Berathung des Entwurfes, als mit diesem oder der Gemeindeordnung selbst nicht zufrieden waren, so war ihnen das nicht zu verargen, denn bei ihnen hatte wirklich eine alte landständische Verfassung bis in dieses Jahrhundert hinein bestanden, und die Regierung des Herzog Peter, so milde sie sonst war, auf dies alte Recht und das Rechtsgefühl der Jeverländer gerade in der ersten Zeit nach den Befreiungskriegen zu wenig Rücksicht genommen; auch war der Wohlstand Jeverlandes durch die entsetzliche Ueberschwemmung von 1825 und durch darauf folgende nasse Jahre ganz zerrüttet worden. Dies vermehrte die Unzufriedenheit und trug vielleicht dazu bei, daß die Jeverländer auch das einzelne Gute verkannten, was sie ihrer neuen, der Oldenburgischen, Regierung verdankten. Denn ihre alte friesische Verfassung hatte sich unstreitig überlebt, sie bedurften einer neuen Organisation, und wenn sie nicht ein Theil eines größern Ganzen geworden wären, so ließe sich unbedingt behaupten, daß diese auf volksthümlichern und freisinnigern Grundlagen aufgeführt werden konnte. Daher läßt sich auch nur und mit Wahrheit von einem Jeverländischen, nicht aber von einem Oldenburgischen Verfassungsstreit reden, denn aus der Hinrichs'schen Schrift ersehen wir, daß nur wenige Theile des Großherzogthums 1831 den Großherzog vor Ertheilung der neuen Gemeindeordnung um Verleihung einer landstän-

dischen Verfassung mehr oder weniger dringend baten, daß in einigen Theilen der Geest aus Eifersucht auf das fette Küstenland selbst Abneigung dagegen besteht, und daß, was seiner Zeit durch die Zeitungen ging und das gebildete Deutschland nicht wenig in Staunen versetzte, der Stadtrath der Hauptstadt Oldenburg (diese und später die Stadt Jever erhielten nämlich als weitere Vorbereitung zu einer künftigen landständischen Verfassung eine die Rechte der Bewohner gegenüber der Regierung erweiternde städtische Verfassung) im Jahr 1845 mit einer Mehrheit von 8 gegen 4 Stimmen den in seiner Mitte gestellten Antrag: bei der landesherrlichen Commission den Wunsch einer baldigen Einführung der Landstände auszusprechen, ablehnte, „weil man sich auch ohne Stände sehr wohl befinde, der Großherzog ja nur des Landes Beste (und eben deßhalb auch Landstände) wolle und — es die Stadt empfindlich treffen könne, wenn die Stände auf Verminderung oder Verlegung des Militärs dringen würden.“ Dagegen sind die Jeverländer seit 1814 nicht müde geworden für ihre alte Verfassung zu kämpfen, und wir haben schon angedeutet, daß wir das Benehmen der Regierung hierbei nicht durchweg billigen können; denn, da die Jeverländer ihre Rechte mit so viel Ruhe als Festigkeit und Ausdauer geltend machten, und durch die alte Verfassung nur ihr Recht auf eine neue beweisen, nicht aber Vergangenes zurückführen wollten, da noch jetzt der besonnene Verfechter der Jeverländischen Rechte, der Herausgeber der „Jeverländischen Nachrichten“, nur auf Beschränkung der Beamtenmacht und auf ernstlicheres Hinführen zu einer landständischen Verfassung dringt, deren plötzliche Einführung ihm bei den öffentlichen Zuständen und dem politischen Bildungsgrade der Oldenburger weder thunlich noch wünschenswerth scheint (!), so hätte die Regierung den Jeverländern wohl nicht begegnen, wie sie gethan, oder nicht gegen die bestimmtesten urkundlichen Zeugnisse der Geschichte, und dies am allerwenigsten auf die Autorität eines einzelnen geschichtskundigen Beamten hin, in Abrede stellen sollen, daß das Jeverland eine höchst freisinnige landständische Verfassung besessen und sich bei dieser Jahrhunderte lang wohl befunden. Indessen scheint auch in dem Streit zwischen der Regierung und den Jeverländern der rechtliche Sinn des Regenten mehr als einmal durch, und die letztern erkennen

noch in einer Eingabe an den Großherzog vom 1. Julius 1833 an: daß „Se. königl. Hoh. die Befugniß der Einwohner, sich an eine hohe deutsche Bundesversammlung wegen vermeintlicher Verletzung ihrer Rechte zu wenden, nicht habe schmälern wollen." Das Benehmen der Regierung ist also zu erklären theils aus dem ihr über die alte Verfassung des Jeverlandes beigebrachten Irrthum, theils aus dem Widerspruch jener Verfassung mit dem Mangel einer Verfassung im übrigen Oldenburg, theils aus der Gleichgültigkeit der Alt-Oldenburger, die, wie uns die vorliegende Schrift zeigt, die Wichtigkeit des Jeverländischen Verfassungsstreites für sie selbst nie zu erkennen und bis auf den heutigen Tag nichts Besseres zu thun wußten, als des „Jever'schen Partikularismus" zu spotten. Wir wollen nicht entscheiden, ob Hinrichs mit Recht behaupte, daß eine gar zu fein gesponnene Beamtenhierarchie dem Willen von oben, wie dem Streben von unten widerstrebe; die von ihm (S. 102) mitgetheilte Verordordnung vom 23. Julius 1841, Dienstentlassung und Suspension der Civil-Staatsbeamten betreffend, ist aber allerdings wohl die merkwürdigste Ausgeburt eines modernen Beamtenstaates, denn durch diese Verordnung haben sich die höchsten Staatsdiener gleichsehr von den allgemeinen Gesetzen des Landes, als selbst von der Mitwirkung des Fürsten freigemacht, indem sie nach Gutdünken ein „Dienstgericht" aus ihrer Mitte ernennen und also nach ihrem Dafürhalten „jeden Civil-Staatsbeamten" wegen z. B. „Unverträglichkeit und dergleichen mit zeitiger Entziehung des Gehaltes suspendiren, oder des Dienstes mit Verlust des Gehaltes und Dienstranges ganz entlassen" können. Wir hoffen öffentlich von Oldenburgern, und privatim von Runde *) in Frankfurt, wohin er wie wir im September kommen wird zu erfahren, daß eine solche Verordnung ein todtgeborenes Kind gewesen sei.

---

*) Der rühmlichst bekannte Jurist Geh. Rath und Vorstand des Ober-Appellationsgerichts, jetzt verstorben.

(Aus Nr. 4 der Allgemeinen Zeitung von 1847.)

Es freut mich um der Sache willen, daß Hr. Hinrichs, wenn auch etwas spät (in Nr. 357 der Allg. Ztg.) auf meine Ausstellungen, an seinem „oldenburgischen Verfassungsstreite" eine Erwiederung erlassen hat. Was meinen Angriff auf seine Person betrifft, falls Bemerkungen, deren Richtigkeit er selbst nicht bestreitet, diesen Namen verdienen, so beklagt er sich mit Unrecht, denn da ich vor 1830 in Halle studirte, so weiß er auch, daß ich aus einer Zeit, wo er entschieden zu den ministeriellen Professoren der Universität gehörte, ungünstigeres als ich gethan über ihn vorbringen konnte *), wenn ich ein Vergnügen daran gefunden hätte „Persönlichkeiten gegen ihn zu verschwenden." Ich wollte vielmehr mit den hier gemeinten Bemerkungen, die unmöglich zu „Persönlichkeiten" gestempelt werden können, nur sagen: da Hinrichs bei seinem Alter nicht einmal seit 1830, sondern erst seitdem der Hegel'schen Philosophie durch den gegenwärtigen preußischen Minister des Unterrichts die Gunst von oben entzogen wurde, als populärer und liberaler Schriftsteller aufgetreten, so habe er die Pflicht gehabt dies mit mehr Mäßigung, so habe er kein Recht gehabt es mit solcher Schroffheit zu thun, als auch in seiner Broschüre über die oldenburgische Verfassungsangelegenheit geschehen sei. Hr. Hinrichs, der seit einer langen Reihe von Jahren seine Heimath wenigstens nur auf Besuch sah, hat den politischen Zustand des Jever- und Oldenburgerlandes nach den ihm dort in die Hände gekommenen und immerhin wichtigen Actenstücken beurtheilt; er hat diese ohne alles schriftstellerische Verdienst zusammengestellt, und ich behaupte, ohne Widerspruch von ihm zu befürchten, daß noch andere Theile seiner Schrift aus einer fremden Feder geflossen sind, obgleich sie ihm ohne Zweifel nur als Materialien zur Benutzung, nicht aber zum wörtlichen Abdruck mitgetheilt waren. Ich lebte um 1830 im Großherzogthum Oldenburg und weiß, daß der Großherzog sich ohne alle Gefahr des damals gegebenen Versprechens hätte enthalten können, sowie denn auch die weder früher stattgehabten, noch später wiederholten Bitten einiger Landestheile um eine landständische Ver-

*) Das, worauf ich hier anspielte, fiel zu einer Zeit vor, als ich noch nicht in Halle studirte.

fassung diesem Versprechen nicht vorausgingen, sondern erst auf dasselbe folgten. Dadurch bekommt es um so größeres Gewicht, und der bekannte Charakter des Großherzogs ist Bürge, daß es aufrichtig gemeint war. Die liberalen Bestrebungen des Jeverlandes habe ich sicherlich im günstigsten Lichte gezeigt, denn sie gingen doch meistens nur von einzelnen gebildeten Landleuten aus, ohne bei der Menge und selbst in der Stadt Jever viel Anklang zu finden. Die übrigen Reibungen zwischen den Oldenburgern und Jeverländern gingen aus der provinziellen Verschiedenheit beider und aus der nicht zu rechtfertigenden Vernachlässigung des den Jeveranern sehr am Herzen liegenden Gymnasiums in Jever hervor, denn dieses hatte Jahrzehnte lang unter Oldenburg keinen Lehrer der mathematischen Wissenschaften und der neuern Sprachen, und wurde auch in anderer Hinsicht dem Oldenburgischen Gymnasium nachgesetzt, und wer weiß ob das nicht noch der Fall ist. Wäre das achtungswerthe Streben der jeverländischen Verfassungsfreunde vom Volke unterstützt, so würde es nicht nachgelassen haben, seit es mit dem Regierungsantritte des jetzigen Großherzogs Aussicht auf Erfolg hatte. Ich will damit keineswegs behaupten und habe nicht behauptet, daß die Regierung alles gethan habe, was sie hätte thun können, um das Volk zu einer für beider Zukunft gleich nothwendigen Verfassung hinzuleiten; aber Hr. Hinrichs hat ganz unrecht, wenn er die nach seiner Behauptung fortdauernde Weigerung einiger jeverschen Landgemeinden, die Gemeindeordnung anzunehmen, für ein gutes Zeichen hält, und wenn er selbst die Gemeindeordnung deßhalb verwirft, weil sie neben manchem Guten auch Fehler hat, deren Verbesserung nicht in's Reich der Unmöglichkeiten gehört. Es sollte einem Publicisten oder Politiker, wie Hr. Hinrichs sein will, nicht unbekannt sein, daß das Jeverland gegenwärtig in die größte politische Erstorbenheit versunken ist, und daß die „Hoffnungslosigkeit" der Handvoll patriotischen Männer im Jeverlande sich besonders auf die materielle Gesinnung des Volkes stützt. Ich halte mich daher auch fest überzeugt, daß das Buch von Hinrichs gerade von einem Manne am stärksten getadelt werden müsse, dessen Urtheilsfähigkeit und guten Willen Hr. Hinrichs nicht in Zweifel stellen wird. Dieser Mann — es ist der Herausgeber der jeverländischen Nachrichten, Hofrath Ehrentraut, gemeint —

betrachtet die beiden Städteordnungen wie die Landgemeindenordnung als einen Fortschritt, und sagt, so entschieden constitutionell gesinnt er sonst ist, über eine landständische Verfassung, wie Hr. Hinrichs sie für Oldenburg jetzt im Sinne haben mag: „Wir können nicht bergen, daß sich oldenburgische Landstände wohl possierlich genug ausnehmen würden. Die Neuen Blätter (eine andere oldenburgische Zeitschrift) haben neulich angefangen von Landständen zu reden, allein — **vox faucibus haesit.**" Sollte es Hrn. Hinrichs nicht auch zu einigem Besinnen bringen, daß sein Buch, wie ich zuverlässig unterrichtet bin, gerade im Jeverlande fast gar keinen Absatz gefunden hat? Wollte er in einem Lande, in welchem es nicht an literarischer Bildung fehlt, eine Wirkung hervorbringen, so mußte er keine nur mit liberalen Ausfällen untermischte Compilation schreiben, deren einzelne Theile Jedemmann im Oldenburgischen zur Hand sind, und wollte er durch seine Schrift einen Nutzen stiften, so mußte er für ein Land, welches keine liberale Partei hat, auch nicht als Parteischriftsteller auftreten und durfte nicht diejenigen vor den Kopf stoßen, von welchen, solange das Volk schläft, alles ausgehen muß. Unter diesen verstehe ich allerdings nicht die Beamten — die als solche, d. h. als privilegirter Stand, noch nie und nirgends den Fortschritt befördert haben — sondern den Fürsten und die Regierung im engern Sinne. Daß wenigstens der Fürst dem Streben des Volkes entgegenkommen würde, möchte das Beispiel Varels beweisen. Dieser kleine, nicht einmal rein *) zu Oldenburg gehörende Ort ist in wenigen Jahren durch die Thatkraft seiner Bewohner aus einem wohlhabenden Landstädtchen ein weit über die Gränzen Oldenburgs hinaus bedeutender Fabrik- und Handelsplatz geworden, und der Großherzog hat die Fabrikanten durch Bestellungen unterstützt und gibt zu einem neuen Schleußenbau — Varel liegt an der Jahde und hat einen Hafen — eine Summe Geldes unverzinslich und wie ich vermuthe, auf ewige Zeiten her. Nach allem was ich vorgetragen habe kann also meine frühere Kritik der Hinrichs'schen Schrift keinen andern Zweck gehabt haben, als zu verhüten, daß sie nicht, was

*) Die Grafschaft Varel ist mediatisirt und hat gräflich Bentinckische Gerichte.

bei ihrer verkehrten Beschaffenheit unausbleiblich gewesen wäre, ganz nutzlos vorüberginge. Was er von „Juste-Milieu" spricht, paßt demnach gar nicht hieher, und die „Fußtritte" und ungedeckteren „Persönlichkeiten" deren er erwähnt sind verkehrt angebracht. Denn zu jener Zeit, als Hr. Hinrichs patriotischen Männern wie dem verstorbenen Philosophen Fries (z. B. indem er ihn den Anführer der Seichten nannte) Fußtritte gab, war er durch Hegel gedeckt, und heute ist er es durch die liberale Partei, während ich weder durch Regierungen, gegen welche er mir „rücksichtsvolle Grundsätze" beimißt, noch durch ein Schwören **in verba magistri**, noch durch eine Partei gedeckt bin, und daher freilich auch für die eignen Füße auf denen ich stehe nur mit Noth den Raum finde sie zu bewegen.

Ueber Duldsamkeit und Parteien.

(Aus Nr. 29 der Allg. Ztg. von 1847.)

Ueberdenkt man, daß die Arten der Verfolgung Andersdenkender nur andere Formen angenommen haben, Formen, welche dem Geiste und den Verhältnissen der Zeit entsprechen, so wird man schwerlich behaupten wollen, daß die oft gerühmte Duldsamkeit des 19ten Jahrhunderts bis jetzt etwas anderes bei uns sei als eine empfindsame Schwäche, d. h. daß wir sie mehr als mit bloßen Worten bethätigten. Es läßt sich dies auch so ausdrücken: daß wir in der Duldsamkeit noch nicht weiter gekommen seien als sie gegen uns zu verlangen, ohne sie andern leisten zu wollen. Sowohl in der Politik als in der Religion will jede Ansicht die Alleinherrschaft üben, ohne eine andere neben sich gelten zu lassen. Von jedem Anerkennung verlangen und sie niemandem gewähren das ist der uns auszeichnende Charakter. Auch bei den Gegnern eine Ueberzeugungstreue annehmen, ihre Grundsätze ehren, gesellige Gemeinschaft mit ihnen pflegen und zum gemeinen Besten nur die kleinste Strecke mit ihnen gehen, dies schneiden wir uns gänzlich ab, denn wir führen alles was unsre Gegner denken und thun, auf schlechte und unsittliche Beweggründe zurück. Die Lichtfreunde sind ganz so unduldsam als ihre äußersten Gegner, und ich wünsche jenen besonders darum Ausdauer und Fortbe-

stehen, damit die Nothwendigkeit beide zwinge, sich nur erst mit dem Gedanken zu vertragen, daß auch die andern in der Welt seien, denn von der wahren Duldsamkeit gegen einander werden beide noch lange Zeit weit entfernt bleiben. Die wahre Duldsamkeit beruht auf der einfachen Erkenntniß, daß ein gemeinsamer Zweck Aller nicht durch das Streben Einzelner, und wäre es das löblichste, sondern nur durch mannichfaltige Kräfte und Richtungen erreicht werden könne; ferner, daß nicht allen Bäumen dieselbe Rinde gewachsen sei, und daß auch die Ueberzeugung des Gegners auf guten Gründen ruhe. Eine solche Erkenntniß ist nur dem Manne von bewährter fester Ueberzeugung möglich, dessen Ansicht nicht bloß durch die Ereignisse des letzten Tages oder Jahres hervorgerufen ist, sondern auf langem und gründlichem Nachdenken beruht. Ein solcher weiß die Gründe des Gegners zu schätzen, denn er hat sie zu überwinden gehabt und ihre ganze Stärke erprobt; sie erscheinen ihm fortwährend wichtig, nur daß die Gründe für seine eigene Ansicht ihn mehr überzeugt haben. Das ganze Chaos, in welchem in dieser wie andern Beziehungen das intellectuelle politische Deutschland noch lebt, scheint mir daher zu rühren, daß wir öffentlich keine liberale Partei, sondern nur conservative und liberale Radicale haben. Die Zahl liberaler Männer ist unter uns gewiß nicht klein, aber sie treten zu wenig hervor. Es ist Zeit, daß sich dies ändere, weil wir nur so der Herrschaft der Extreme überhoben werden können, und weil nur so der einzelne Liberale, der in die Oeffentlichkeit und den Kampf tritt, gegen die Angriffe des Radicalismus Schutz finden kann. Sehr erfreulich scheint es mir daher zu sein, daß im Großherzogthum Baden sich endlich eine liberale Partei aus der radicalen, oder umgekehrt eine radicale aus der liberalen herauszuschälen scheint. Möchte dieser Prozeß glücklich von statten gehen, möchte es besonders der kleinen radicalen Partei, die sich dort bilden will, nur gelingen, nicht unterdrückt zu werden. Den Nutzen, welchen sie durch die ihr eigenthümlichen Grundsätze und selbst durch ihre Uebertreibungen stiften kann, wird sie erst dann stiften, wenn sie durch Vermischung mit den Liberalen zu schaden aufgehört hat. Diese Scheidung wird sich dann weiter verbreiten. Die verschiedenen Elemente sind einmal da, und Jeder, ohne Unterschied der Partei, wenn er's ehrlich meint,

muß wünschen, daß sie sich absondern, damit wir aus dem allgemeinen politischen Dusel zur Klarheit kommen. *)

Keine Parteien?

(Aus Bülau's Jahrb. von 1847.)

Das Januarheft dieser Zeitschrift enthält unter der Ueberschrift: „Blicke in die Zeit u. s. w.", einen Aufsatz, worin u. a. gesagt wird: „In auffallender Weise tauchen jetzt in Deutschland journalistische Unternehmungen auf, welche von vornherein Parteilosigkeit zu ihrem Programme machen — — Wir lassen es dahin gestellt, wie sie alle ihr Programm erfüllen — — welche Beweggründe Einzelne geleitet haben, und ob Manche nicht bloß deßhalb parteilos waren, weil sie die liberale Partei um der Regierungen, die conservative um des Zeitungspublicums willen nicht zu ergreifen wagten. Wie dem auch sei, die Sache an sich ist ganz gut und löblich. Ein Mann von Geist und Gewissen kann nicht Parteimann sein. Denn die Partei, jede Partei schließt Gefangengeben der Ueberzeugung, politischen Jesuitismus, Einseitigkeit und Ungerechtigkeit principmäßig in sich u. s. w." Zum Beweise dieser Behauptungen entwirft der Verfasser dann ein Bild der bisherigen, besonders der radicalen deutschen Presse, und man muß sich freuen, daß deren Verwerflichkeit immer mehr erkannt wird. Sonst halte ich seine Ansichten für irrig, denn ein politisches Leben und überhaupt eine Bewegung auf welchem Gebiete es sei ist ohne Parteien, d. h. ohne verschiedene und mannichfaltige Richtungen gar nicht möglich. Warum ist Deutschland in Religion, Kunst, Literatur so weit gekommen? Weil es in ihnen Parteien hatte, deren Eifer durch nichts zu ermüden war! Und warum ist es in der Politik nichts? Weil hier die Parteien fehlten! Diese Worte aus meinem Munde können überraschen, weil ich fast noch in allem und durch alles, was ich geschrieben habe, mit der radicalen Presse in Kampf gerathen bin und den Mangel einer liberalen P a r t e i immer auf das Schmerz-

*) Schon damals ein frommer Wunsch, dessen Wichtigkeit die badischen Liberalen auch 1847 noch nicht einsahen.

hafteste empfunden habe. Seit 1830 bemächtigte sich der Radicalismus der Kritik und schönen Literatur, seit Kurzem hat man ihm auf religiösem Gebiete Nahrung gegeben, und auf politischem sind wir noch gar nicht über ihn hinaus gewesen. Es wäre gut, wenn hier seine Allgewalt endlich gebrochen würde, aber es wäre gewiß ein Rückschritt, wenn an seine Stelle Parteilosigkeit träte, wie der Verfasser des angeführten Aufsatzes will.

Warum ist der Radicalismus bei uns so übermüthig und schädlich geworden? Weil man ihm das Feld allein überließ, weil er keine Gegner aus dem Volke fand und sich selbst durch alles was unter den Liberalen schwach, eitel, unselbstständig und unklar war verstärken mußte. Die Theilnahme des Liberalismus an den öffentlichen Angelegenheiten bisher könnte eigentlich seine Parteinahme für die Radicalen genannt werden. Ist die Journalistik wirklich in einer Krisis begriffen und das deutsche Publikum endlich einer bisher fast ausschließlich radicalen Presse satt und müde, so sind wir auch *) — und dafür sprechen noch manche andere Erscheinungen — in einer Trennung der bisher vermischten radicalen und liberalen Elemente begriffen und werden so wenig zur „Parteilosigkeit“ übergehen, daß wir neben der radicalen auch eine liberale Presse bekommen werden und damit dann neben der servilen und gedungenen auch eine conservative u. s. w. Nach dem Verfasser des Aufsatzes wäre das ein Unglück; ich sehe in nichts anderm Heil. Er sagt: „Ein Mann von Geist und Gewissen kann nicht Parteimann sein“, ich würde viel eher sagen: „Ein Mann ohne Geist und Gewissen kann nicht Parteimann sein“ (und unsere politischen Parteien haben bisher so wenig getaugt, weil unsre Parteimänner ohne Geist und Gewissen waren). Indem das Gewissen uns sagt, was wir sollen, sagt es uns zugleich, was wir wollen, und der Geist gibt uns die Mittel an die Hand, unsern Willen zu erreichen. Die Partei des Menschen liegt in ihm. Wir werden mit starken Trieben geboren, aber mit keinen stärkern, als denen der Liebe und des Hasses, und diese bestimmen die Richtung oder Partei, welche wir ergreifen werden. Sind beide nicht recht geleitet worden, roh und wild geblieben oder ausgeartet, sind sie nicht dem Sittengesetz

*) War ein frommer Wunsch.

untergeordnet, dann werden sie von den Verkehrtheiten begleitet sein, welche der Verfasser des Aufsatzes der Partei beilegt, die aber nur der verkehrten und verderbten Partei eigen sind oder den verderbten Individuen in den Parteien.

Vor dem Erscheinen der „Deutschen Zeitung.“

(Aus Bülau's Jahrb.)

Es ist so oft und viel von der neuen Deutschen Zeitung, welche in Heidelberg erscheinen soll, die Rede, daß Jedem Bemerkungen darüber freistehen. Was kann auf diese Zeitung so gespannt machen? Doch nicht, daß eine Anzahl Gelehrter daran theilnehmen will? Denn einmal haben auch schon bis jetzt deutsche Gelehrte nicht weniger als französische und englische an der Tagesliteratur fortlaufend oder gelegentlich theilgenommen, und zweitens weiß ich gar nicht, ob es wünschenswerth ist, daß die Gelehrten sich massenweise in den Kampf des Tages stürzen und ob sie ihre Aufgabe besser erfüllen werden, wenn sie das thun? Ich finde nicht, daß Gervinus und Dahlmann dadurch gewonnen hätten, daß sie sich, jener in seiner durch die Ereignisse bereits gänzlich widerlegten „Mission der Deutsch-Katholiken“, dieser in seiner „Geschichte der französischen Revolution“ und in der Kritik des Programmes einer nicht zu Stande gekommenen Berliner Zeitung an die radicale Meinung des Tages anschmiegten. Als nach der Ausweisung der sieben Göttinger Professoren Rotteck ihnen seinen Beifall zollte und zu ihrer Unterstützung aufforderte, glaubte Gervinus sogar bei einer solchen Veranlassung öffentlich erklären zu müssen: die Ansichten der badischen Liberalen seien nicht die der Sieben. Hat sich das so bald geändert, daß er jetzt mit den badischen Liberalen zusammen eine Zeitung herausgeben will? Er sagt in dem von ihm verfaßten Programm: Auch die Radicalen hätten ihr Gutes. Daran wird er doch auch früher nicht gezweifelt haben, als er noch nicht mit ihnen gehen wollte? Man kann gewisse Ansichten und Richtungen bekämpfen und ihnen doch ihren Werth lassen. Ich gönne der radicalen Partei fernern Einfluß, aber ich wünschte, daß die Liberalen sich endlich von ihr schieden und eine eigne Partei bildeten, damit die Radicalen das

Uebergewicht verlieren, welches sie unstreitig bisher gehabt haben. Von Zweien Eins: entweder wollen in der fraglichen Heidelberger Zeitung die Liberalen wie Gervinus die Radicalen wie Welcker *) oder diese jene zu sich herüberziehen und bekehren; denn untreu können solche Männer sich nicht geworden sein. Gelingt das Erste, so werden wir um die radicale Partei verkürzt, da doch in einem fortgeschrittenen politischen Leben keine Partei ganz fehlen darf; gelingt das Zweite, so wird, zunächst für Baden, die Bildung einer nicht vom Radicalismus getrübten liberalen Partei abermals hinausgeschoben. Der Radicalismus hatte unstreitig die öffentliche Meinung bisher mehr als irgend eine andere Partei und Richtung für sich. Ist es nicht merkwürdig, daß der Liberalismus jetzt, wo er sich seiner selbst und seines Unterschiedes vom erstern mehr und mehr bewußt wird, sich nicht von jenem zu trennen, sondern erst recht mit ihm zu verbinden strebt, als wollte er den Einfluß von ihm erben, statt durch sich selbst Einfluß zu gewinnen?

*) Die enge Verbindung, worin Welcker vor 1848 immer mit den Radicalen stand, berechtigte, ihn diesen zuzuzählen, wenn er sich auch später seiner Stellung und Ueberzeugung, aber nicht seinen Gewohnheiten nach von ihnen trennte.

(1848.)

Deutschland und die französische Revolution.

Frankfurt, 12. März. Wie Viele von Allen, welche wahre Politik für unzertrennlich von der Moral halten, den Sturz des System's Louis Philipp's auch voraussagten, so hat doch niemand ihn in dieser Weise geahnt, niemand solche Folgen davon vorausgesehen. Alle, welche thun, als seien sie von den Pariser Ereignissen nicht überrascht, täuschen sich selbst; alle, welche die Schuld dieser Ereignisse auf einige Häupter laden, sind im Irrthum oder überschätzen das eigne Verdienst, die eigne Weisheit. — — Ein Ereigniß wie die neue Pariser Revolution hat daher für Jeden, der sich erinnert, wie kurzsichtig er noch vor Kurzem war, welche Irrthümer und Selbsttäuschungen des eignen Systems gefangen ihn hielten, etwas Demüthigendes; statt die Leidenschaften, welche er hegte, mehr zu stacheln, soll es bei dem sittlichen Menschen dieselben beschwichtigen, statt die Fehler, welche Andere in der Vergangenheit begingen, ihnen aufzumutzen, soll er sich der eignen Irrthümer, wenn er Fehler zu machen keine Gelegenheit hatte, erinnern. — — Deutschland hat nicht wie Frankreich monarchische Fäulniß erlebt, nicht Schaffotte für seine Fürsten errichtet, nicht zweimal eine Republik gestiftet und zwischen beiden Despotismus und Corruptionsherrschaft erfahren, es fehlen ihm also sowohl die Bedingungen, als die Antriebe zur Republik. Eine deutsche Republik wäre nur eine nachgeäffte französische. — —

(Frankf. Oberpostamts-Zeitung von 1848 Nr. 74.)

Frankfurt, 13. März. Man hört in dieser Zeit einer alles mit sich fortreißenden Bewegung gleichwohl aus dem Munde ruhigerer Männer die Aeußerung: wir sollten nicht vergessen, daß der Deutsche seinen plötzlichen Muth nicht aus sich, sondern doch nur durch die französische Februarrevolution bekommen habe. Ich bemerke dagegen, daß die Völker abwechselnd ihre weltgeschichtlichen Sendungen haben, wie das deutsche im 16., das französische im 18. und 19. Jahrhundert, und daß die übrigen dann dem

auserlesenen und tonangebenden nachfolgen müssen, wenn sie ihren Pflichten gegen sich und die Welt genügen wollen. *) Aber je reifer und tüchtiger ein Volk, desto mehr wird es dem von außen kommenden Anstoße mit Würde, mit selbstbewußter, besonnener Kraft Folge leisten. Denn es kommt nicht bloß darauf an, daß wir uns des wider die Erwartung Aller und gegen die Hoffnung Weniger auf einmal über uns gekommenen ganzen Fortschrittes bemächtigen, sondern es ist eben so wichtig, daß wir uns auf die rechte Weise ihn aneignen. Die Fürsten haben seit 1815 viel, sehr viel verfehlt und gefehlt, weniger weil es ihnen an gutem Willen, als weil es ihnen an Einsicht und guten Rathgebern fehlte; aber sollte dies nicht auch mit an der Zeit, an der politischen Unreife des ganzen Volkes, endlich an der ganzen Geschichte Deutschlands gelegen haben? Ist es also gerecht und billig, ihnen allein die Schuld aller Versäumnisse aufzuladen und das Volk, aus dessen Mitte doch ihre Rathgeber, die Unzahl ihrer Beamten hervorgingen, als ihr unschuldiges Opfer darzustellen, für die Fürsten gar nichts als Tadel, für das Volk nichts als Lob zu haben, und dies oft nur darum, weil ehrgeizige und eigennützige Zeitungsschreiber wissen, daß, wie die Fürsten den Schmeichler, so das Volk die Zeitung bevorzugt, welche ihm nur die halbe Wahrheit, nämlich den Tadel der Fürsten vorsingt? —— Möchte also doch mit den politischen Fortschritten Deutschlands auch die politische und Charakter-Bildung des deutschen Volkes gleichen Schritt halten oder, da dies leider gegen die Natur der Menschheit ist, möchten wenigstens die Worte des Lieblingsdichters der Deutschen jetzt keine Anwendung auf uns gewinnen:

Vor dem Sclaven, wann er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

(A. a. O. Nr. 75.)

---

*) Wer sich der Schwierigkeit erinnert, im März 1848 Bemerkungen wie in diesen Aufsätzen in Frankfurter und überhaupt in süddeutsche Blätter zu bringen, wird sich über die Art, wie sie einzukleiden und zu verbrämen waren, nicht verwundern. Und auch so gelang es nur ausnahmsweise, daß ein Mann meiner Ansichten und Ueberzeugungen die Aufnahme dessen was er geschrieben erlangte.

Frankfurt, 24. April. Die Reformbewegung ist in Deutschland so groß und gewaltig, daß es gleich unmöglich sein dürfte, sie zu vermehren, als sie zu hemmen, und daß die einzige Aufgabe sein kann, sie zu lenken. Wäre sie nicht fähig, geleitet zu werden, so würde sie alles überfluthen und uns nicht Fortschritt, sondern Verwirrung bringen. Seit den Märztagen von Wien und Berlin hat der Deutsche dem Franzosen das Geheimniß abgelernt, sich selbst zu helfen, und wie wir des fremden Beispieles hierzu nicht länger bedürfen, so müssen wir uns von jetzt an auch unsrer Eigenthümlichkeit bewußter werden und uns frei machen von allem Franzosenthum. Eine Reaction haben nicht wir, sondern sie hätte uns zu fürchten, und unser Streben kann und darf in nichts anderm bestehen, als uns die großen, auf einmal gewonnenen äußerlichen Freiheiten und Vorzüge auch innerlich anzueignen, uns so ihrer zu versichern. Wollen wir jetzt wirklich den Namen eines gebildeten, wohl unterrichteten Volkes verdienen, so müssen wir mehr von den Franzosen lernen, was wir zu fliehen, als zu suchen haben. Wozu anders wäre das Beispiel Frankreichs noch für uns da? Frankreichs Zustände waren vor 1789 die unglücklichsten, die Franzosen befanden sich in einem Labyrinth, aus welchem kein Ausgang war, das Bewußtsein des Volkes war ohne Mittelpunkt und Einheit, war in sich zerrissen, es fehlte zur rechten Zeit an den rechten Männern und so gab Frankreich Europa ein Beispiel, das mehr Furcht und Entsetzen, als Begeisterung hervorrief, und in unserer Zeit abermals große Bedenken erregt. Das deutsche Volk war glücklicher; seit der ersten französischen Revolution hat es wenigstens die allernothwendigsten politischen Fortschritte gemacht, aber in geistiger, sittlicher und religiöser Hinsicht sich vor und seit jener Zeit so ausgebildet und umgestaltet, daß es eine Schande für uns sein würde, wenn wir uns auf politischem Felde nicht schneller als die Franzosen zurechtfänden, nicht schneller erkännten, was wir für den Augenblick erreichen oder vielmehr zu dem Erreichten hinzufügen können. Der beste Bürge, daß wir das Erreichte festhalten werden, muß der Geist des deutschen Volks sein; ist dieser nicht der rechte, so würde eine neue, nach Idealen, statt nach den Bedingungen der gegebenen Verhältnisse gestaltete, also mehr mechanische als organische Verfassung uns weder den Besitz

des Erworbenen sichern, noch gesicherte Hoffnung auf die Erfolge der Zukunft geben. Rom konnte nicht in Einem Tage gebaut werden, und unsre Zukunft würden wir verlieren, wenn wir sie auf einmal feststellen wollten, denn was wäre das anders als erklären, wir hätten zu unserer Zukunft, zu uns selbst kein Vertrauen? Mit Einem Worte, die National-Versammlung wird die neue Verfassung Deutschlands den gegebenen Verhältnissen anzupassen und ihre weitere Ausbildung dem Gebrauche der neuerrungenen gesetzlichen Freiheit und der darauf beruhenden und daraus folgenden geschichtlichen Entwicklung zu überlassen, sie wird kein Recht haben, gewaltsam irgend etwas umzustürzen, sie würde sich Deutschlands unwürdig erweisen, wenn sie seine Verfassung nach Idealen umgestalten wollte, die sich im Fiebertraum augenblicklicher Aufregung erzeugt haben. Diese Ideale bestehen auch nur in den Köpfen einzelner Fanatiker — und Fanatikern werden wir doch unser Wohl nicht in die Hand legen wollen? — oder in den Köpfen derer, welche ihre seitherige Gleichgültigkeit gegen die politischen Anfänge Deutschlands dadurch gut machen müssen, daß sie sich auf einmal als rechte Fortschrittsmänner, d. h. als Maulrepublikaner aufthun. Diese Leute, ohne Erfahrung, wenn auch oft von Jahren, sind durch ihre Menge gefährlich und würden, wenn sie nicht an dem bessern, oft unbewußten Sinne des Volkes abprallten, auf zweierlei Weise zerrütten: durch Anarchie im Innern, durch Krieg nach Außen. Wir mögen im Innern noch so viel der wünschenswerthesten Freiheiten auf einmal erlangt haben, ihnen genügt das nicht, denn ihre Beschränktheit erlaubt ihnen nicht, von dem Erworbenen einen Gebrauch zu machen; dieses ist also für sie noch gar nicht da und sie schreien immer nach mehr, ohne auch mit diesem Mehr einen Sinn zu verbinden. Dies ist ein Theil jenes Franzosenthums, welches wir Deutschen nicht wollen, nicht wollen dürfen. Die Franzosen haben in der Revolution von 1789 mit der Erklärung der Menschenrechte zugleich jedes Menschenrecht mit Füßen getreten. Der Deutsche hat ein richtigeres Gefühl, eine bessere Erkenntniß. Jeder, in allen Klassen der Gesellschaft, der an dem Geiste des deutschen Volkes Theil hat, muß und kann einsehen, daß unverständige Freiheitsbestrebungen in den mehr oder weniger gebildeten, mehr oder weniger bevorzugten

Ständen unmittelbar Zügellosigkeit in der großen aufgeregten Masse zur Folge hat, daß maßlose Reden und Aeußerungen der Einen thörichte und beklagenswerthe Handlungen der Andern nach sich ziehen, für welche die ersteren die eigentliche Verantlichkeit auf sich laden und welche sie mit Recht als ihre Schuld büßen würden. In Bezug auf unsere auswärtigen Angelegenheiten ist die Thorheit jener Ideologen nicht geringer. Sie wollen, und darin sind sie nicht einmal so klug, wie die heutigen französischen Republikaner, Krieg mit aller Welt, reizen die sich selbst schon genug spornenden Polen zu voreiligem Aufstande, erklären Rußland für schwach, ungerüstet und leicht besiegbar, und halten einen Krieg mit demselben, zu welchem wir bis jetzt keinen gerechten Grund haben und welchen wir so lange als irgend möglich vermeiden sollten, für höchst wünschenswerth. Auch dies ist Franzosenthum, und, wie gesagt, altes. Denn auch die französischen Republikaner in der ersten Revolution stürzten ihr Land in Kriege mit der ganzen Welt, und diese Kriege waren ein Haupthebel der Schreckensherrschaft im Innern. Aber sie haben die große Entschuldigung, daß sie ein feindliches Europa sich gegenüber hatten. Welche Entschuldigung hätten wir, wenn wir uns ohne Noth, unverständigen, unerfahrenen und unwissenden Schwätzern zu lieb, in Kriege stürzten, welche den Bau unserer jungen Freiheit jedenfalls hinausschieben, vielleicht ganz untergraben würden? *) — —

(A. a. O. Nr. 118.)

Frankfurt, 5. Juli. Ich habe gleich in den ersten Tagen und Wochen nach der Pariser Februarrevolution wiederholt in diesen Blättern daran erinnert, daß das deutsche Volk sich der ihm in Folge jenes Ereignisses zugefallnen Freiheit nur durch die Art und Weise würdig zeigen könne, wie es sich dieselbe aneigne; ich erklärte es für ungerecht, die bisherige Entwicklung unsrer Zustände, falls sie eine ganz unglückliche gewesen wäre, nur den Fürsten und nicht zugleich dem Volke, mit andern Worten, nicht unsrer gesammten Geschichte zur Last zu legen. Es sind seitdem

*) Im April 1848 hatte Hofrath Zöpfl während eines kurzen Aufenthalts in Frankfurt Einfluß auf die Oberpostamts-Zeitung und nahm obigen und einige andere Aufsätze von mir gerne auf. Gleich darauf erhielt Hr. Wiesner die Redaction.

aus der Mitte jener frühern Opposition, welche jetzt in den verschiedenen deutschen Staaten mit Recht an der Spitze der Geschäfte steht, verdiente Vorwürfe gegen das Volk laut geworden: dasselbe sei nun so schwer als früher leicht zu regieren, und habe den alten Druck, für den es sich jetzt so maßlos entschädige, doch schon dadurch verdient gehabt, daß es die Vertheidiger und Vertreter seiner Rechte den Verfolgungen von oben ruhig preisgegeben. Muß man nun — und Schreiber dieses thut das nicht erst seit heute — auch der alten Opposition vorwerfen, daß sie das Volk immer so vortrefflich, als die Regierungen abscheulich fand, daß sie jenem früher nur gute, diesen nur böse Worte gab, so wird sich die Schuld zuletzt so vertheilen, daß der triviale Spruch: „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein", wohl nie handgreiflicher als jetzt allgemeine Anwendung verdiente. Eines der größten Uebel der neuesten Zeit scheint mir in der Furcht des Volkes vor Reaction zu liegen, weil eine solche Furcht nichts ist als Mißtrauen in sich selbst; ich halte dieses Mißtrauen aber für ungegründet. — — Was aber die Reaction solcher Geistesrichtungen betrifft, als seit Jahrhunderten in der Geschichte des Volkes begründet sind, so wird und darf diese nicht ausbleiben, im Kampfe mit ihr muß sich die Freiheit der neuesten Zeit stählen und ausbilden; und würde eine Freiheit, bei der man, nachdem sie errungen wäre, die Hände in den Schooß legen müßte und könnte, denkbar, würde sie wünschenswerth sein?

(A. a. O. Nr. 190.)

Frankfurt. 8. Juli. Das Streben des endlich aus langem Schlummer erwachten deutschen Volkes geht dahin, die Quellen seiner bisherigen politischen Schwäche und Ohnmacht aufzuheben und durch Eintracht stark zu werden. Diese Eintracht kann keinen andern Gegner mehr finden, der zu fürchten wäre, als das Volk selbst. Trägt dieses die Einheit in sich, hat es die Fähigkeit und den ernsten Willen, dieselbe in's Leben zu rufen, so kann es, seit ihm die Freiheit geworden, durch keine Macht außer ihm daran verhindert werden. Es hat sich für mündig erklärt, und wenn je so ist es mündig; also muthen wir ihm auch zu, daß es auf die rechte Weise für sich selbst sorge und zu diesem Zwecke nicht nur über andere, sondern auch über sich wache. Es kann, wenn

es will, der Welt das Beispiel geben, welches Frankreich ihr bisher umsonst zu geben versuchte, es ist vielleicht auserlesen, dies Beispiel zu geben, daß Civilisation und Bildung des 19. Jahrhunderts in Europa, daß sie besonders in dem Lande, wo sie am ursprünglichsten, wo sie noch am jüngsten und frischesten ist, in Deutschland, ein günstiger Boden für politische Freiheit und mit dieser vereinbar sei. Was die Besorgniß betrifft, die Fürsten könnten der Einigung, also der politischen Größe Deutschlands hindernd im Wege stehen, so halte ich diese Besorgniß nur in soweit für begründet oder gefährlich, als sie eine Krankheit des Volkes, als sie die fixe Idee und Furcht des Starken wäre, er sei schwach. Aber abgesehen davon, daß Reaction nur durch Verschuldung des Volkes selbst möglich sein würde, ist auch nicht anzunehmen, daß die Fürsten insgeheim auf Reaction sinnen. Ist das deutsche Volk in Folge eines großen Weltereignisses jäh und plötzlich zum Bewußtsein seiner selbst gekommen und in Wahrheit ein anderes geworden, als es noch vor kurzem war, so wäre es unnatürlich und unbillig, den deutschen Fürsten die Deutschheit abzusprechen, indem man behauptete, sie allein hätten an dieser Umwandlung keinen Theil, auf sie allein hätten die neuesten ungeheuern Weltereignisse einen erlogenen Eindruck gemacht, nur sie träumten den alten Traum fort, während auf jeden aus dem Volke Häuser zu bauen seien, der noch vor wenig Monaten politisch gleichgültig war und auf einmal gelernt hat, alles, nur sich selbst nicht, zu beherrschen.

(A. a. O. Nr. 192.)

Die Frankfurter Wahl zur Nationalversammlung.

Frankfurt, 17. April. Nach einer „Aufforderung“ im „Frankfurter Journal“ werden als Frankfurter Wahlcandidaten für die constituirende Nationalversammlung **Dr. jur.** Jucho, R. Habermann, **Dr.** Reinganum, **Dr.** Mappes genannt und man sagt, daß auf der Seite, von welcher die „Aufforderung“ ergeht, Hr. Jucho die größte Aussicht habe gewählt zu werden. Von anderer Seite wird behauptet, daß Schöff Souchay wohl am geeignetsten wäre, Frankfurt in der constituirenden Nationalversammlung zu vertreten. Man hält ihn vorzüglich deßhalb für

den rechten Mann, weil er neben seinen übrigen Vorzügen sich als Mitglied des Senates und als mehrmaliger Bürgermeister den Ruf eines freisinnigen Mannes erworben und erhalten, also eigentlich die Probe eines gesinnungstüchtigen Mannes bestanden und nicht mehr nöthig hat, was die oben erwähnte „Aufforderung" von den Wahlcandidaten verlangt, seine „Gesinnung erst veröffentlichen zu müssen." Jedenfalls würde es sich für Frankfurt nicht geziemen, wenn es nur in einer Richtung und nur von einer Seite Wahlcandidaten aufstellte, und grade die Freisinnigkeit gar nicht sich regte, welche die zum Schaffen eines neuen Elements unerläßlichen Vorerfahrungen und Regeln in sich aufgenommen hat; denn nur ein solcher Liberalismus kann Deutschland retten und vorwärts bringen.

(A. a. O. Nr. 109.)

18. April. Mehrere Frankfurter sind in besondern Schreiben an die Wähler Frankfurts und seines Gebiets als Wahlcandidaten zu der verfassunggebenden Reichsversammlung aufgetreten. An und für sich ist es in dem gegenwärtigen Augenblicke mit solchen Glaubensbekenntnissen eine sehr mißliche Sache. Das deutsche Volk wurde durch ein ungeheures Weltereigniß in große Aufregung versetzt, und auf die Bahn umfassender Reformen getrieben; wir wissen nicht, was der nächste Tag bringen, und wie sich in Folge plötzlicher Ereignisse die öffentliche Meinung gestalten kann und muß. Es ist daher bei einer kaum begonnenen politischen Entwicklung und Bildung des Volkes höchst bedenklich, in einem Programm von einem bestimmt ausgesprochenen Willen desselben zu reden und demnach die einzelnen Punkte aufzustellen, an welchen man als Mitglied der genannten Versammlung festhalten wolle. Wer das gleichwohl thut, stellt eben hierdurch die Reife seines politischen Urtheils in Frage. Vor vierzehn Tagen konnte Jemand erklären: er halte die Republik in Deutschland für möglich, heute kann er vielleicht noch sagen: er sei Republikaner, ohne schon jetzt die Republik zu wollen, und übermorgen kann vielleicht auch diese Erklärung seine Wahl unmöglich machen. Unsere politische Entwicklung und mit ihr unsere politische Bildung sind, wie gesagt, im ersten Werden; wir wissen nicht, was für Ereignisse der nächste Augenblick bringt. Die verfassunggebende Reichsversammlung, mit dem Vertrauen des Volkes

beehrt, wird also im Namen desselben das thun müssen, was sie während ihres Zusammenseins für das Beste halten wird; demnach dürfen wir bei der Wahl der Männer, in deren Hand wir Deutschlands Wohl legen, nicht auf ein gedrucktes Glaubensbekenntniß, sondern nur auf den bewährten und bekannten politischen und moralischen Charakter sehen. Wir können im Allgemeinen nur solche Männer wählen, welche schon in ruhigen Zeiten das allgemeine Vertrauen genossen haben und von denen wir überzeugt sind, daß sie weder eine Fortsetzung vergangener Zustände, noch einen Umsturz wollen, der das Gelingen des Bessern zweifelhaft machen müßte. Deutschlands Aufgabe ist es, in Frieden und Ordnung die Freiheit zu gewinnen und zu dieser einen Grund zu legen, auf welchem sich ein festes Gebäude aufführen lasse. Man wähle also immerhin Hrn. Jucho oder Hrn. Binding, aber nicht um des Glaubensbekenntnisses willen, welches sie abgelegt haben, sondern um ihres geachteten Charakters und um des Vertrauens willen, welches sie bereits genießen. Erst wenn Deutschland die Verfassung haben wird, durch deren weitere Ausbildung es groß und stark werden soll, erst dann werden unsere Wahlcandidaten sich über einzelne Punkte auszusprechen haben. Jetzt sollten sie sich nur im Allgemeinen aussprechen; ihre Hauptbürgschaft muß ihre Person sein, und ganz neue Menschen, deren Vergangenheit nicht für dieselben einsteht, sollte man in Deutschland gar nicht wählen. In Frankreich hat man **Va banque** gespielt und die kleine Minderheit, welche dort die Republik ausgerufen hat, muß dort auch die neue Verfassung gründen. Dort werden also fast nur **novi homines** in die Nationalversammlung kommen. In Deutschland stehen die Sachen anders: was wir wollen, wollen wir in der Mehrheit; wir wünschen keinen bloßen Versuch zu machen, sondern haben ein erreichbares Ziel vor Augen und die Erfahrung der Vergangenheit soll uns leiten in der Gestaltung der Zukunft. Dies sind die Gründe, aus welchen der Einsender bei aller Achtung vor dem persönlichen ehrenwerthen Charakter der oben genannten Wahlcandidaten, bei aller Anerkennung ihrer Befähigung, in der gestrigen Nummer dieses Blattes mit dem Rechte der freien Meinungsäußerung den Hrn. Schöff Souchay als den

nach seiner Meinung geeignetsten Vertreter Frankfurts in der constituirenden Nationalversammlung genannt hat.

(A. a. O. Nr. 110.)

21. April. Wir sehen mit Vergnügen, daß unsre Worte in Nr. 110 dieser Zeitung über die Wahl Frankfurts zur verfassunggebenden Reichsversammlung Deutschlands nicht ohne Beachtung geblieben sind. Und mit Recht, denn wenn auch in einer Versammlung von Hunderten jeder Einzelne wenig ausmacht, so ist es doch nicht einerlei, was für einen Mann die Stadt in das erste deutsche Parlament schickt, in welcher dieses seinen Sitz aufschlagen will. Es ist um ihres Namens, wie um des Beispieles willen, welches sie geben soll, zu wünschen und zu hoffen, daß sie den geeignetsten Mann wählen möge. Nur dies habe ich bei meinen ersten Bemerkungen im Auge gehabt; dieselben waren weder ihrem Inhalte nach, noch im Ausdrucke gegen Personen, die gleich uns das nach ihrer Ueberzeugung Beste wollen, sondern gegen die Programme gerichtet, worin jene ihre Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen hatten. Wer jene Bemerkungen aufmerksam las, wird nicht gefunden haben, daß ich darin Jemandem „Reife des politischen Urtheiles absprechen wolle, weil er ein politisches Glaubensbekenntniß ablege.“ *) Ich gab vielmehr die Gründe an, warum ich zwei bestimmte Programme als politische Glaubensbekenntnisse in diesem Falle nicht gut heißen könne. Deutschland hat jetzt alle Freiheiten, durch deren richtigen Gebrauch es groß, stark, einig werden kann; diese Freiheiten wird die Reichsversammlung zu sichern und bis in's Einzelnste festzustellen, aber dabei den Rechtszustand in Deutschland zu wahren haben, weil uns keine politische Verfassung Heil bringen könnte, welche, wie Einführung der Republik, einem Umsturze gleich käme oder nach

*) Dies und Anderes behauptete Hr. Binding, dessen Erwiederung übrigens die eines besonnenen Mannes war. Hr. Jucho dagegen antwortete in einer Weise, die ihn gegenwärtig etwas beschämen könnte, da er später sein Glaubensbekenntniß ziemlich vergessen mußte. Wir wollen die Person des Hrn. Jucho dies nicht entgelten lassen. Bedenkt man aber, daß er seit seiner Wahl mit seinen eigentlichen Wählern gänzlich zerfiel, weil er sein Programm nicht hielt, nicht halten konnte, so sieht man auch daraus, auf welcher sittlichen Grundlage das Verhältniß des vulgären Liberalismus, dem Hr. Jucho angehörte, zum Volke beruhte.

der Natur menschlicher Dinge ihn nothwendig herbeiführen müßte. Rom wäre nicht Rom geworden, wenn man es in Einem Tage hätte bauen wollen, und so können auch wir für den Augenblick keine andere politische Gestaltung Deutschlands für zweckmäßig und wünschenswerth halten, als welche der Reaction von oben wie der Anarchie von unten vorbeugt und uns so Bürgschaft für alle neuerrungenen Freiheiten und vollen Raum gibt, durch den unverkümmerten und gesetzlichen Gebrauch dieser Freiheiten mit Bedacht, Ernst und rührigem Fleiße und im Bunde mit dem guten Glücke, welches für Völker wie für Menschen von ihnen selbst abhängt, das Gebäude unserer politischen Größe mit der Zeit auszubauen und zu vollenden; denn wir sollen Scheu vor Kartenhäusern haben, die noch schneller umfallen, als sie gebaut werden. Wenn der Verfasser des einen der beiden von uns gewürdigten politischen Glaubensbekenntnisse, Hr. Jucho, in Nr. 112 auf diesem besteht und seine dort dargelegte Ueberzeugung noch besiegelt, so wissen wir das gewiß zu ehren, aber wir haben das Recht und die Pflicht, unsere entgegengesetzte Ansicht auszusprechen, und müßten, besonders den Erscheinungen in einem Theile Badens gegenüber, Jeden tadeln, der, ohne wie der Verfasser jenes Glaubensbekenntnisses „nicht nur seiner Geburt, sondern auch seiner (nach Nr. 112 dieser Zeitung: unwandelbaren) Ueberzeugung nach Republikaner“ zu sein, Hrn. Jucho oder irgend einem Gleichgesinnten seine Stimme geben würde. Das Ideal einer Republik darf jeder haben, Plato hat ein solches aufgestellt, während er bekanntlich die Republik, wie er sie in der Wirklichkeit kannte, nicht sehr liebte; aber Ideale gehören nach meiner Ansicht nicht in das politische Glaubensbekenntniß eines praktischen Staatsmannes, und wer im neunzehnten Jahrhundert in Europa und im gegenwärtigen Augenblicke in Deutschland „seiner Ueberzeugung nach Republikaner“ ist und die Republik bloß „wenigstens zur Zeit noch“ nicht will, der bietet mir, bei meinen Ansichten und Ueberzeugungen, nicht solche Bürgschaften als ich in unsrer verhängnißvollen Zeit für wünschenswerth halte. Also ganz allein, weil die von mir bekämpften Programme oder deren Verfasser mir „den Punkt, auf den es vorzugsweise ankommt“, nicht getroffen zu haben scheinen, habe ich dem Glaubensbekenntniß des Hrn. Dr. Schlemmer den Vorzug gegeben,

dessen persönlicher Charakter gleich dem meiner beiden verehrten Herren Gegner die größte Achtung so genießt wie verdient. — — Ich halte es für Gewinn, daß er seine Ansicht in der gewünschten feierlichen Weise, d. h. als Wahlbewerber öffentlich aussprach, wiederhole aber meinen frühern Wunsch, daß Frankfurts Bürger Hrn. Schöff Souchay in die constituirende Nationalversammlung Deutschlands wählen möchten. Er hat sich zwar um die so ehrenvolle als schwierige Stelle nicht beworben, noch viel weniger ein Programm aufgestellt, aber sein ganzes öffentliches Leben ist sein Glaubensbekenntniß und beworben hat er sich, sobald er nur gewählt wird. Denn ein Mann in seiner Stellung kann meines Erachtens die Wahl, wenn sie auf ihn fällt, nicht ausschlagen, ohne sich dem gerechtesten Tadel auszusetzen. *) Wenn Frankfurt z. B. Hrn. Schlemmer oder Hrn. Binding — denn den letztern würde ich nach seinem Programm Hrn. Jucho vorziehen — wählt, so würde die Wahl des einen wie des andern keinen moralischen Eindruck in Deutschland machen, weil beide trefflichen Männer nicht in weitern Kreisen bekannt sind. Eine große Stadt ist es aber sich und ihrer Ehre schuldig, so zu wählen, daß sie schon durch ihre Wahl ein Gewicht in die Wagschale der öffentlichen Meinung lege, und Schöff Souchay ist allen mit den öffentlichen Zuständen vertrauten Männern in Deutschland rühmlichst bekannt und erwarb sich unsers Wissens erst vor Kurzem wieder auf den beiden Germanistenversammlungen allgemeine Anerkennung. Sollten aber die Frankfurter über Nacht ihre Natur verändert haben, und, wie einige gewiß irrig annehmen, die beschränkte Ansicht hegen, keinen Senator wählen zu dürfen, so würden wir allerdings wünschen, daß alle diejenigen, welche wie wir denken, Hrn. Dr. Schlemmer ihre Stimmen gäben. Es scheint uns ein ganz verkehrter Grundsatz zu sein, lieber gegen volle Ueberzeugung zu wählen, als die Stimmen sich zersplittern zu lassen, da es noch

*) In diesem Sinne sprach sich Hr. Souchay, zu welchem ich selbst in irgend einer persönlichen Beziehung weder damals stand, noch jetzt stehe, auch in Nr. 117 aus: „Er könne sich eben so wenig um die Stelle eines Abgeordneten für den deutschen Verfassungsrath bewerben, als ein Glaubensbekenntniß zu diesem Zweck ablegen. Ablehnen könne seines Erachtens niemand einen so ehrenvollen und wichtigen Beruf u. s. w.“

mehr darauf ankommt, welche Gesinnung Frankfurt bei den Wahlen bethätigt, als wen es wählt. Indessen bleiben wir dabei, daß Hr. Schöff Souchay der geeignetste Mann sei, und heben schließlich hervor, was oben angedeutet wurde, daß er die Wahl, falls sie ihn trifft, auch annehmen werde, da er nicht, was sonst gewiß geschehen wäre, gleich Andern das Gegentheil erklärt hat.
(A. a. O. Nr. 115–116.)

27. April. *) Ein englisches Journal (Post) bemerkte in diesen Tagen: auf dem Continent werde Politik nicht wie in England mit praktischem Verstande, sondern aus dem Gefühl betrieben; sie sei den Deutschen ein Roman, in welchem sie selbst die Rollen übernähmen und mit Empfindungen und Worten aufträten, auf welche sich auch der Engländer verstehe, die er aber nur da liebe, wo sie hingehörten, in der Poesie. Es ist höchst demüthigend für den verständigen Deutschen, daß dieser Tadel jetzt auch ihn oder seine den Engländern stammverwandten Landsleute trifft, und Gott gebe, daß wir diese Stammverwandtschaft bald dadurch an den Tag legen, daß gesunder Verstand in unsern politischen Bestrebungen an die Stelle der Phantasie trete, welche uns gegenwärtig irre zu führen droht. Ich habe bereits wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß diese phantastische und unpraktische Betrachtungsweise auch in den Programmen oder s. g. Glaubensbekenntnissen der Frankfurter Wahlbewerber vorherrsche und daß nur das eine Schlemmer'sche eine löbliche Ausnahme mache. Um der großen Wichtigkeit, welche die Frankfurter Wahl für Frankfurt und um der Bedeutung dieser Stadt willen für ganz Deutschland hat, dürfen wir daher eine Nachricht im „Frankfurter Journal" von gestern (Nr. 117, zweite Beil.) nicht mit Stillschweigen übergehen. Hier ist von einem „herausfordernden Manifest des Wiener Cabinets" die Rede, „wonach dieses der Nationalversammlung und ihren Beschlüssen nach Gutbefinden zuzustimmen oder deren Vollzug zu verweigern gedenke." Nun ist aber bekannt, daß dies sogenannte Manifest (vergl. Nr. 117, zweite Beilage der O.-P.-A.-Z.) den Manifestationen des österreichischen Volkes Rechnung trägt, und daß das letztere bereits

*) Am 29. wurde Hr. Jucho in Frankfurt mit 6650 auf 8611 Stimmen zum Vertreter Frankfurts in der Nationalversammlung gewählt. Reinganum erhielt 1404, Souchay 421 Stimmen.

zum Voraus gegen eine Verfassung Einsprache erhebt, wie sie von den Frankfurter Wahlbewerbern, mit Ausnahme Schlemmer's, für Deutschland erstrebt werden will und soll. Die Bemerkung also im „Frankfurter Journal": „Das also wäre deutsche Volkssouveränetät nach österreichischen Ministerbegriffen", ist sehr unpassend, da der Artikel, welchen die „Wiener Zeitung" Nr. 112 amtlicher Theil, enthielt, vielmehr im Einklang ist mit demjenigen, was ein sehr großer Theil des österreichischen Volkes in öffentlichen Versammlungen ausspricht, da er also den Frankfurter Wählern für eine wohlgemeinte Warnung vor utopischen Verfassungschimären gelten sollte. „Mit stürmischem Jubel, der kein Ende finden wollte (erzählt das „Frankf. Journal" weiter) wurde in der gestrigen Versammlung in der Reitbahn Jucho's Ausspruch begrüßt, daß die constituirende Nationalversammlung gegen ein Ministerium, welches Miene mache ihren Beschlüssen keine Folge zu geben, als ein aufrühreriſches mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln einschreiten und dasselbe zum Gehorsam zwingen müsse!" Wenn nun aber das österreichische Volk auf Seiten des österreichischen Ministeriums stände, würde Hr. Jucho dann auch Krieg des übrigen Deutschlands mit Oesterreich wollen?

(A. a. O. Nr. 120.)

Deutschland und die Polen und Russen.

(Das „Frankf. Journal" vom 4. April 1848 brachte ein „Lyskowsky, Abgeordneter des poln. Nat.-Comité's in Westpreußen" unterzeichnetes Manifest, welches mit den Worten begann: „Nicht mehr Politik, sondern Nationalität soll die Grenzen der Völker ziehen", und worin die Hülfe „deutscher Batterien", d. h. deutsches Geld zur Beschaffung von Batterien gegen das „Zaarenthum", zunächst aber gegen Deutsche selbst, nämlich gegen die „preußischen Regimenter in Posen" verlangt wurde. Wirklich traten bereits einige patriotische Frankfurter mit den in Frankfurt anwesenden Polen zusammen, um ein Comité zur Sammlung von Beiträgen, also zur Beschaffung „deutscher Batterien" für die Polen gegen die Preußen zu bilden, scheiterten aber an dem Widerspruche einiger Besonnenen; ich schrieb einen mit

der größten Milde und Vorsicht verfaßten Art. gegen das Manifest, welchen die Redaction des Frankf. Journ. vom 7. bis zum 21. April Bedenken trug aufzunehmen, ihn dann aber mit abgeändertem Datum (16. st. 7. April) den Muth hatte in der Didaskalia abzudrucken. An gutem Willen fehlte es der Redaction nicht, sie wollte sogar eine mit meinem Namen unterzeichnete Abfertigung der in ihrem Blatte erschienenen bekannten Heidelberger Schandadresse an den König von Preußen im März aufnehmen, aber sie änderte ihren Entschluß, weil der Pöbel, so viel sie auch stets für den Fortschritt gethan, vor ihrem Hause abendlichen Lärm gemacht hatte.)

(**Frankfurt**, 7. April.) — — — Eine Idee, welche in diesem Augenblicke viele auch der besten deutschen Männer irre führt, ist die Idee, fremden Nationalitäten zu lieb solle Deutschland nicht nur alle seine auswärtigen Besitzungen mit Freuden verlieren, sondern sich auch ohne alle Rücksicht auf seine ungeordneten innern Verhältnisse und so ungesäumt als ungerüstet in einen Krieg mit dem wohlgerüsteten Rußland stürzen, während Oesterreich schon in der Lombardei, der deutsche Bund in Schleswig-Holstein Krieg führt. In dem „Frankf. J." vom 6. d. M. verlangt ein polnischer Westpreuße, also ein preußischer Unterthan, daß das Großherzogthum Posen, West- und Ost-Preußen wieder zu Polen komme. Dürfen wir aber dieser Aufforderung entsprechen? Wir nennen die Russen unsere Feinde, aber wie sollen wir diejenigen nennen, welche uns die genannten Provinzen entreißen wollen?! Schlesien, Preußen (Ost- und West-Preußen), Posen, diese drei Gränzprovinzen Preußens und damit Deutschlands, haben allerdings eine gemischte Bevölkerung, aber auf zwei Millionen Polen kommen vier Millionen Deutsche. In Posen allein, wo die polnische Bevölkerung die deutsche überwiegt, machen die Deutschen reichlich ein Drittel aus und diese Deutschen sind dort seit Jahrhunderten angesessen und haben früher lange genug unter polnischem Drucke gestanden. Und diesen Druck wollten w i r wieder herbeiführen helfen? Hr. Lyskowsky sagt zwar, „das National-Comité für Großpolen habe s c h o n das Edikt erlassen, daß ein Jeder, möge er Deutscher oder Jude sein, mit den Polen gleichgestellt sei"; aber was dort erst im Edikt,

besteht bei uns in der Wirklichkeit: jeder Pole in Posen wie in Westpreußen ist den Deutschen gleichgestellt, und was die Juden betrifft, so sind diese von den Deutschen nicht zu trennen, sie reden nicht polnisch, sondern deutsch, und bedienen sich z. B. keiner polnischen, sondern einer deutschen Bibelübersetzung. Ich will der übrigen Vorzüge der deutschen Bevölkerung vor der polnischen nicht erwähnen, weil ich keine Vorwürfe gegen die Polen erheben mag; ich wollte nur warnen, daß wir uns nicht durch eine Idee verleiten lassen, gegen unser Wissen und Gewissen zu handeln und uns vielleicht in eine Lage zu versetzen, die uns so herunterbringen könnte, daß wir in Zukunft für keine gute Idee mehr etwas einzusetzen hätten. Denn ich will u. A. noch bemerken, daß die Polen sowohl 1831 als jetzt offen aussprachen, die Oder müsse im Westen, wie die Ostsee im Norden die Gränze Polens werden. Wir sollen also nicht bloß Städte, wie Schneidemühl, dessen deutschkatholische Gemeinde wir vor einigen Jahren unterstützten, ohne zu glauben, daß dies für Polen geschehe, sondern wir sollen Thorn, Danzig, Elbing den Polen überlassen und damit Ostpreußen mit seiner Metropole deutscher Wissenschaft, Königsberg, ihnen preisgeben, denn sie werden sagen, daß sie Ostpreußen früher als Eroberung besaßen, indem sie es dem deutschen Orden durch die blutige Schlacht bei Tannenberg entrissen. Und daß diese Eroberung sich wiederhole, dazu wollten, könnten Deutsche beitragen?

Frankfurt, 18. April. Hr. Niegolewsky, Mitglied des polnischen Nationalcomité's im Großherzogthum Posen, welcher sich in Frankfurt aufhält, hat an den Fünfziger-Ausschuß zwei als Manuscript gedruckte und hier verbreitete Schreiben erlassen, welche bei der Wichtigkeit der polnischen Frage nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. „Wir Polen, sagt er in dem einen, leben der Ueberzeugung, daß Deutschland helfend vorangehen wird bei der Wiedergeburt unseres Vaterlandes", und in dem andern beruft er sich auf die bekannte Adresse des polnischen Deputirten aus Westpreußen, Lyskowsky, worin wir Deutsche aufgefordert wurden, den Polen zum Kampfe gegen Preußen, also zum Kampfe gegen uns selbst beizustehen. Welche große Sympathien die Wiederherstellung Polens in Deutschland habe, ist bekannt. Kann aber, nur diese eine Frage wollen wir aufwerfen, Deutschland zu einer Zeit, wo es sich im Innern neugestalten und zu diesem

Zwecke vor allem die Erhaltung des Friedens wünschen muß, sich ungerüstet um Polens willen in einen Krieg mit Rußland stürzen und so nicht nur die eigne, sondern auch die polnische Sache, und die letztere vielleicht für immer, gefährden? Das geben wir den Polen, wie den Deutschen zu bedenken.

(O.-P.-A.-Z. Nr. 110.)

20. April. Ich habe in Nr. 110 der „Oberpostamts-Zeitung" der zwei Schreiben erwähnt, die der Pole Niegolewsky „auf Grund einer ihm von dem polnischen Nationalcomité im Großherzogthum Posen ertheilten Vollmacht" an den Fünfziger-Ausschuß gerichtet hat, und komme darauf zurück, sowohl weil diese Actenstücke außerhalb Frankfurts, wo Hr. Niegolewsky sich aufhält, wenig oder gar nicht bekannt sein dürften, als um der großen Folgen willen, welche die polnische Frage je nachdem sie aufgefaßt oder gelöst wird für Deutschland haben muß. Schon das erste der beiden Schreiben, vom 7. April, deutet Deutschlands Sympathien für eine Wiederherstellung Polens dahin, daß die deutschen Regierungen die unter ihrer Herrschaft stehenden Theile des frühern polnischen Reiches sogleich freizugeben *) hätten. Der ganze Inhalt des Schreibens läuft darauf hinaus, daß, wenn Deutschland diesen Weg zur Wiederherstellung Polens nicht einschlagen wolle, wir auf keine brüderliche und dankbare Gesinnung der Polen gegen uns und unsere deutschen Brüder in Polen rechnen könnten. Daneben wird uns der eiligste Krieg mit Rußland als eine Nothwendigkeit vorgestellt, und ob auch wir diese Nothwendigkeit erkennen, darnach ist eben keine Frage. Wir haben nicht einmal eine berathende Stimme über den Zeitpunkt, wo wir einen solchen Kampf, wenn er nothwendig wäre, beginnen wollten. Dabei spricht Hr. Niegolewsky von der Mission der Polen „zum Heile der Civilisation gegen asiatisches Barbarenthum" und droht uns gleichwohl mit dem Barbarenthum, welches seitdem schon von den Polen gegen die Deutschen im Großherzogthum Posen verübt wird. Endlich bittet er den

*) Bekanntlich stellte Hr. Gervinus in der „deutschen Ztg." in Bezug auf das Großherzogthum Posen an Preußen damals dieselbe Forderung, sowie er auch damals, wie später den Krieg gegen Rußland predigte.

Fünfziger-Ausschuß, das in Nr. 97 des „Frankfurter Journals" veröffentlichte Manifest Lyskowski's, des Abgeordneten des polnischen Nationalcomité's in Westpreußen, „als einen Beweis politischer Absichten der Polen zu nehmen." Ob alles dies Vertrauen erwecken, ob Deutschland sich von den Polen den Gang seiner Politik vorschreiben lassen könne, bedarf keiner Beantwortung. Es ist traurig, daß die Polen durch voreilige Aufstände, deren Erfolglosigkeit sie nun schon so oft erfahren haben, auf's Neue das Gelingen ihrer Befreiung in Frage stellen wollen, jedenfalls können und dürfen wir, wenn wir nicht unsere Civilisation gefährden, die Befestigung unsrer jungen Freiheit auf's Höchste erschweren wollen, uns nicht voreilig in einen Krieg mit Rußland stürzen, so lange wir, wie bis jetzt, die Ueberzeugung haben können, daß dieses, mit welchen Augen es auch den Umschwung der Dinge in Deutschland ansehe, die friedliche Entwicklung derselben nicht feindlich stören wolle; denn dies zu thun, hat Rußland weniger Interesse, als Hr. Niegolewsky, uns es glauben zu machen. Das zweite Schreiben desselben vom 13. April verstärkt und wiederholt den Inhalt des ersten. Deutschland soll dem ungestümen Losschlagen der Polen seine Sanction ertheilen, „helfend vorangehen bei der Wiedergeburt Polens. Dieses will und muß frei werden. Frankreich, Deutschland und England haben ihre Stimmen dafür erhoben; der Augenblick der That ist gekommen." — — In dem ersten Schreiben wird gedroht, daß „der Schauder, welchen der Pole vor einem Bruche des auf den Barrikaden von Berlin mit Blut besiegelten Bruderbundes empfinde, in Folge halber oder verkehrter Regierungsmaßregeln erlöschen" werde, in dem zweiten ist, wie wir auch bereits aus allen Zeitungen ersehen, „der Bürgerkrieg seinem vollen Ausbruche nahe." Die halben Regierungsmaßregeln bestehen darin, daß das neue und erste constitutionelle preußische Ministerium Deutschland vor einem muthwilligen und unzeitigen Kriege mit Rußland bewahren will und den Polen alle Zugeständnisse macht, die sich mit diesem Zwecke nur irgend vertragen. Das sollte Hr. Niegolewsky anerkennen und nicht uns, sondern seinen Landsleuten mit den Folgen ihres undankbaren und thörichten Ueberstürzens ihrer eigenen Pläne drohen.

(A. a. O. Nr. 117.)

18. Juni. — — Erlauben Sie mir über den von den Einen gefürchteten, von den Andern gewünschten, von Allen besprochenen Krieg mit Rußland nur einige Bemerkungen. Wäre als gewiß anzunehmen, daß Rußland Krieg mit Deutschland wolle, so könnten wir nicht unschlüssig sein und Deutschland würde einen Angriff Rußlands nicht zu fürchten haben. Es fragt sich also, ob ein Krieg mit Rußland im Interesse Deutschlands liege, und dies bezweifle ich. Wer sind diejenigen, welche in Deutschland den Krieg mit Rußland so unbedenklich als unaufhörlich predigen? Es sind die nämlichen, welchen eine, wenn auch noch so bewegte, doch friedliche Einigung und Constituirung Deutschlands ein Dorn im Auge ist, und welche nicht müde werden Revolution nach Art der ersten französischen zu predigen. In der ersten französischen Revolution gingen aber Auflösung im Innern und Krieg nach außen Hand in Hand. Sollten nun, wie ich hoffe, unsre Republikaner wie bisher, so ferner in dem Versuche scheitern, Deutschland zum Kriege gegen Rußland zu verleiten, so könnte Rußland freilich ihren Plan, Deutschland zur Republik zu machen, nicht besser unterstützen, als indem es uns angriffe. Ein solcher Angriff würde die revolutionäre Aufregung Deutschlands auf ihren höchsten Gipfel und höchstwahrscheinlich die Republikaner an's Ruder bringen. Wären die Russen dann auch während der anfänglichen Unordnung einer deutschen Republik in's Herz von Deutschland gedrungen, sie würden sich hier nicht halten können und die aufgestandenen Polen in ihrem Rücken finden. Polens Wiederherstellung wäre also die unausbleibliche und eine deutsche Republik, der dann jeder Deutsche sich anschlösse, die wahrscheinliche Folge eines Angriffskrieges Rußlands auf Deutschland. Bis hierher haben also beide Länder keine Gründe zum Kriege mit einander. Rußland, dem man Vergrößerungsplane nach Westen beilegt, wird Polen nicht wiederhergestellt wünschen und lieber ein constitutionelles als ein republikanisches einiges Deutschland zum Nachbarn haben wollen. Auch die übrigen Gründe, welche für einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland sprechen sollen, scheinen mir nicht haltbar zu sein. Unter diesen Gründen steht die „Herstellung Polens“ oben an und deren Nothwendigkeit wird hauptsächlich dadurch begründet, daß Polen ein Schutz europäischer Civilisation gegen russisches „Barbarenthum“ sein werde. Dieser

Grund ist aber deßhalb unhaltbar, weil wieder bezweifelt wird, ob die Polen selbst je europäischer Civilisation zugänglich sein werden, und weil die Russen bis jetzt mehr germanische Cultur in sich aufgenommen haben, als eben die Polen. In dieser Hinsicht würde also mehr Sympathie zwischen Deutschland und Rußland, als zwischen Deutschland und Polen bestehen, so wie auch eine grundsätzliche Feindschaft zwischen Deutschland und Rußland durch die mehrfachen Verbindungen zwischen beiden Völkern in diesem Jahrhundert nicht gerechtfertigt ist. Das deutsche Volk hat neuerdings, durch einen richtigen Instinkt geleitet, sich durch Polen in keinen Krieg mit Rußland reißen lassen; es läßt sich nicht annehmen, daß Rußland, sollte es auch über die uns gegenüber von jetzt an zu befolgende Politik noch mit sich im Unklaren sein, sich über unsre gegenwärtige Lage täuschen und, wie schon mehrfach befürchtet ist, im Bunde mit den Polen gegen uns etwas versuchen wolle, was wir in diesem Bunde nicht gegen Rußland unternehmen wollten.

(O.-P.-A.-Z. Nr. 175.)

Der Malmöer Waffenstillstand und der Frankfurter 18. September.

(Aus der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung." *)

Frankfurt, 5. Sept. (Morgens.) Die dänische Waffenstillstandsfrage droht alle politischen Leidenschaften der Zeit auf's neue heftig zu entzünden; es mögen mir also zunächst einige Bemerkungen über unsere allgemeinen politischen Zustände und Aussichten vergönnt sein. Ich habe mich über den durch Preußen mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstand in einer frühern Nr. dahin aus-

*) Da die Aufsätze, welche ich zur Vertheidigung des Malmöer Waffenstillstandsvertrages und der deutschen Macht schrieb, die ihn mit Dänemark abgeschlossen hatte, nach Ausweis der stenographischen Berichte auf die Verhandlungen in der Paulskirche und, nach der Behauptung von Abgeordneten, auf den Beschluß der Nat.-Vers. v. 16. Sept. 1848 nicht ohne Einfluß waren, so theile ich einige derselben hier mit, welche von allgemeinerm Inhalte sind und bei ihrer Kürze weniger Raum wegnehmen.

gesprochen, daß mir derselbe im Allgemeinen den Ergebnissen zu entsprechen scheine, welche der Krieg bisher für beide kriegführende Theile gehabt; machen diese Ergebnisse dem gegenwärtigen Deutschland keine Schande, d. h. ist dieses nicht verantwortlich dafür, daß ihm die vergangene Zeit keine Flotte überliefert hat, so kann auch der Waffenstillstand in den Hauptbestimmungen seine Ehre nicht verletzen. Es ist ein Widerspruch oder irriges Urtheil, einen Waffenstillstand gewollt und ihn anders erwartet zu haben, als zwei ungedemüthigte Feinde unter Berücksichtigung der Zustände vor dem Kriege sich ihn zugestehen konnten. Wir wollen lieber den Krieg mit ganz Europa, rufen nun die Ungestümen, als diesen Waffenstillstand, worauf die Gemäßigten antworten müssen: Seid ihr gewiß, daß der Patriotismus, der Nationalsinn und in Ermangelung der Einheit die Einigkeit des deutschen Volkes groß genug sind, um die Ausdauer zu haben, die Opfer zu bringen, die ein Krieg mit Europa, welches ein großes einiges Deutschland nicht gutwillig in seiner Mitte auftreten läßt, erfordern wird, so loben wir euern Entschluß, auch wenn wir eure Ueberzeugung nicht theilen. Seid ihr aber dessen nicht ganz gewiß und wollt gleichwohl alles wagen, um alles zu gewinnen, so geben wir zu einem so leichtsinnigen Spiele unsere Einwilligung nicht. Ihr behauptet zwar, wenn Deutschland nicht wolle, oder vielmehr, wenn es nicht glorreich ausführe, was ihr ihm nicht mit Sicherheit zutraut, aber wohl mit Leichtsinn zumuthet, so verdiene es nichts Besseres, als daß man sein Heil und seine Zukunft auf einmal in die Schanze schlage. Wir sagen dagegen: Wenn Mäßigung uns zum Ziele führen kann, wenn wir Deutschlands Größe dadurch begründen können, daß wir einen augenblicklichen Kitzel überwinden, so wollen wir die Zukunft lieber vorbereiten, als sie vorweg nehmen und mit der Gegenwart verwechseln. Ich höre zwar, — und nicht bloß von bisherigen sogenannten Republikanern — Stimmen, welche behaupten, man solle eher alles thun, als nachgeben, eher das Volk durch alles, und wäre es durch eine vorübergehende Republik, in Aufregung versetzen. Man würde also etwa wollen, daß Deutschland, um nur auf einmal dem Auslande so furchtbar als fürchterlich zu erscheinen, eine Rolle wie Frankreich während seiner ersten Revolution übernehme. Solche Reden verdienen, weil sie

ohne Ueberlegung ausgestoßen werden, in sittlicher Beziehung keinen ernsten Tadel, in politischer müßte man ihnen schon ihre Unausführbarkeit vorwerfen. Frankreich war vor seiner ersten Revolution ein großes Volk, seine Einheit war also nicht der Zweck, nicht die Folge derselben, endlich ging die französische Revolution aus den Ereignissen hervor, machte sich, wurde nicht gemacht. Dagegen glaube ich, und die Ereignisse haben es bereits gezeigt, daß eine Revolution beim deutschen Volke sich nicht machen könnte, und daß es derjenigen, welche bei ihm gemacht werden wollte, mit Bewußtsein entgegenwirken, sie vereiteln würde. Alle Versuche, Deutschland zu revolutioniren, würden demnach gegen die dabei gehegte Erwartung nicht den Erfolg haben, daß Deutschland seine Kraft nach außen wendete, sondern daß es sich im Innern verzehrte. Ich wiederhole also, Deutschlands Heil liegt für jetzt nur in einer gemäßigten Politik, in einer Schonung und Unterstützung derjenigen deutschen Großmächte, auf denen Deutschlands Ansehen nach außen thatsächlich so lange beruht, bis eine definitive Centralgewalt auf weisen Grundlagen errichtet sein wird. Mit einem Worte, ich bin gegen jede Politik der Verzweiflung und fürchte um ihrer Folgen willen Uebertreibungen nach Art der Italiener.

6. Sept. In Bezug auf den Waffenstillstand mit Dänemark hat sich die Mehrheit der Nationalversammlung in einen großen Widerspruch verwickelt. Sie hat gewußt, daß die Centralgewalt durch Preußen über einen Waffenstillstand unterhandeln ließ und nicht gegen diese Unterhandlungen Einsprache erhoben, sie hat also den Zweck ohne die Mittel gewollt, oder ihr hat die doch so leichte Einsicht gefehlt, daß ein Waffenstillstand mit Dänemark nur auf gleiche Bedingungen zu Stande kommen konnte. Der Ausruf z. B., dem wir im Sinne dieser Mehrheit in der „Allgemeinen Zeitung" begegnen: „hätte man statt eines siebenmonatlichen Waffenstillstandes einen dreimonatlichen abgeschlossen, so wäre der Winter herangekommen, die Meerenge zugefroren, und Dänemark hätte sich beugen müssen;" dieser Ausruf zeigt, wie gescheit man selbst ist, und für wie dumm man die Dänen hielt! Denn man wollte einen Waffenstillstand mit ihnen abschließen, bei dem nur unser Vortheil bedacht worden wäre. — Der zweite wichtige Punkt ist die Ueberschreitung der der Krone Preußen gewordenen

Vollmacht. Aber diese Vollmacht war nicht von der Nationalversammlung, sondern von der Centralgewalt ausgestellt, das Reichsministerium hieß ihre Uebertretung wenigstens dadurch gut, daß es den Waffenstillstand selbst und seine Bedingungen annahm, daß es „aus Gründen unabweisbarer Nothwendigkeit beschloß, nicht auf Verwerfung des Waffenstillstandes anzutragen;" es erklärte endlich, im Falle der Verwerfung des Minderheitsgutachtens abdanken zu müssen. Alles dies vermochte nichts über die von Schulweisheit und Gefühlsseligkeit geleitete Mehrheit, sie bedachte nicht, daß England und Frankreich *) hierdurch nicht geneigter werden würden, die Centralgewalt anzuerkennen; sie achtete nicht des Sturzes des so schwer zu Stande gekommenen Reichsministeriums; sie hatte nicht einmal so viel staatsmännische Weisheit, daß sie den Waffenstillstand, nachdem er einmal zu Stande gekommen, zwar guthieß, dann aber das Ministerium, weil es die Verhandlungen nicht überwacht oder die Ratification sich nicht vorbehalten, abzutreten zwang. Dadurch würde sie die Ehre der durch die Nationalversammlung geschaffenen Centralgewalt, wenn sie dieselbe durch Preußen verletzt hielt, an denjenigen gerächt haben, welche allein der Nationalversammlung verantwortlich waren. — Glücklicherweise ist der gestrige Beschluß nur ein vorläufiger, hoffen wir also, daß die Männer, welche ihn bewirkt, noch rechtzeitig zur Besinnung kommen und ihren Fehler wieder gut machen. Was Preußens Verfahren betrifft, so ist gewiß zu tadeln, daß es den Waffenstillstand ratificirte, ohne sich über die Abweichungen von der Vollmacht der Centralgewalt mit dieser verständigt zu haben; wir erinnern aber, um zu zeigen, daß Unrecht auf beiden Seiten ist, wie die Nationalversammlung früher Preußens gerechten Antrag, die Kosten des schleswig-holsteinischen Krieges auf ganz Deutschland zu vertheilen, zurückwies. Sie vertröstete es zwar auf die Erstattung der Kriegskosten durch Dänemark beim künftigen Friedensschluß, die Vertröstung war jedoch so wenig für ernsthafte Leute, wie der Grund der Herren Rappard und Genossen in ihrem Antrag vom 3. September: „Durch das Zurückziehen der erst hingesendeten Reichstruppen

*) Vgl. die jetzt erschienenen „Briefe aus Frankfurt und Paris 1848 bis 1849 von F. v. Raumer."

bei späterer Erneuerung des Krieges würden die Kosten bedeutend vermehrt, Dänemark aber (welches man also schon in der Tasche hat) den Ersatz größerer Kosten nicht leisten können."

11. Sept. Wenn, wie wir hoffen und erwarten, die Nationalversammlung ihren Beschluß vom 5. durch einen neuen und bessern aufheben, vielleicht geradezu geirrt und gefehlt zu haben erklären wird, so kann es nicht ausbleiben, daß die gedankenlosen Politiker, mit welchen unsre Zeit und unser Vaterland so gesegnet ist, darüber den gewohnten Lärm erheben und die Ehre der Nationalversammlung für verspielt, ihre Wirksamkeit für vernichtet erklären werden. Ich glaube aber, daß die Anerkennung des Waffenstillstandes das Ansehen der Nationalversammlung keineswegs schmälern würde, während das Gegentheil dasselbe vernichten könnte. Der Beschluß, vor welchem wir, ehe er kam, warnten, wurde gefaßt, bevor die Bedingungen zu einem Urtheile gegeben waren. Wie könnte es also irgend einem Mitgliede der Mehrheit zur Unehre gereichen, wenn es, seit es alle Actenstücke selbst lesen konnte, ein Vorurtheil aufgibt, das es auf einen Bericht hin faßte, den der Berichterstatter nicht nur eilig zu erstatten hatte, sondern in welchem er auch eingestand, das ihm zum Zwecke der Berichterstattung vorgelegte Material nicht „bewältigt", d. h. wie bei seiner schon am 4. bei Verlesung seiner Interpellation an den Tag getretenen Aufregung so natürlich als erklärlich war, nicht bedächtig erwogen zu haben. Ferner war der Beschluß vom 5. nur ein vorläufiger, der dem künftigen Endbeschluß in keiner Weise präjudiciren sollte; in ihm lag vielmehr nichts ausgesprochen als: Wir können heute darüber, ob wir den Waffenstillstand und seine Bedingungen gutheißen werden oder nicht, noch nichts bestimmen; dazu sind wir zu wenig unterrichtet; wir wünschten ihn billigen zu können, es wäre aber auch das Gegentheil möglich; wir wollen uns also auch dessen Beschließung offen halten, und das können wir nur, indem wir uns durch Einhaltung der Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen die Möglichkeit der Ausführung eines jeden Beschlusses sichern, welchen wir fassen müßten. So glaube ich, ließe sich der Beschluß vom 5. im Namen der Mehrheit erklären und vertheidigen, und diese Vertheidigung hörte nur dann auf, wenn sie nach Vervollständigung der Actenstücke bei ihm verharrte, denn dann gestände

sie ein, daß es ihr gar um Aufklärung nicht zu thun gewesen wäre, sondern daß sie, bevor und ohne daß sie diese gehabt, die günstige Gelegenheit zur Aufregung der Leidenschaften, zum Kriege nach außen, zur Revolution im Innern nicht habe unbenutzt lassen wollen. Diese Folgerungen würde doch selbst ein Feind der Nationalversammlung nur auf die kleinere Anzahl von den 238 erstrecken wollen, es läßt sich also mit gutem Grunde annehmen, daß die Aufhebung des Beschlusses vom 5. nicht mit kleiner, sondern mit sehr großer Mehrheit der Nationalversammlung erfolgen werde, so daß die letztere zu dem Ruhme, daß jener Beschluß nur mit einer Mehrheit von 17 (238 gegen 221) durchging, auch den hinzufügt, so viele Mitglieder zu besitzen, die dem Wohle des Gesammtvaterlandes die Zwecke und unsichern Meinungen ihrer Partei nachsetzen und die Selbstüberwindung haben, an die Stelle augenblicklicher Aufregung und Leidenschaft ruhige Ueberlegung treten zu lassen und das von ihnen unter dem Zuruf: **Periculum in mora!** Beschlossene nach gewonnener besserer Einsicht wieder zu verbessern.

12. Sept. Schon vor den neuesten großen Weltereignissen gab es wahrhaft liberale Männer in Deutschland, welche den im badischen Volke vorherrschenden Liberalismus, der sich von da sporadisch über Deutschland verbreitete, nicht für den rechten hielten und seine Früchte fürchteten. Diese Furcht wurde leider gerechtfertigt, Baden ist im Kleinen für Deutschland nicht gewesen, was Belgien für Europa. Welcher Deutsche hätte nicht den Muth, die Ausdauer und Aufopferung gepriesen, womit Schleswig-Holstein an Deutschland festgehalten hat, und wen würde es nicht schmerzen, wenn auch dieses in dem Augenblicke die Probe nicht bestände, wo es durch Mäßigung und durch die Opfer, welche diese ihm im Namen und Interesse des gemeinsamen Vaterlandes auferlegt, seinen bisher bewiesenen Tugenden die Krone aufsetzen soll; wenn es den Wühlern im übrigen Deutschland Gehör gäbe, die früher zu Gunsten der Hecker-Struve'schen Republik alle Bande aufzulösen und vor Allem die verschiedenen Volksstämme gegen einander zu hetzen suchten; denn nur, wenn diese jeder den andern seinem eigenen Schicksale überließen, konnte das unsinnige Unternehmen der badischen Republikaner gelingen. Das schleswig-holstein'sche Volk und seine Landesversammlung mögen

bedenken, welche Verantwortung sie auf sich laden, wenn sie die Hoffnungen derer auch nur erregen, welche ein Unternehmen wie das genannte am entgegengesetzten Ende Deutschlands wiederholt zu sehen wünschen; gibt doch wie zum bösen Zeichen ein bekanntes Journal ganz wie zur Zeit des Vorparlaments seine Spalten schon wieder zu angeblich aus Schleswig-Holstein kommenden Angriffen auf den König von Preußen, also zu Angriffen her, welche, wie die Erfahrung eben erst gezeigt hat, das preußische Volk doch als gegen sich selbst gerichtet betrachten wird. Möge die schleswig-holstein'sche Landesversammlung um ihret-, um unser aller willen zeitig von dem Wege ablenken, auf welchem wir jetzt sie leider dem Volke vorangehen sehen. — Die „Börsenhalle" vom 9. Sept. theilt das Schreiben der schleswig-holsteinischen Landesversammlung an die Nationalversammlung in Frankfurt mit, worin sie Klage führt, daß ihr der Waffenstillstand für die Zeit seiner Dauer eben so wohl große Opfer auferlege, als ihr bisher der Krieg solche auferlegt hatte, und worin sie erklärt, daß sie dieselben nicht bringen will. Ich möchte die Logik alles dessen nicht bestreiten, was sie gegen den 7. Artikel des abgeschlossenen Waffenstillstandes vorbringt, obgleich sie dasjenige übergeht, worin Dänemark in diesem Artikel nachgegeben hat; aber man kann bekanntlich mit aller Logik Unrecht haben, wenn man sie, sei es als Optimist oder als Pessimist, da anwendet, wo wie auf den Gebieten des Völkerlebens und der Geschichte die moralischen Mächte der Menschheit ein Wort mitzureden haben. Dabei schlägt sie die nach demselben Artikel einzusetzende Regierung, welche allerdings die nach diesem Artikel zu bringenden Opfer nicht ganz aufheben, aber doch bedeutend mildern kann und, um nur regieren zu können, wird mildern müssen, für nichts an, weil eine billige und allseitige praktische Betrachtung des ganzen Inhaltes jenes Artikels ihrer Logik die Spitze nehmen würde, diese Spitze es aber gerade ist, durch welche ihr Schreiben — pikant wird. Das einzige Richtige und Practische in diesem ist oder war die darin ausgesprochene Unmöglichkeit Moltke's, welche übrigens auch hier in Frankfurt von Anfang an und von Jedermann behauptet und zugegeben wurde. Es fällt also das ganze Schreiben für den practisch Denkenden in nichts zusammen, seit, wenn wir die heutige Zeitungsnachricht richtig verstehen,

Preußen und Dänemark (Below und Reedtz) es den vier übrigen Mitgliedern der während des Waffenstillstandes einzusetzenden Regierung freigestellt haben, den Vorsitzenden oder das fünfte Mitglied selbst zu wählen. Das Licht muß dem Volke von oben kommen, hoffen wir also, daß die Nationalversammlung übermorgen den richtigen Beschluß, nämlich den der Anerkennung des Waffenstillstandes fasse, daß besonders auch die Abgeordneten aus Schleswig-Holstein die Befangenheit nicht theilen, welche dort erklärlicher und eher zu entschuldigen ist, wo man den Feind und den Krieg in unmittelbarer Nähe hatte.

15. Sept., Morgens früh. Wie wenig das deutsche Volk oder vielmehr diejenigen, die ihre noch junge und unerfahrene politische Weisheit dem Volke in den Mund legen und als Ausdruck der öffentlichen Meinung in die öffentlichen Blätter bringen, die Einigkeit welche sie im Munde führen auch schon im Herzen tragen, wie sehr uns da wo wir den besten Willen haben, patriotisch und einig zu sein die politische Einsicht, Erfahrung und Gewöhnung dazu abgehen, das kommt wieder einmal durch die Waffenstillstandsfrage recht klar an den Tag. Der dänische Krieg hat auf eine nicht länger zu ertragende Weise auf Norddeutschland gedrückt, außer von einzelnen norddeutschen Abgeordneten in der Paulskirche, welche sich statt durch die Rücksicht auf das Wohl und die Wünsche ihrer Mandanten, durch ihren politischen Glauben leiten lassen, erhebt sich von dort keine Stimme gegen den Waffenstillstand; aber aus den verschiedensten Theilen Süddeutschlands, welches nur an einigen Punkten (so der Handel Nürnbergs) die nachtheiligen Folgen des Krieges unmittelbar empfindet, bringt uns das Frankfurter Journal eine Volksadresse über die andere, die, als könnte man Deutschland umdrehen, als hätte Süddeutschland Häfen und Schiffe, welche die dänische Kriegsflotte blokiren und nehmen könnte, sich zu jedem Opfer für den Krieg bereit erklären. Entstehen solche Adressen auch mehr auf Betreiben einzelner Anstifter, als daß sie aus dem Volke hervorgingen, welches sie aufzuregen bestimmt sind: der Umstand daß dieses sie nicht mit Entrüstung zurückweist zeigt deutlich, wie wenig ihm die deutsche Einheit noch in Herz und Kopf übergegangen, denn es gibt seinen Namen zu diesen Adressen her und die phantastischen Begriffe seiner Redner liegen ihm näher, als

der Gedanke an seine norddeutschen Brüder. Von diesen theilt das Journal keine Volksadressen gegen den Waffenstillstand, wohl aber die Stimmen mit, welche sich dafür aussprechen und immer mehr dafür aussprechen müssen, seit man allen Nachrichten nach alles dasjenige abzuändern und zu ergänzen von oben bereit und geschäftig ist, wodurch sich die Schleswig-Holsteiner verletzt und nicht befriedigt fühlen.

16. Sept., Morgens früh. Heute sollen die Verhandlungen über die Waffenstillstandsfrage beendigt werden. Wir hoffen, daß der Mehrheitsantrag der vereinigten Ausschüsse, seit Arndt's Zurücktritt kaum noch ein Mehrheitsantrag zu nennen, verworfen werde, daß dieser Beschluß, sollte er auch nur mit kleiner Mehrheit erfolgen, ganz Norddeutschland mit seinen Ostsee- und Nordseeküsten zufriedenstellen und die Aufregung in Süddeutschland beschwichtigen werde. Zweierlei haben die gestrigen Verhandlungen, so weit wir ihnen gefolgt sind, gezeigt: erstens, daß weder die Ehre noch der Vortheil Deutschlands durch die Waffenstillstandsbedingungen verletzt sind, sondern daß die Behauptung, sie seien es, nur den republikanischen Bestrebungen zum Vorwande dient; zweitens, daß das unnatürliche Bündniß Dahlmann's und seiner Freunde mit den Republikanern gerade aus jenem Particularismus hervorgeht, den sie Preußen in dieser Sache vorwerfen. Hr. Waitz aus Göttingen, an dessen Rede wir ihre Klarheit und Mäßigung übrigens nicht ungelobt lassen können, zeigte unwillkürlich, wie sehr auch er an einer der 38 Vincke'schen deutschen „Nationalitäten“ leidet, indem er seine Heimat „mein Vaterland“ nannte, und indem er durch die allerdings mit genauer Sachkenntniß angegebenen Kleinigkeiten, welche der Waffenstillstandsvertrag den Schleswig-Holsteinern nicht ausdrücklich gewähre, obgleich sie sich, wie deutsches Commando bei den holsteinischen Truppen, von selbst verstehen, zeigte, daß er im Namen seines Vaterlandes Schleswig-Holstein seiner gegenwärtigen Heimat Deutschland gar keine Opfer zu bringen geneigt sei. Nichtsdestoweniger sprach er vor Allem von der deutschen Einheit und tadelte diejenigen, welche diese abwiesen, so oft sie vor der Thüre stehe und Einlaß begehre. Meine erste Behauptung, daß die Waffenstillstandsfrage von den Republikanern wie jede andere nur ausgebeutet werde, wird durch Vogt's Rede unverhohlen

bestätigt, indem er bei der Hoffnung, welche die Linke diesmal hat, mit Hülfe der Doctrinäre durchzudringen, geradezu aussprach, was auf diesen parlamentarischen Sieg seiner Partei folgen solle.

17. Sept. Nachdem Sie mir gestattet, die dänisch-deutsche Waffenstillstandsfrage von der Dahlmann'schen Interpellation am 4. an in Ihrem Blatte mit meinen Bemerkungen zu begleiten, so wollen Sie mir schließlich einige Worte auch an die gestrige Sitzung zu knüpfen erlauben, welche aber bei dem Gedränge, worin ein Zuhörer am Zuhören, geschweige am Aufzeichnen gehindert war, auf Nachsicht rechnen. Ich muß offen gestehen, und daß ich diese Ansicht schon früher hatte, geht aus den Schlußworten meines kleinen Aufsatzes in Nr. 254 hervor, daß mir das Ergebniß der gestrigen Abstimmung als das Thunlichste und Wünschenswertheste erscheint. Hätte es sich um unbedingte Verwerfung oder Annahme des Waffenstillstandes handeln müssen, so habe ich mich von Anfang an entschieden genug für die letztere ausgesprochen und würde die Verwerfung für eine große Uebereilung gehalten haben. War aber inzwischen Manches vorgefallen, was einen vermittelnden und vortheilhaftern Antrag möglich machte, so wäre es sehr unpolitisch gewesen, dies unbenützt zu lassen, und ich muß offen meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß Linke und linkes Centrum dies noch im letzten Augenblicke verkannten, daß sie mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen noch bei der Abstimmung Alles daranzusetzen wagten, die unbedingte Verwerfung des Waffenstillstandes durchzusetzen. Ich bedauere mich dafür nicht an die einzelnen Glieder der genannten Fractionen halten, es ihnen nicht zum persönlichen Vorwurfe machen zu können, daß sie sich weder durch die seit dem 5. eingetretenen thatsächlichen günstigen Umstände, wie den Zurücktritt Moltke's und die Geneigtheit Dänemarks zu neuen Zugeständnissen, noch durch die in den Actenstücken enthaltenen Aufklärungen auch nur zu einer Modifikation ihrer Ansicht des ersten Augenblickes bewegen ließen; denn die Verhandlungen in der Paulskirche konnten denjenigen, der wie ich ihnen seit längerer Zeit nicht mehr beigewohnt hatte, leider sattsam überzeugen, daß es nicht der bessere Geist ist, der hier Fortschritte gemacht hat. — — Dem Francke'schen durchgegangenen Antrag hätte auch der Umstand allgemeinere Anerken-

nung verschaffen sollen, daß er, was hohes Lob verdient, von Schleswig-Holsteinern gestellt wurde, und wir halten Männer, welche wie Hr. Waitz, nachdem sie ohne Leidenschaftlichkeit ihre Bedenken gegen den Waffenstillstand ausgedrückt hatten, diese Bedenken aufgaben, für viel preisenswerther, als diejenigen, welche seit dem 5. den Mund nicht wieder aufthaten, um auch nur ihre damaligen offenbaren Irrthümer als solche zu bekennen, und welche lieber den Ruf der Charakterstärke davontragen, als einem Beschluß entgegen handeln wollten, den sie sich im Stillen höchst wahrscheinlich freuten ungefaßt zu sehen (falls man nach ihrer Lässigkeit urtheilen darf, die Verantwortlichkeit für den Beschluß vom 5. Sept. zu übernehmen). — — Daß ein großer Theil der Versammlung dem Minister des Auswärtigen das Wort nicht gestattet wissen wollte, wird man in Europa aus Mangel an parlamentarischer Bildung herleiten, wir bedauern sagen zu müssen, daß es aus derselben Leidenschaft und zum Theil aus denselben persönlichen Beweggründen hervorging, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, seine Handlungsweise so unbillig als ungerecht mit Tadel zu überschütten; obwohl wir wünschten, daß Hr. Heckscher in seiner Erwiederung die einem Minister anständige Form gewählt hätte, in welcher vor ihm Hr. M. v. Gagern sich vertheidigte.

19. Sept., Morgens früh. Die traurigen Ereignisse von gestern werden den ungeheuersten Eindruck, die verschiedenartigsten Urtheile und vor allem gegenseitige Beschuldigungen der äußersten Parteien hervorrufen. Es ist also eine Pflicht der Presse, und ganz besonders der Frankfurter, dazu beizutragen, daß das Urtheil über diese betrübenden Vorfälle so viel als möglich vereinfacht und durch Beschwichtigung und Beseitigung der Leidenschaften, aus denen jene hervorgingen, weitern nachtheiligen Folgen so viel als möglich vorgebeugt werde. Zu dem Zwecke scheint uns vor allem nöthig, daß die Untersuchung nicht nur gegen die Theilnehmer am gestrigen Aufstand, sondern auch gegen diejenigen eingeleitet werde, welche wir vorgestern auf der Pfingstweide offen zum Barrikadenkampfe auffordern hörten, an dem sie doch selber nicht theilnehmen wollten. — — Es wäre thöricht, in so ernsten Augenblicken eine Wahrheit zurückzuhalten oder zu behaupten, daß politische Mäßigung und Einsicht hier zugenommen

hätten, aber man kann und darf eben so wenig verschweigen, und hiermit gehen wir auf die Verschuldungen an den gestrigen Ereignissen ein, welche Jeder mit seinem Gewissen auszumachen hat, daß die Nationalversammlung durch viele ihrer Verhandlungen, ganz besonders aber durch die über den Malmöer Waffenstillstandsvertrag nicht wenig zur Verwirrung der Gemüther beigetragen hat. Sie machte von einer Frage, welche doch auch für den Gegner des Waffenstillstandes nicht so klar sein konnte, daß sie ihm keine Zweifel gelassen hätte, das Sein oder Nichtsein des Vaterlandes abhängig; die Mehrheit vom 5., die Minderheit vom 16. wurden durch die Aufklärungen, welche zwischen diese beiden Termine fielen, nicht von voreiligen Ansichten zurückgebracht, sondern in eine immer gesteigerte Leidenschaft versetzt, und phrasenreiche, aber gedankenarme Reden junger, mit formellem Talente ohne inneren Gehalt begabter Abgeordneten wie Giskra, heftige, in Stimme und Gebärde starke Declamationen Anderer wie Blum mußten endlich im Bunde mit eigensinnigen Autoritäten den Sieg über Vernunft und gesunden Verstand davon tragen und Mitglieder der äußersten Linken zuversichtlich genug machen, um zum letzten Wagniß aufzufordern. Hoffen wir, daß der gestrige Tag ein Wendepunkt für die Haltung der Nationalversammlung und damit des Volkes werde, denn er hat uns überzeugt, daß die eine von der andern abhängt, daß es also bei der Nationalversammlung steht, Deutschland zu erretten oder zu verderben. Wir richten unsere Vorwürfe aber nicht nur gegen die Linke und vor allem gegen das linke Centrum, sondern auch gegen die Rechte und bedauern, daß unter ihr Männer von großem Talente und ehrenwerther Gesinnung am 16. ihre Stimme dem Francke'schen Antrage nicht gaben, denn wäre dieser Antrag mit größerer Mehrheit durchgegangen, so würde er auch von größerm moralischem Gewichte gewesen sein.

20. Sept. Als wir am Sonntag der Versammlung auf der Pfingstweide im Anfange zusahen, tröstete uns die Ruhe und fast gleichgültige Theilnahme des Publikums über die Reden, die wir vernahmen, und wir ahnten nicht, daß längst alle Vorkehrungen getroffen waren, um des andern Tages auf so entsetzliche Weise in „Frakturschrift" zu sprechen, wie es die zerbrochenen Glieder, die schrecklich verstümmelten Körper des alten Generals v. Auers-

wald, Vaters von vier Kindern, und des Fürsten Lichnowski zeigen. Nie waren aus des Erstern Munde andere als biedere, versöhnende Worte gekommen *), nie hatte der Zweite, der im kräftigsten blühenden Mannesalter von Meuchelmördern dahin geschlachtet ist, die Regeln parlamentarischer Beredtsamkeit verletzt, nie mit seinen Grundsätzen Verstecken gespielt und noch am Sonnabend sich gegen das auf die Spitzetreiben politischer Grundsätze in practischen Fragen von welcher Seite es komme erklärt, indem er für den vermittelnden Francke'schen Antrag sprach und stimmte. Es war also seine Persönlichkeit, es war also sein reiches Talent, welches lange vergeblich nach einem ihm entsprechenden Felde der Wirksamkeit gesucht und es endlich in der Paulskirche gefunden hatte, was man haßte, was man sich aus den Augen und aus dem Wege schaffen wollte, um einen Zustand roher Barbarei herbeizuführen, der weder Talente, noch jene Tugenden verträgt, welche bisher in Deutschland bei Hoch und Niedrig galten: deutsche Biederkeit und Treue und jene Menschlichkeit, die nur Cannibalen mit Füßen treten. Aber nicht bloß hochgestellte Männer sind die Opfer schändlicher Aufwiegelei geworden, sondern in demselben Hause mit der Leiche Lichnowski's liegen in einem einzigen Zimmer 27 Leichen armer verführter Opfer, welche die Aufforderung eines der Sonntagsredner, „sie sollten Barrikaden bauen mit ihren Leibern" buchstäblich verstanden und erfüllt haben, und deren klaffende Wunden jetzt die Gerechtigkeit der Menschen wie des Himmels gegen ihre Verführer anrufen. Nur diese hatten gewußt, was sie thaten, denn als der Kampf, den sie herbeibeschworen, und seine Gefahren eintraten, sahen sie ihm sicher und ruhig aus dem Fenster zu oder spazierten während das Gewehrfeuer krachte auf der obern Zeile.

6. Oct. Das Vorrecht der verfassunggebenden Reichsversammlung, wonach keines ihrer Mitglieder ohne ihre Genehmigung in strafrechtliche Untersuchung und bei gegründetem Verdachte eines

*) Da ich meinen Aufsätzen zur Vertheidigung des Malmöer Waffenstillstandsvertrages in der O.-P.-A.-Z. in der Regel die Anfangsbuchstaben meines Namens vorsetzte, so hatte sich der General v. Auerswald nach diesem erkundigt und ließ sich am 15. oder 16. Sept. in der Paulskirche zu mir führen, — um mir seinen Dank auszusprechen, was irgend ein Anderer nicht gethan hatte.

schweren Verbrechens in Untersuchungshaft kommen kann, würde ein Unrecht gegen das Volk sein und eine Ungleichheit vor dem Gesetze begründen, wenn es dahin zu verstehen wäre, daß ein Abgeordneter nicht um desselben Vergehens willen und unter denselben Formen vor Gericht gezogen werden könne wie jeder Andere. Jenes Vorrecht soll dem Volke bloß die Bürgschaft geben, daß keiner seiner Vertreter durch Voreiligkeit und Willkür eines Gerichtes auch nur einen Augenblick an der Erfüllung der ihm vom Volke übertragenen Pflichten verhindert werde; jenes Vorrecht soll die Würde der Versammlung zu wahren, nicht sie zu untergraben dienen; was geschehen würde, wenn Abgeordnete mehr als jeder aus dem Volke sich herausnehmen und im Vertrauen auf größere Straflosigkeit die öffentliche Ordnung unterwühlen dürften. Im Gegentheile wird die Verantwortlichkeit eines Abgeordneten und die Strafwürdigkeit seiner Aeußerungen und Handlungen außerhalb der Reichsversammlung gerade durch seine Eigenschaft als Abgeordneter um so größer; denn es ist kein kleiner Unterschied, ob der Erste Beste öffentlich aufreizende Reden hält, oder ob ein Mitglied der Reichsversammlung es thut, an welchem die Massen die äußere Würde mit dem innern Werthe verwechseln. In Folge des Aufstandes vom 18. September und dessen was ihm vorausging werden ohne Zweifel auch solche Individuen verhaftet worden sein, deren Unschuld die Untersuchung schon herausgestellt hat oder noch herausstellen wird; wir halten es aber nicht für möglich, daß das Frankfurter Appellations- und Criminalgericht ohne wichtige juristische Gründe auf eine strafrechtliche Untersuchung und Verhaftung gegen mehrere Abgeordnete angetragen haben sollte. Die Reichsversammlung hat einfach zu prüfen, ob diese Gründe triftig sind, und je nach dem Ergebniß dieser Prüfung ihre Einwilligung in das Ersuchen des Gerichtes zu geben oder zu verweigern. Sie hat aber weder das Recht noch die Pflicht, sei es zum Vortheil, sei es zum Nachtheil der fraglichen Abgeordneten ergänzend in die gerichtliche Untersuchung einzugreifen, und es ist wahrhaft zu verwundern wie Abgeordnete, darunter Juristen, auf Grund des § 24 der Geschäftsordnung für den gestern ernannten Ausschuß die Befugniß zur Zeugenvernehmung ansprechen konnten. Nach jenem Paragraphen „kann die Nationalversammlung einem Ausschuß das Recht einräumen,

Zeugen und Sachverständige vorzufordern, zu vernehmen und vernehmen zu lassen oder mit Behörden in Verbindung zu treten"; ein Ausschuß kann also erstlich dieses Recht nicht ohne Erlaubniß der Versammlung ausüben. Ferner liegt hier nicht der Fall vor, daß der Ausschuß mit den Behörden in Verbindung zu treten brauchte, da eine Behörde mit der Nationalversammlung in Verbindung getreten ist; und wozu anders sollte endlich ein Ausschuß mit einer Behörde in Verbindung treten wollen, als damit diese Zeugen vernehme, welche er selbst doch nur dann vernehmen kann, wenn sie einwilligen, sich von ihm statt von den zuständigen Gerichten vernehmen zu lassen! Der Ausschuß wird also nichts zu thun haben, als die ihm vorgelegten gerichtlichen Acten zu prüfen und aus ihnen zu entscheiden, ob die Anträge des Frankfurter Criminalgerichtes rechtlich begründet sind oder nicht. Alles Weitere würde ein Eingriff in die Justiz sein und nichts besser als Cabinetsjustiz.

Ueber den Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes der siebenzehn Vertrauensmänner.

(Aus Bülau's Jahrb.)

— — Wie Schreiber dieses in den Jahren vor dem 24. Februar der Sache eines besonnenen Fortschrittes seine schwachen Kräfte widmete, so hat er seit dieser Zeit zu denen gehört, die sich dem undankbaren und vergeblichen Bemühen unterzogen, dem Ueberstürz entgegenzuwirken, wodurch ihm schon für die nächste Zukunft unsre neu errungenen Rechte und Freiheiten bedroht zu sein schienen. Er nimmt deshalb keinen Anstand sich seinen längst bestehenden Ansichten und Ueberzeugungen gemäß auch über den der deutschen Bundesversammlung als Gutachten der „17 Männer des öffentlichen Vertrauens am 26. April" überreichten Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes auszusprechen, und da er sich gern kurz faßt, so erklärt er von vornherein, daß ihm der Gedanke eines Reichsoberhauptes oder deutschen Kaisers, der erblich sein, zu Frankfurt residiren soll u. s. f., fast ebenso unglücklich zu sein scheine, als derjenige der deutschen einen und untheilbaren Republik. Denn was wir der Republik entgegen-

setzten, das steht auch einem plötzlich zu beschließenden deutschen Kaiserreiche entgegen: beide sind ohne ungeheure Umwälzung nicht ausführbar, und diese Umwälzung wollen wir hauptsächlich deshalb vermeiden, weil sie uns ohne Zweifel nur der neu errungenen Freiheiten und Rechte wieder berauben und in mehr als Einer Beziehung weiter zurück als vorwärts bringen müßte. Der Gedanke einer deutschen Republik nahm noch vor Kurzem Köpfe für sich ein, aus denen er ebenso schnell wieder verschwunden ist, und der Versuch Weniger, die Republik einzuführen könnte eher dem Rückschritte, als dem Fortschritte nützlich geworden sein. Warum also an die Stelle Einer Utopie, die soeben Bürgerblut gekostet hat, eine andere setzen, welche, wenn nicht zu gleichen, doch zu ähnlichen Folgen führen müßte. Das Vorwort des Entwurfes sagt: „Deutschland, welches die vielhundertjährigen Strafen seiner Entzweiung getragen hat, muß seine Volks- und Staatseinheit jetzt erreichen, unverzüglich, bevor noch das zweite Jahrhundert seit jenem Frieden abläuft, welcher seine Schwäche heilig spricht" (d. h. bevor noch das Jahr 1848 abläuft). Ich glaube, es kommt hier nicht auf ein Muß, sondern auf ein Kann an; denn wenn die Nothwendigkeit vorhanden wäre, so würde sie ja die Republikaner rechtfertigen, da auch diese dieselbe Nothwendigkeit behaupteten, wie die Verfasser des Entwurfes, aber nicht mit bloßen Worten, sondern mit Thaten, wie sie die Nothwendigkeit verlangt, ihrer Behauptung Nachdruck geben wollten. Aber das deutsche Volk, da es nicht mehr in seiner Jugend steht und ihm von innen wie von außen große Gefahren drohen, ist so wenig der Republik, der doch eine allgemeine Auflösung vorausgehen würde, als der Opfer fähig, welche der plötzlichen Einführung eines deutschen Kaiserreiches gebracht werden müßten, und darum ist auch von diesem Vorschlage der 17 „Vertrauensmänner" gänzlich abzusehen. Er kann nichts als böses Blut setzen und zeugt, wir geben es gern zu, zwar von einem edeln Enthusiasmus, aber nicht von praktischer und politischer Weisheit. Das Werk dieses Augenblicks darf nur sein, solche Institutionen zu schaffen, als die deutschen Völker durch den gesicherten Besitz der gleichen für sie alle und von ihnen allen gewonnenen Freiheiten und Rechte enger vereinigen und so einen Geist in ihnen bereiten können, der eine äußere Einheit,

ein „Kaiserreich", in der Zukunft möglich macht. Zu dem rechten Geiste müssen und werden dann die rechten Ereignisse schon hinzukommen, welche jenem die ihm gebührende Form geben. Wollte man diese schaffen, ehe der Geist dazu da ist, so wird das nicht nur nicht gelingen, sondern ein solcher Versuch würde uns nicht stärker, sondern schwächer machen, als wir sind. Mich hat der Entwurf nur in der Ueberzeugung bestärken können, daß wir Deutschen noch wenig politische Bildung besitzen. Gott Lob, daß unsere übrige intellectuelle und sittliche Bildung gemacht ist, und daß wir, da Männer wie die Verfasser des Entwurfes sich nicht schämen mit uns zu streben, hoffen können, wenn auch nicht ohne Irrthum, doch ohne Verbrechen Deutschlands Größe, nicht zu machen, — denn das liegt den kommenden Geschlechtern ob — sondern vorzubereiten.

Am 30. April 1848.

Oesterreich aus einem engern Verbande mit Deutschland auszuschließen?

(Aus Nr. 366 der Allgem. Ztg. von 1848.)

Frankfurt, 28. Dec. Es kann sechs bis sieben Monate her sein seit ich Ihnen nicht mehr schrieb, und wie haben sich in dieser kurzen oder langen Zeit die politischen Verhältnisse geändert! Damals hatte ich mich in der Allg. Ztg. so eifrig als irgendjemand des hier wie in dem ganzen übrigen Süddeutschland geschmähten Preußenthums und Preußenkönigs angenommen, jetzt sieht ein Theil der damals erbittertsten Gegner in Preußen unsern einzigen Rettungsanker. Sie erinnern sich, daß die Deutsche Zeitung, obwohl sie sich sehr bald eines Bessern besann, mit ihrer bekannten Erregbarkeit gleich nach dem 18. März Preußen zur Freigebung ganz Posens und den König zur Abdankung aufforderte, und jetzt will dasselbe Blatt, welches zwar die Redaction gewechselt, aber die Mitarbeiter beibehalten hat; Preußen an die Spitze Deutschlands stellen und sucht in Aufsätzen, so gelehrt wie ein Buch, die Einigkeit der deutschen Stämme dadurch zu befördern, daß sie, mit Seitenhieben auf „das geringe politische Wissen" Andersdenkender, alles nach den Jahreszahlen zusammen-

stellt was sich aus einem Zeitraum der deutschen Geschichte, in welchen doch auch der Baseler Friede und die preußische Politik von 1795 bis 1806 fällt, z. B. gegen Bayern anführen läßt. Ich erinnere an jenen Brief, welchen Hr. Dahlmann, jetzt auch Mitarbeiter der Deutschen Zeitung, vor einigen Jahren nach Berlin, als man hier eine neue Zeitung herausgeben wollte, schrieb und dann in den öffentlichen Blättern bekannt machen ließ. Zu den neuen staatlichen und gesellschaftlichen Uebeln, welche er dort als zu den alten hinzugekommen aufzählte, rechne ich auch das politische Professorenthum, an welchem wir noch länger zu leiden haben werden. Ich hoffe, Sie sprechen mich von dem Verdachte der Paradoxie gern frei und finden keinen Widerspruch darin, wenn ich meine Gerechtigkeit gegen Preußen jetzt nicht zu einer solchen Vorliebe für dasselbe ausdehne, daß ich, so von Liebe zu Haß, wie andere von Haß zu Liebe überspringend, ihm auf einmal eine Stellung angewiesen sehen möchte, bei der es weder Deutschland erretten, noch sich selbst erhalten könnte. Wir haben erst an Louis Philipp gesehen wie schwer eine ohne eigenes Verdienst erworbene hohe Stellung auch unter günstigern Auspicien zu behaupten sei; ich bezweifle also, daß Preußen auch nur geneigt sein werde, den ihm von einem Theile der Nationalversammlung zugedachten Platz anzunehmen. Es hat kaum begonnen sich aus den Irrwegen wieder zurechtzufinden, in denen sich sein Fürst wie sein Volk nach und nebeneinander ergingen. Wie könnte es also zu sich selbst, wie könnten andere zu ihm das Vertrauen haben, ohne welches ihm die nothwendigste, die moralische Kraft fehlen würde, die es frisch und neu zu der ihm zugedachten Stellung mitbringen müßte? Um Preußen an die Spitze stellen zu können, will man Oesterreich durch das Zugeständniß eines loseren Verhältnisses zu Deutschland gewinnen. Ein eigener Irrthum, zwei langjährige Nebenbuhler dadurch versöhnen zu wollen, daß man dem einen von ihnen die Macht gibt, nach welcher sie beide getrachtet haben, und für den andern eine Verbindung lockern will, auf der von jeher seine Hauptstärke beruhte! Angenommen, Oesterreich ließe sich die Verminderung seiner Pflichten gegen Deutschland gefallen, glaubt man, es werde sich ebenso die Verminderung seiner Rechte gefallen lassen? oder darf man als Deutscher ihm den Grad von Schwäche wünschen,

daß es sich sie gefallen lassen müßte? Man gibt sich zwar der Hoffnung hin, obwohl sich der Staatsmann von Hoffnungen nicht verlocken lassen soll, daß eine gelockerte Verbindung Oesterreichs mit Deutschland in Zukunft wieder zu einer festeren werden könne. Aber wie wenn es anders käme? wenn die Zeit aus der halben Trennung eine ganze machte und Deutsch-Oesterreich sich erst in Gedanken, dann der Sache nach an die Trennung gewöhnte und wie das Elsaß sich als Glied eines großen fremden Staates wohlbefinden lernte? Ich stimme daher denjenigen durchaus bei, welche keine Zweiheit, d. h. keine Einheit wollen, bei der ein großer Theil des bisherigen Deutschlands uns auch nur für einen Augenblick, auch nur in halber Weise verloren ginge. Hat man aber auch ferner bedacht, auf welche Weise das übrige nichtösterreichische Deutschland bei dauernden und ausschließlichen Vorrechten Preußens mit diesem unter einen Hut gebracht werden solle, und hält man es für ganz unmöglich, daß ein Theil desselben geneigter sein könnte sich an Oesterreich anzuschließen, als sich unter Preußen zu schaaren? Und was würde alsdann die Folge sein? Daß vielleicht die deutsche Einheit auch für alle Zukunft unmöglich würde! In Bezug auf sie darf die Politik der Gegenwart keine andere sein als der Zukunft nichts zu vergeben, als zu dieser die Keime zu legen. Also kein Deutschland, welches Oesterreich nur einen Augenblick ausschlösse, oder es uns auch nur ein weniges entfremdete! —

Möglich, daß es nach diesen Grundsätzen abermals zu einem Staatenbunde käme, aber ich will lieber diesen in verbesserter Ausgabe wiederkehren, als durch einen voreiligen und unglücklichen Anlauf zum Bundesstaat Deutschlands Zukunft auf's Spiel gestellt sehen. Gehörte die deutsche Einheit zu den Errungenschaften des Märzes, so brauchte sie jetzt nicht erst gesucht und eingeführt zu werden, ich glaube vielmehr, daß jene Errungenschaften dienen sollen und müssen, das Volk über das Wesen und den Zweck der deutschen Einheit, sowie über die Mittel zu ihr noch erst aufzuklären und daß die Einführung der Einheit von den Ereignissen, nicht aber von einer politischen Versammlung ausgehen werde. Dem Volke sind die freie Presse und die übrigen neuen Freiheiten gewiß und in ihrem Besitz und Gebrauche kann es ihm gleichgültig sein, wer die deutsche Reichsverfassung, wie dieselbe für jetzt

möglich und nöthig ist, angibt und einführt. Versteht sich, wie es den Anschein hat, und wie es in der Natur einer solchen Versammlung liegt, die Nat.-Vers. nicht darauf, so wird das Volk, welches nicht mehr auf dem Standpunkte des Vorparlamentes steht, es ruhig geschehen lassen, daß seine neugeschaffenen oder umgeschaffenen constitutionellen Regierungen das Geschäft in die Hand nehmen. *)

*) **Den Schluß „Möglich ꝛc." theilte die Allgemeine Zeitung nicht mit, der Aufsatz wurde ihr aber wörtlich zugeschickt, wie er hier abgedruckt steht.**

(1849.)

Vereinbarung.

Frankfurt, 1. März. Die deutsche National-Versammlung ist jetzt glücklicherweise der Ansicht, daß sie nur auf dem Wege der „Verständigung" mit den deutschen Regierungen Deutschland eine Verfassung geben wolle, und ich bestreite nicht, daß man mit redlichem Willen von beiden Seiten durch Verständigung so gut zum Ziele kommen könne, als durch Vereinbarung. Gleichwohl vermag ich nicht zu erkennen, weßhalb die letztere verpönt ist. Zwar sagte Hr. H. v. Gagern als Vorsitzender der Nationalversammlung am 19. Mai 1848: „Den Beruf und die Vollmacht, das Verfassungswerk für Deutschland zu schaffen hat die vom Vorparlament richtig vorgefühlte Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit in unsere Hände gelegt, daß es auf anderm Wege zu Stande kommen könnte." Da aber das Vorparlament auf eigne Hand zusammengetreten war und keine Zeit gehabt hatte, mit den Regierungen in Vernehmen zu treten, so konnte es auch in dem vorausgesetzten Vorgefühl irren, und da die Nationalversammlung gemeinschaftlich durch das Vorparlament, sowie den dieses fortsetzenden Fünfzigerausschuß und durch die Regierungen zusammenberufen wurde, so konnte schon aus diesem Grunde das Vorparlament nicht ausschließlich maßgebend für die Nationalversammlung sein. Auch haben das gegenwärtige Reichsministerium (H. v. Gagern), indem es die Nationalversammlung um die Ermächtigung, mit Oesterreich wegen der „festzusetzenden" Verfassung zu unterhandeln ersuchte, und die Nationalversammlung, indem sie dieselbe ertheilte, offenbar im Gegensatze zu den Gefühlen des Vorparlamentes die Unmöglichkeit erkannt, die Verfassung Deutschlands o h n e die Regierungen Deutschlands zu Stande zu bringen, und die Nationalversammlung hat dadurch zugleich berichtigt, was sie etwa in der Voraussetzung beschlossen hätte, die Repräsentantin der Souveränetät der ganzen Nation, also des Volkes und der Regierungen, zu sein. Hat man auch

schwerlich ein Recht, die mit dem März v. J. in Deutschland begonnene Bewegung eine Revolution im Sinne der französischen Februarrevolution zu nennen (denn in Frankreich ist wirklich eine ganz neue Verfassung eingeführt, während in Deutschland keine Regierung gestürzt und man nur darüber eins ist, die Verfassung und die Verfassungen zu verbessern), ist Deutschland vielmehr in einer großen Reform begriffen und sind wir also nicht in solchem Grade die Affen der Franzosen gewesen, als es bisweilen den Anschein hatte, so können wir doch ebenso wenig, und wäre es auch nur, um nicht der nöthigen Bescheidenheit zu vergessen, leugnen, daß wir ohne die Franzosen die jetzt oft schon so gering angeschlagenen Märzerrungenschaften nicht gewonnen hätten. Unsere gegenwärtige Lage ist aber weit mehr mit derjenigen der Franzosen von 1789, als von heute zu vergleichen, nur daß unsere geistigen und materiellen Zustände vor 1848 denen der Franzosen vor 1789 weit vorzuziehen sind, und wir demnach große Schuld und Verantwortung auf uns lüden, wenn wir denselben Weg wie jene einschlügen. Besonders liegt die Aehnlichkeit der französischen **Assemblée nationale** von 1789 und unsrer Nationalversammlung auf der Hand. Beide gingen aus dem Drange der Zeit hervor, beide traten mit Bewilligung der Regierungen zusammen, nur daß die französische Regierung den **Etats généraux** (aus denen die **Assemblée nationale** hervorging) anfangs nicht mit der Bereitwilligkeit entgegenkam, wie die deutschen Regierungen der Nationalversammlung, und daß die erstern weit rücksichtsvoller gegen den König von Frankreich waren, als es die deutsche Versammlung gegen die deutschen Fürsten und Regierungen gewesen ist. Es wird nicht uninteressant sein, zu hören, wie die französische **Assemblée nationale** von 1789 über ihre eigene Machtvollkommenheit dachte, und ich will die maßgebenden Aeußerungen Mirabeau's anführen. Von der Souveränetät der Versammlung sprach er in der Sitzung vom 2. Juli 1789 nur mit Rücksicht auf die einzelnen Mitglieder derselben, indem er auf gegebene Veranlassung sagte: „Niemand kann Mitglied der Nationalversammlung bleiben, wenn er nicht die Souveränetät derselben anerkennt, und die Versammlung selbst kann nicht in Gegenwart irgend Jemandes (nämlich irgend eines Mitgliedes) berathen, welcher (wie geschehen war) das Recht zu

haben glaubt, gegen ihre Berathungen zu protestiren.“ An einen Eingriff in die Rechte des Königs dachte Mirabeau hierbei nicht. Zwar sagte er in der angegebenen Sitzung noch mit vollem Rechte: „Keine Macht unter dem Himmel, selbst nicht die Executivgewalt habe das Recht, zu den Vertretern der Nation zu sagen: ich will“, wie das der König am 23. Juni gethan und dadurch die weltberühmte Antwort Mirabeau's hervorgerufen hatte; aber Mirabeau hatte sich noch früher den Souveränetätsgelüsten der **Assemblée nationale** gegenüber dem König mit derselben Entschiedenheit widersetzt. Er sagte nämlich am 15. Juni und wiederholte es am 16.: „Man erwiedere ihm auf das, was er über die Nothwendigkeit der königlichen Sanction (in Bezug auf die Constituirung der **Etats généraux** zur **Assemblée nationale**) gesagt habe, diese sei, wenn das Volk gesprochen, nicht nöthig. Und ich, meine Herren, ich halte das Veto des Königs für so nothwendig, daß ich lieber in der Türkei als in Frankreich leben wollte, wenn er es nicht hätte; ja, ich erkläre zum zweiten Mal, ich würde nichts Schrecklicheres kennen, als eine souveräne Aristokratie von 600 Personen, welche sich morgen für unauflösbar, übermorgen für erblich erklären könnte und zuletzt, wie noch alle Aristokraten der Welt, Alles an sich reißen würde.“

20. März. Nachschrift: Würde ein solches „Alles an sich reißen“ nicht auch darin liegen, wenn die deutsche National-Versammlung jetzt Deutschland nicht nur eine Verfassung, sondern auch einen Kaiser aufzwingen wollte? Die gegenwärtige französische Nationalversammlung handelte anders; sie maßte sich nicht einmal die Wahl eines auf vier Jahre zu ernennenden Präsidenten an.

(Frankfurter Zeitung v. 22. März 1849.)

Rückblicke.

Frankfurt, 4. Mai 1849. Die französische Constituante von 1789 ward weit dringender von der Nothwendigkeit gefordert, als die deutsche Reichs-Versammlung von 1848; die materielle Wohlfahrt Frankreichs war so zerrüttet, als man sie in Deutschland durch die Revolution und durch die Zurüstungen zu

dieser noch erst zerrütten will, die Sittlichkeit und Religiosität des Volkes waren in unendlich höherm Grade unterwühlt, als bei uns, und doch bedurfte es nach der Constituante noch der Legislative und des Convents, bis Frankreich allmälig dahin gelangte, wohin uns unsere Vogt und Simon mit einem Sprunge bringen wollen. Die Constituante, deren Wirksamkeit sowohl die beiden ersten Stände (Adel und Geistlichkeit) als die Regierung Ludwigs **XVI.** hartnäckig Schwierigkeiten in den Weg legten, benahm sich lange Zeit mit großer Mäßigung, indem sie nur von einer „Reform" und „Reorganisation" Frankreichs sprach, die sie mit dem Könige vereinbaren wolle, dessen Person dabei stets mit der größten Achtung behandelt wurde, während es in der deutschen Reichsversammlung Stil ist, die deutschen Fürsten anzugreifen und sie die eigene Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Robespierre wurde während der ganzen Constituante, deren Mitglied er war, kaum genannt, geschweige daß sich die edeln und gebildeten Männer derselben mit ihm gemein gemacht hätten, und als er später im Convent die Höhe erklommen hatte, welche das Ziel des Ehrgeizes auch unserer Demokraten ist, bestrafte er, ein Despot wie kein Kaiser und König, den Atheismus eines Anarcharsis Clootz noch mit der Guillotine.

Der vulgäre Liberalismus, welcher durch die gemeinsame Schuld der Völker wie der Regierungen in Deutschland seit 1830 mehr und mehr um sich griff, welchem die tonangebenden Männer in unsrer Reichsversammlung, die Gagern, die Welcker, die Bassermann, die Mathy angehörten, welchem Gelehrte, wie der Geschichtschreiber Schlosser — ich hebe diesen als einen der bedeutendsten hervor — mit jedem Jahre mehr verfielen, der vulgäre Liberalismus, sage ich, coquettirte mit der Revolution, appellirte an die Revolution und hat dadurch im Volke sowohl unendlich viel verdorben, als seine eigene sittliche und geistige Schwäche an den Tag gelegt. Die Regierungen hatten ganz recht, diesen Liberalismus zu perhorresciren; ihr Unrecht bestand darin, daß sie sich ihm gegenüber in die Verneinung flüchteten und so dem Volke die Meinung beibrachten, daß der ächte Fortschritt, wie ihn die besonnenen, nur selten und mit Mühe zum Worte gekommenen und also bei Volk und Regierungen ohne Einfluß gebliebenen Männer wollten, gleichfalls zu den verbotenen Früchten

der von den Liberalen versteckter oder offener gepriesenen Revolution gehöre. Unsere augenblicklichen übeln Zustände sind bekanntlich das unmittelbare Erzeugniß eines großen auswärtigen Weltereignisses, wollte man aber wissen, wer nächst diesem dieselben verschulde, so müßten wir als ihre Factoren im Lande den angegebenen Fehler der Regierungen und den angegebenen Liberalismus nennen, obgleich ich gern zugebe, daß die ersteren durch das Vorhandensein des letztern ein Hinderniß des Bessern mehr hatten. Die gerechtere Nachwelt wird daher in Bezug auf die Wirkung, welche sie gehabt haben, zwischen den Gagern und Welcker und den Metternich und Eichhorn eine engere Wechselwirkung annehmen, als sie selbst zugeben werden.

Der vulgäre Liberalismus vor 1848 war eigentlich nichts, als der umgekehrte Servilismus jener Zeit. Dieser hielt die Regierungen durch die Furcht vor jenem von wohlthätigen Reformen ab; jener führte diesen, der ja nicht bloß in knechtischer Gesinnung, sondern zugleich in politischen Irrthümern lag, ausschließlich auf die Fürsten und Höfe zurück und stellte dagegen das Volk als den Ausbund aller Vortrefflichkeiten hin. Indem er so dem letztern eine übertrieben günstige Meinung von sich selbst und eine übertrieben ungünstige von den Regierungen beibrachte, hat er jene Unfähigkeit des Volkes, sich regieren zu lassen, jene Ungesetzlichkeit desselben hervorgerufen, über welche, obgleich sie sein eigenes Werk war, er selbst Klage führen mußte, als er zu Anfang des vorigen Jahres an's Ruder kam. Diese Klage und die damit übereinstimmende Handlungsweise des Liberalismus wurde ihm vom Volke mit Recht als Abfall von seinen eigenen Lehren ausgelegt, und im Großherzogthum Baden, wo er am freiesten gewaltet hatte, wurden und blieben die alten Volksmänner verhaßter, als ihre alten Gegner. So rächte sich der Liberalismus an seinen eigenen Bekennern, und war zugleich Schuld daran, daß das Volk aus dem Regen in die Traufe kam oder von den Liberalen zu den durch nichts und um nichts verdienten Republikanern und Demokraten überging.

Dasjenige, was in diesen Andeutungen liegt, muß zum Verständniß des Jahres 1848 dienen. Als der offenkundigste Gegner der bisherigen Regierungen, als die leider volksthümlichste Partei war der vulgäre Liberalismus in Folge der Märzereignisse jenes

Jahres ohne Zweifel bestimmt und berufen, seine Gegenfüßler zu stürzen und an die Spitze der Geschäfte zu treten. Man muß ihm zugestehen, daß er sich hier gleich blieb, und daß ihn bis auf den heutigen Tag dasselbe Schwanken zwischen Reform und Revolution ausgezeichnet hat, wie in der Opposition. Bei Gagern hat sich dies mit der Ehrlichkeit eines Mannes gezeigt, bei dem der Liberalismus mehr eine ungeläuterte und unklare Richtung, als Profession gewesen war; bei Welcker mit seiner alten Verlogenheit; bei Bassermann mit einem etwas komischen Pathos; bei Mathy mit dem Gefühl eines Mannes, der den Widerspruch fühlt zwischen den Mitteln, womit er eine Stellung erwarb, und den Mitteln, womit er sie behaupten muß.

Soll Deutschland gesunden, so müssen sowohl der vulgäre Liberalismus, als der Servilismus und die Reaction, welche man mit dem Namen der Metternich'schen zu bezeichnen pflegte, ihre Bedeutung in Deutschland verlieren, zugleich muß die revolutionäre oder republikanische Partei und Richtung vor dem augenblicklich verdunkelten bessern Geiste des deutschen Volkes weichen. Es ist nicht wahr, daß dieses im Jahr 1848 eine Revolution gemacht habe, daß es der Affe des Franzosenthums gewesen sei — es hat vielmehr eine große Bewegung stattgefunden, deren Zweck eine durchgreifende Reform, nicht eine Umgestaltung war, wie die Versammlung der Paulskirche sie durch ihre Verfassung beabsichtigt, oder wie sie aus dieser folgen würde. Einer so starken Wirkung müßte eine gleich starke Ursache vorausgegangen sein, und vor der hat die Vorsehung Deutschland diesmal noch bewahrt. Die Wirkung ohne die Ursache wollen, würde entweder die unsinnige Behauptung in sich schließen: Deutschland müsse die französische Revolution betrachten, als wenn dieselbe von ihm selbst gemacht wäre, oder es würde, worauf auch die dem Erbkaiserthume beigetretenen und dafür wühlenden Republikaner hoffen, die verkehrte Welt gespielt werden, daß die Ursache der Wirkung nachfolgte, d. h., daß das versuchte Kaiserthum des Liberalismus der Paulskirche durch eine durch dasselbe hervorgerufene Revolution so unmöglich gemacht, als überboten werde.

(A. a. O. v. 7. Mai.)

Ueber den Berliner „Entwurf der Verfassung des deutschen Reiches."

(Aus der „Frankfurter Zeitung.")

Frankfurt, 2. Juni. Auf die Reichsverfassung, wie sie von der Nationalversammlung beschlossen und von den kleinern deutschen Regierungen angenommen war, ist mit möglichster Beschleunigung der preußische von Sachsen und Hannover genehmigte „Entwurf der Verfassung des deutschen Reiches" gefolgt, und die Frage wird nun sein, ob der letztere lebensfähiger und ausführbarer, als die erstere. Indem die Nationalversammlung, welche durch ihre Irrthümer an den Verhältnissen gescheitert ist, einseitig eine endgiltige Verfassung beschloß und diese den Regierungen aufnöthigen wollte, konnte sie sich hierfür nicht auf ein ihr zustehendes Recht, sondern nur, wie sie es auch wiederholt that, auf das: reipublicae salus summa lex esto, oder auf die „Unmöglichkeit" berufen, eine Verfassung mit den Regierungen zu vereinbaren.

Aus diesem Grunde maßte sich die rechtmäßige Vertreterin des Volkes auch die Rechte der Regierungen an und rief dadurch das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigte, nämlich den Bürgerkrieg, in welchem wir jetzt stehen, den Kampf zwischen Reaction und Revolution entweder hervor oder diente ihm doch zum Vorwande. Ich befürchte, daß auch der preußische Entwurf die Schleußen der Revolution nicht schließen, sondern nur weiter öffnen und so ganz wie derjenige der Nationalversammlung das Gegentheil von dem, was seine Urheber beabsichtigen, hervorbringen werde; es wäre denn, daß die preußische Regierung auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht mit demselben Eigensinne beharrte, wie die Nationalversammlung. Die letztere hob Rechte auf und verstieß gegen Interessen, welche durch keine Revolution hinweggenommen waren, von deren Vertretern sich also auch nicht erwarten ließ, daß sie ihnen freiwillig entsagen würden. Dieselben Rechte und Interessen werden, und ungefähr in demselben Grade, in dem preußischen Entwurfe verletzt, und daraus folgt derselbe Schluß: daß ihre Vertreter so wenig Preußen als der Nationalversammlung zu gefallen weichen und nachgeben werden; und sie werden es wahrscheinlich noch weniger nöthig haben.

Wir hätten etwas anderes von Preußen erwartet oder doch gewünscht, als die eigennützige Ausbeutung des Werkes der Nationalversammlung, wie sie in dem Entwurfe vorliegt, und wir befürchten selbst, daß es sich durch die darin getroffenen Abänderungen und durch das ihm angehängte Wahlgesetz alle die Sympathien entziehe, welche sich die Nationalversammlung mit welchem Rechte immer erworben hatte.

Denn wie nothwendig diese Abänderungen auch sind, wie sehr wir das von Preußen vorgeschlagene Wahlgesetz dem von der Nationalversammlung beschlossenen vorzuziehen haben: das deutsche Volk in seiner Mehrheit wird und kann darin nur die Bedingungen erkennen, unter welchen Preußen die Verfassung der Frankfurter Reichsversammlung annehmen wolle, und dem denkenden Politiker muß also immer die Frage wiederkehren: ob diese erstens an und für sich gut, ob sie zweitens zeitgemäß sei. Wir gehen von der Ansicht aus, die Revolution, in welcher wir zu einer Zeit wie die unsere nicht die Mutter, sondern das endliche Grab der Freiheit und Einheit erblicken, könne nur dadurch in ihrem Fortgange aufgehalten werden, daß wir zu dem Maße von Fortschritt zurückkehren, welches allen Freisinnigen und Verständigen vor dem März 1849 für das rechte galt, und daß wir all den Uebertreibungen entsagen, zu denen sich die Phantasie der Deutschen durch die französische Februarrevolution und deren partielle Nachahmung erhitzt hat.

Indem die Nationalversammlung Rom in Einem Tage bauen oder die Einheit und Freiheit Deutschlands in Einem Jahre in dem denkbar höchsten Grade erreichen wollte, so verzweifelte sie an dem Geiste und der Kraft des deutschen Volkes; denn wenn ein Volk sich nicht naturgemäß und stufenweise entwickeln kann, so ist es auch nicht fähig, einen auf unnatürliche, d. h. den gegebenen Verhältnissen schroff widersprechende und alles Maß überschreitende Weise gewonnenen Fortschritt zu behaupten. Der eingeschlagene Weg muß also verderblich werden und zu einem nicht beabsichtigten Ausgange führen, ob die Nationalversammlung, ob Preußen ihn, beide nach ihren verschiedenen Gesichtspunkten, betreten. Stand Preußen im Frühjahre 1848 da, wie nicht dagestanden zu haben seine Regierung seit 1840 verschuldete, so mußte es das Vorparlament nicht anerkennen,

und die Nationalversammlung wäre nicht entstanden. Auf diesen Standpunkt müßte es sich, seit die letztere in sich zerfallen ist, zurückversetzt und in diesem Sinne das früher Versäumte nachgeholt, d. h. Deutschland auf den Weg der Reform zurückgeführt haben.

Hierfür würde es das Volk, seit dieses die Folgen und den Ausgang der von der Nationalversammlung gewollten Verfassung mit Augen sieht, gewonnen, hierzu würden alle Regierungen mitgewirkt haben. Ich habe Preußen viel zu oft das Wort geredet, als daß ich seine Vorzüge könnte herabziehen wollen, aber die Macht, welche ihm der Entwurf gibt, ist schon aus dem Grunde eine phantastische, weil sie eine unverdiente ist. Derselbe wird übrigens sogleich daran scheitern müssen, daß er Preußen von der Nebenbuhlerschaft Oesterreichs befreit, also auch ein Kleindeutschland begründet und nach Art profunder Politiker wie Rauwerck für ein großes Reich die beschränkte Grenze der Nationalitäten zieht, wovon natürlich in so weit die Ausnahme gemacht wird, als es der Vortheil Preußens bei Preußisch-Polen erforderte.

Frankfurt, 3. Juni. — — — Wäre die Kurzsichtigkeit der neuen preußischen Staatsmänner weniger groß, so würde Preußens Benehmen unbegreiflich sein. Wie, Ihr legt die oberste Leitung des Werkes, welches in Euerm Entwurf das Licht der Welt erblickt hat, in die Hände eines Mannes (v. Radowitz), der jedenfalls vor 1848 ein zu entschiedener Reactionär im alten Sinne war *), als daß derjenige, der selbst Vertrauen erwecken will, ihm nach 1848 einen hervorragenden Einfluß einräumen dürfte! Wie, Ihr knüpft Euern Entwurf eng an eine Verfassung, um deren willen Ihr mit der Nationalversammlung gebrochen habt, und fühlt diesen Widerspruch nicht! Ihr scheidet dasjenige davon aus, um deßwillen die Linke ihre Zustimmung dazu gegeben hatte; Ihr zersplittert also die kleindeutsche Mehrheit, erbittert und verstärkt die großdeutsche Minderheit, und scheut

*) Freilich ist er das jetzt nicht mehr, sprach er doch in seiner Rede v. 25. Aug. von der Verachtung, in die der alte Bundestag gefallen gewesen; ein Seitenstück — denn les extrêmes se touchent — zu dem Lobe, welches Welcker dem alten Bundestage in seinem ganzen Leben zum ersten Male ertheilte, als er selbst Bundestagsgesandter geworden war.

alle die Kämpfe nicht, die Ihr auf diese Weise hervorruft? Haltet Ihr die demokratischen Elemente für so schwach, daß Ihr deren Herr werden zu können glaubt, nachdem Ihr Uneinigkeit in das Lager des conservativen Theiles des Volkes gebracht?

Wahrlich wir bewundern das Vertrauen der preußischen Regierung und wissen nur nicht, worauf sie dasselbe setzt. Vielleicht auf den Beitritt jener Regierungen, welche von der demokratischen Partei in ihren Ländern gezwungen wurden, die Frankfurter Verfassung anzunehmen, und wahrscheinlich aus demselben Zwange auch dem preußischen antidemokratischen „Entwurfe eines Gesetzes, betreffend die Wahlen der Abgeordneten zum Volkshause" beitreten werden? Wir wollen nicht fragen, worauf sich die preußische Regierung noch weiter verlasse; aber wir möchten ihr rathen, ihrem Vertrauen auf Sachsen und Hannover zu mißtrauen, denn beide könnten Preußen gegenüber gedacht haben, wie dieses gegenüber der National-Versammlung: Kommt Zeit, kommt Rath!

— — — Preußens deutscher Verfassungsentwurf soll einer neuen Reichsversammlung zur Verwerfung oder Billigung unterbreitet werden, während Deutschland an der nun zerstobenen, von süddeutschen Advocaten und gewesenen Volksmännern veranlaßten National-Versammlung vollkommen genug hat und eine endgültige Verfassung erwartet, zu welcher sich wenigstens die Regierungen vereinigen könnten, und welche die alte und neue Zeit in billige Ausgleichung mit einander brächte.

Das würde freilich eine octroyirte Verfassung sein, denn eine octroyirte Verfassung ist eine einseitig gegebene. Eine octroyirte Verfassung war also auch die der Nat.-Versammlung, und es kam nur darauf an, daß die Fürsten dem Volke eine bessere octroyirten, als die Volksvertreter sie den Fürsten octroyirt hatten. Die Revolution in der Ausdehnung oder mit den Ansprüchen, wie wir sie in Deutschland erleben sollen, ist durch unsre vormärzlichen Zustände, wie sehr diesen auch eine Reform noth that, nicht gerechtfertigt; dieses Gefühl theilte sich auch dem ganzen Volke bereits in solchem Grade mit, daß sogar die Linke auf eine Reaction gefaßt und wieder particularistisch gesinnt war, bevor ihr Gagern und sein Anhang das Kaiserthum gegen ultrademokratische Institutionen abhandelten und ihr dadurch eine neue Aussicht auf

den Triumph ihrer Meinung gaben. Die Gagern'sche Partei hatte erfahren, daß Volksmann zu heißen bequemer ist als Staatsmann zu sein, und sie war mit Ausnahme einiger durch die Lectüre des Plutarch irre geleiteten Professoren von ihren Irrthümern geheilt, die Regierungen konnten also auf die, aus Partei und Charakter, durch Bildung und Besitz conservative Mehrheit des Volkes rechnen, wenn sie sich über eine Verfassung einigten, durch welche die Märzerrungenschaften gesichert und die Einheit des gesammten Deutschlands auf den bestehenden Verhältnissen neu errichtet wären. Und in diesem Sinne kann und muß noch jetzt verfahren werden, entweder durch Abänderung des preußisch-hannoversch-sächsischen Entwurfs oder dadurch, daß die sämmtlichen deutschen Regierungen gemeinsam das Werk in die Hand nehmen.

Frankfurt, 6. Juni. Das Erfreulichste an dem preußischen Entwurfe und dem Bündnisse der drei Regierungen ist unstreitig, daß überhaupt Regierungen in Deutschland nur wieder die Initiative in den öffentlichen Angelegenheiten ergreifen, daß die während der Dauer der National-Versammlung immer mehr untergegangene höchste Staats- und Regierungsgewalt endlich ein Lebenszeichen von sich gibt. Wir würden auch loben, daß in dem größern der beiden amtlichen Schreiben der preuß. Regierung v. 28. Mai, welche den Entwurf begleiten, „an alle Regierungen, welche Glieder des deutschen Bundes von 1815 sind", das Ansuchen ergeht, sich dem Bündnisse der Drei anzuschließen; wenn hiermit nicht im Widerspruche stünde, daß dieses auf Grund des Art. 11 der deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815 geschlossen, mit andern Worten, daß es auf die Ausschließung eines jener Glieder berechnet ist, daß nämlich Oesterreich stillschweigend von dem Ansuchen ausgenommen bleibt. Ja in dem fraglichen, nur von ihm unterzeichneten Schreiben geht das preußische Ministerium, ohne Oesterreichs mit einem einzigen Worte zu erwähnen, so weit, im Namen der drei Regierungen „den Entwurf sämmtlichen Gliedern des Bundes von 1815 als ihren gemeinschaftlichen Vorschlag und in der Hoffnung vorzulegen, daß derselbe ihre Zustimmung finden werde."

Das heißt die Rücksichtslosigkeit auf Oesterreich in der Einladung zum Beitritt zu einem „auf Grund des Art. 11 der

deutschen Bundesacte" geschlossenen Bündnisse, den übrigen Bundesgliedern, zumal Baiern gegenüber auf die Spitze getrieben! Zumal der Entwurf, dessen Annahme verlangt wird, so weit- und tiefgehende Bestimmungen über das Verhältniß Oesterreichs zu dem künftigen deutschen Reiche enthält, daß die Sicherheit des deutschen Bundes, wenn anders zu dieser sein Fortbestehen mit gehört, ohne Zweifel dadurch gefährdet wird.

Der Art. 11 der Bundesacte vom 8. Juni 1815 sagt: „Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären." Nach demselben Art. „machen die Bundesglieder sich ebenfalls verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen" u. s. w.

Nun bemerkt die preuß. Regierung zwar mit Recht: „Dem auf der Acte vom 8. Juni 1815 errichteten deutschen Bunde gehe zur Zeit ein ausreichendes Organ zu gemeinschaftlicher Thätigkeit ab"; aber dann hätte der nächste Schritt der drei Regierungen dahin gehen müssen, daß ein solches Organ geschaffen würde, damit dieses Dasjenige unternähme, was sie jetzt allein sofort erledigen wollen.

Nimmt man hinzu, daß Sachsen und Hannover in dem Entwurfe, dessen Durchführung doch als Endzweck ihres Bündnisses mit Preußen zu betrachten ist, neben diesem eine sehr untergeordnete Stellung einnehmen, so muß die alte, durch die Nationalversammlung nur erweiterte Kluft zwischen Preußen und Oesterreich um so mehr zunehmen, als Preußen das Werk jener Versammlung in Beziehung auf die Trennung Oesterreichs von Deutschland sich durchaus aneignet. Wie leicht könnte also das zur Durchführung des Entwurfs auf Grund des Art. 11 der Bundesacte gestiftete Bündniß die Folge haben, welche jener Art. verbietet: daß Glieder des Bundes ihre Streitigkeiten mit Gewalt verfolgen. —

Mußten den Berliner Entwurf um der Stellung willen, die er Oesterreich zu Deutschland anweist, von vornherein dieselben Antipathien treffen, welche der von der Nationalversammlung

beschlossenen Verfassung zu Theil wurden, so hat er sich auf der andern Seite in Widersprüche verwickelt, welche die Nationalversammlung vermieden hatte.

Die Revolution, so weit eine solche seit dem vorigen Jahre in Deutschland stattfand, kann keinen andern vernünftigen Zweck gehabt haben, als diejenigen politischen Reformen herbeizuführen, auf welche die freisinnige Partei im Volk wie in den Regierungen schon vor 1848 drang und welche der Widerstand der conservativen oder vielmehr reactionären Partei im Volk wie in den Regierungen verhinderte. Die Nationalversammlung war so unglücklich, in ihren Beschlüssen über das Maß dieser allgemein gewünschten Reformen weit hinauszugehen, und das war der zweite Hauptgrund, an dem sie selbst gescheitert ist und weshalb die von ihr beschlossene Verfassung auf so großen Widerstand nicht bloß bei den Regierungen, sondern auch beim Volke stieß.

Nachdem die Mehrheit in der Paulskirche aber auf dem verkehrten Wege so weit vorgeschritten war, daß sie nur noch eine kleine Strecke bis zu seinem Ende hatte, handelte sie folgerichtig, auch diese zurückzulegen, d. h. der Linken die Zugeständnisse zu machen, gegen welche dieselbe zu dem so weit gediehenen Werke helfen wollte. Denn nur vermöge dieser Zugeständnisse, d. h. vermöge der durch die Linke zur Annahme gebrachten demokratischen Institutionen, wie unbeschränktes Wahlrecht, konnte eine Verfassung vielleicht in's Leben geführt werden, der zu viel Bestehendes und Heilsames als Hinderniß entgegenstand, als daß es ohne eine durch die Verfassung selbst berechtigte demokratische Schonungslosigkeit zu beseitigen gewesen wäre.

Die preußische Regierung hat also darin geirrt, daß sie das in der zu Frankfurt beschlossenen Verfassung ihr Zusagende von dem ihr nicht Zusagenden glaubte trennen zu können. Und an diesem Irrthume wird und muß sie mit ihrem Entwurfe scheitern, denn derselbe enthält die Folge ohne ihren Grund, will die Wirkung ohne ihre Ursache.

Frankfurt, 12. Juni. Wird, wie ich in meinem letzten Aufsatze bemerkte, Oesterreichs in den zwei Schreiben „an sämmtliche deutsche Regierungen", womit das Ministerium Brandenburg-Manteuffel den Entwurf begleitete, mit keinem Worte gedacht, so

beschäftigt sich dagegen ein drittes im amtlichsten Tone gehaltenes, aber im nichtamtlichen Theile des Staatsanzeigers abgedrucktes Schreiben, d. d. Berlin, 30. Mai um so angelegentlicher mit „dem ersten Gliede des bisherigen deutschen Bundes.“ Aber der Inhalt dieses Schreibens entspricht den freundlichen Worten nicht, deren es gegen „die österreichische Regierung“ voll ist. Denn es wird offen darin bekannt, daß das deutsche Volk, ja daß derjenige kleinere oder größere Theil des deutschen Volkes, dessen Regierungen dem Bündnisse der Drei beitreten, gar keine Stimme darüber haben solle, ob oder nicht Oesterreich beim „deutschen Reiche“ verbleiben könne.

„Der Entwurf der verbundenen Regierungen“, sagt nämlich das fragliche Schreiben, „ist als der Vorschlag anzusehen, welchen sie übereingekommen sind, einer in Staatenhaus und Volkshaus gegliederten, auf Grund des beigefügten Wahlgesetzes einzuberufenden Versammlung aus allen den Staaten vorzulegen, welche sich zu diesem Zwecke mit ihnen vereinigen.“ Die zur Berathung über den Entwurf einzuberufende, in Staatenhaus und Volkshaus gegliederte Versammlung würde also nicht berechtigt sein, in ihren Beschlüssen aus dem Kreise herauszutreten, in welchen sie durch die Vorlage, auf deren Inhalt hin sie sich hätte wählen lassen, gebannt wäre; alle großdeutsch Gesinnten innerhalb des nicht österreichischen Deutschland würden also von vornherein von ihr ausgeschlossen sein, und da an die österreichische Regierung nicht einmal die Einladung erging und bei dem Inhalte des Entwurfes ergehen konnte, dem Bündnisse der drei Regierungen beizutreten, so wären die zum österreichischen Kaiserreiche gehörenden Theile Deutschlands und des „bisherigen deutschen Bundes“ auch physisch außer Stand gesetzt, über ihr Schicksal als Deutsche ein Wort mitzusprechen, und Preußens Einfluß in der neuen constituirenden Reichsversammlung eben so übermächtig, als in dem Bündnisse, welches es mit „sämmtlichen“ deutschen Regierungen anstrebt, von deren Sämmtlichkeit es aber ausdrücklich die österreichische ausnimmt.

„Der Bundesstaat selbst, wie er aus der Annahme des Entwurfs von Seiten jener Versammlung hervorginge, würde daher stets nur diejenigen deutschen Staaten umfassen, die sich ihm nach eignem freien Ermessen angeschlossen haben.“ Was

bedeuten neben solchen und ähnlichen Sätzen des Schreibens und neben dem ersten Art. des Entwurfes: „Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete derjenigen Staaten des bisherigen deutschen Bundes, welche die Reichsverfassung anerkennen", die schönsten Worte über den rechtlichen Fortbestand der Bundesacte von 1815, welche man doch in die Unterordnung unter ihren eilften Artikel bringt, worin dieser bisher unter jener stand? Was helfen alle die Betheuerungen, „daß der Bundesstaat, dessen Gründung die drei Regierungen beabsichtigen, den rechtlichen Fortbestand der Verträge von 1815 nirgends antaste", „daß auch die in dem engern Bundesstaat vereinigten Staaten allen Pflichten, welche den einzelnen Bundesgliedern nach der Bundesacte obliegen, vollständig genügen und ebenso die entsprechenden Rechte für sich in Anspruch nehmen würden", was, sage ich, helfen alle diese Betheuerungen, wenn „der engere Bundesstaat", den man schaffen will, den Namen des „deutschen Reiches" für sich in Anspruch nimmt, von dem „deutschen Reiche" also nicht nur Oesterreichs deutsche und dem deutschen Bunde angehörigen Staaten, sondern auch diejenigen der „sämmtlichen Glieder des bisherigen deutschen Bundes" ausgeschlossen bleiben, in Bezug auf welche die drei Regierungen dem Schreiben zufolge „auch den schmerzlichen Fall in's Auge fassen müssen", daß sie nicht denselben Weg mit ihnen beträten. Je häufiger dieser Fall eintritt, desto leichter wird das „deutsche Reich" des Entwurfes zu Stande kommen, denn desto größer wird Preußens Einfluß unter den Staaten sein, die sich mit ihm verbinden. Der wahre Patriotismus muß also jetzt darin bestehen, Kleindeutschland so klein als möglich zu machen, damit es desto gewisser zu Stande komme.

Frankfurt, 13. Juni. In dem schon einmal berührten Schreiben vom 30. Mai im „Preußischen Staatsanzeiger", welches Herrn v. Radowitz zugemessen wird, heißt es: „Jeder Aufbau einer neuen Verfassung, dessen Verhältniß zu dem mächtigen Kaiserstaate, zu der Gemeinschaft, welche die ruhmwürdigsten und glänzendsten Zeiten der deutschen Geschichte in sich schließt, nicht völlig klar und befriedigend hervortritt, würde von vornherein an einem tiefen Gebrechen leiden. Mit Recht würde man hierin eine Einheit erblicken, die auf Kosten der Macht und Weltstellung Deutschlands erzielt sei. Daher ist es bisher die angelegentlichste

Bemühung Preußens gewesen und wird es stets sein, eine volle Uebereinstimmung mit der kaiserlichen Regierung auch hierin zu gewinnen."

Hierauf wird der Grund angegeben, weßhalb Oesterreich aus der Berechnung des Entwurfes habe ausgeschlossen werden müssen. Man hat sich also in Berlin der Selbsttäuschung überlassen, Oesterreich werde gleichwohl seine Zustimmung zu demselben geben? Man glaubt dort also nicht eine Einheit auf Kosten der Macht und Weltstellung Deutschlands erzielt zu haben, wenn Oesterreich sich zufrieden damit erklärte, von dem „deutschen Reiche" ausgeschlossen zu werden.

Die Worte des Frankfurter Entwurfes zweiter Lesung: „Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes" sind in dem Berliner Entwurfe so abgeändert: „Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete derjenigen Staaten des bisherigen deutschen Bundes, welche die Reichsverfassung anerkennen."

Unstreitig ist diese Abänderung klug. Denn nahm man in Berlin die Bestimmung der National-Versammlung an und erklärte alle Theile des „bisherigen deutschen Bundes" für Bestandtheile des „neuen deutschen Reiches", so sprach man eine Kriegserklärung gegen Oesterreich aus und mußte ihm seine deutschen Bundesstaaten mit Waffengewalt entreißen, falls es dieselben nicht in der gleichmäßig von beiden Entwürfen (Abschnitt I., Artikel I. §§. 2 u. 3.) festgesetzten Weise von seinem übrigen Gebiete trennen wollte oder konnte.

Waren die Berliner Politiker dagegen verblendet und undeutsch genug, ihr Kleindeutschland mit dem Verluste des deutschen Oesterreichs erkaufen zu wollen, so konnten sie sich sogar dem Gedanken hingeben, das slavische Oesterreich durch die Abtretung des deutschen Oesterreichs an jenes, die wenigstens vorläufig thatsächlich erfolgt wäre, zur Anerkennung des „Deutschen Reiches" ihres Entwurfes zu bewegen. Ein neues slavisches Oesterreich würde dann gleich Rußland und Frankreich ehemalige deutsche Provinzen besitzen.

Könnte aber ein slavischer österreichischer Kaiserstaat sich nicht halten, so würde Rußland, dessen Hülfe das von Kleindeutschland bereits im Stiche gelassene Oesterreich hat annehmen

müssen, sich ihn allmälig aneignen und aus Scheu vor fremden Nationalitäten die deutschen Theile Oesterreichs ganz gewiß nicht an Kleindeutschland überlassen. Wien würde eine der Hauptstädte Rußlands werden, dieses also bei dem Berliner Entwurfe und seiner Verwirklichung in's Fäustchen lachen. Oder sollte er gar von den Feinden Deutschlands der preußischen Regierung tiefsinnig inspirirt und dieser zu seiner Durchführung die Hülfe Rußlands zugesichert sein?

Hätten die Deutschen, hätte namentlich Preußen eine deutsche Politik, so sollten sie, statt theoretisch zu schwärmen oder kurzsichtigem Eigennutze nachzugehen, Oesterreich gegen den neu erwachten Erbfeind Deutschlands, welchen Kaiser Heinrich **I.** 933 bei Merseburg besiegte, Beistand geleistet haben, sowohl, damit Rußland nicht im Südosten Deutschlands allmächtig würde, als um Oesterreich und durch dieses dasjenige bei Deutschland zu erhalten, was deutscher Geist und deutsches Schwert im Süden und Osten erworben haben.

Von Oesterreichs Fortbestand und engen Verbindung mit Deutschland hängt, um mit dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu sprechen, „die gesammte staatliche Existenz Deutschlands", also auch Oesterreichs und Preußens ab.

„Max von Gagern an seine Wähler."

Unter dieser Aufschrift wird von mehreren Zeitungen der „Nassauischen Allgemeinen Ztg." ein Schreiben des Hrn. M. v. Gagern an seine Wähler entlehnt, wobei eine derselben mit aufgehobenem Zeigefinger andeutet, was auch der Inhalt bestätigt, daß es zugleich als eine Expectoration des Hr. H. v. Gagern zu betrachten und als solche wichtig sei. Um so weniger kann es mit Stillschweigen übergangen werden.

Die nächste Veranlassung des Schreibens ist die Zusammenkunft in Gotha, zu welcher Hr. M. v. G. den ersten Vorschlag gethan habe; und dieser Vorschlag geschah, wie aus dem Schreiben hervorzugehen scheint, in der Hoffnung, daß die „Reichsverfassung vom 28. März" durch einen zweiten, dieses Mal nur „in den Grenzen der Reichsverfassung" möglich zu machenden Reichs-

tag zur Ausführung gebracht werde; diese Hoffnung aber knüpft sich, wie gleichfalls aus dem Zusammenhange im Schreiben hervorgeht, an den „Entwurf von Preußen, Sachsen und Hannover", welchem Hr. v. Gagern nachrühmt: in ihm sei die Reichsverfassung vom 28. März so sehr enthalten, daß man überall ausrufen höre: „War es der Mühen und Gefahren werth, um der wenigen Verbesserungen willen, die kein Verständiger verkennen wird, um der veränderten Namen willen das deutsche Volk so hart zu prüfen und so bitter zu kränken?"

Da Hr. v. G. sehr richtig hinzufügt: „und ist der Erfolg nun gesicherter?" so müssen wir bedauern, den Tadel gegen den Berliner Entwurf in ein Lob für den Frankfurter verwandelt, also ganz vergessen zu sehen, daß dem erstern die Verbesserungen allein angehören, daß derselbe aber seine Mängel nur von dem letztern hat. Will man Preußen, Sachsen und Hannover Gerechtigkeit widerfahren lassen, so darf man nicht übersehen, erstens, daß ihr Entwurf durch den Frankfurter hervorgerufen, also noch eine Nachwirkung des letztern sei, und zweitens, welcher Unterschied bestehe zwischen einem bloßen Vorschlage, über den nicht nur Regierungen und Kammern, sondern auch die „Privatleute" in Gotha und ganz Deutschland berathen können, und zwischen einer endgiltig beschlossenen Verfassung. Aus der Berliner Aufstellung möchten wir daher auch nicht, wie in dem Schreiben zu geschehen scheint, den Beweis herleiten, daß die Reichsverfassung v. 28. März unverloren sei; unausgeführt, wird sie immer nur auf dem Papiere fortbestehen. Hr. v. G. ist aber so gerecht, unmittelbar nach seinen von uns angeführten Worten, von „wesentlichen Verschiedenheiten in diesen beiden Verfassungen" zu reden und einzugestehen, daß „diese", daß also wesentliche Verbesserungen der endgiltig beschlossenen Reichsverfassung v. 28. März „am 26. d. Mts. in Gotha den Gegenstand einer reifen Berathung der Mitglieder unsrer alten Mehrheit ausmachen, wenn auch nur in ihrer Eigenschaft als Privatleute."

Hiermit, dünkt uns, widerspräche er selbst seiner Behauptung, daß die Krone Preußen die Reichsverfassung um bloßer Worte, um eines in Reichsvorstand veränderten Kaisernamens willen verworfen und dadurch so „harte Prüfungen und bittere Kränkungen" über das deutsche Volk gebracht hätte. Diese Prü-

fungen und Kränkungen sind wir so weit entfernt der preußischen Regierung, als der alten Mehrheit der Nationalversammlung, als der Linken allein zur Last zu legen. Es wäre zu wünschen, alle drei sähen ein, daß die Schuld an allen dreien lag, und wir hoffen von den beiden erstern, daß sie es mit der Zeit einsehen.

Hr. v. G. zeigt uns, daß die „alte Mehrheit" hierzu für jetzt noch nicht die nöthige Ruhe und Selbstverleugnung besitze, wenn sie auch über das Unrecht Preußens wie der Linken nach wie vor mit sich im Reinen ist. Wäre sie es auch über sich selbst, so würde er nicht sagen: „Es habe niemand ein Recht zu untersuchen, ob die schließliche Ablehnung des Königs mehr in einem gewissenhaften Rechtsbedenken ihren Grund habe, oder mehr in der stolzen Abneigung gegen die Quelle der Gewalt und die Bedingungen der Reichsverfassung."

Weder ein gewissenhaftes Rechtsbedenken, noch der angegebene Stolz, sondern einzig haben die Ablehnung des Königs von Preußen die politischen Bedenken hervorgerufen, welche alle Gegner der Verfassung v. 28. März hegten und äußerten, und welche auch jedes Mitglied der „alten Mehrheit" getheilt hätte, wenn es an der Stelle des Königs von Preußen gewesen wäre. Etwas kleinlich muß es uns daher vorkommen, wenn daran erinnert wird, daß ohne die der Linken von der alten Mehrheit gemachten „Zugeständnisse und dadurch eroberten Stimmen" das weltgeschichtliche „Anrecht" nicht vorhanden wäre, welches doch „von dem erwählten Reichsoberhaupte ausdrücklich anzuerkennen gewürdigt geworden sei;" denn dieses Anrecht sich einseitig zuzusprechen, war ja die einzige Politik, welche nun für Berlin übrig blieb.

Was aber jene Zugeständnisse betrifft, so wird sich die Gothaer Versammlung nicht dadurch gebunden erachten, „daß", wie Hr. v. G. sagt, „auch unsre Partei einem Theile der linken Seite Zugeständnisse machte und Mehrere von uns sich persönlich verpflichteten, auf den gefaßten Beschlüssen als endgiltig in dieser (der National=) Versammlung zu beharren." Denn hiernach erachtet man sich mit dem Aufhören der Versammlung jener von Vielen, darunter der Bruder des Hrn. M. v. G., persönlich übernommenen Verpflichtung entbunden. Dann entband man

aber durch Ausscheiden aus der Versammlung auch die linke zurückbleibende Seite ihres gegebenen Wortes und gab ihr ein Recht zu dem Versuche, die mit Hülfe der ausgetretenen Mehrheit „eroberte" Verfassung mit den Mitteln und natürlich auch zu den Zwecken einzuführen, die ihr zusagten. Die „Inconsequenz eines solchen Verfahrens", von der Hr. v. G. „nicht reden will", war dann auf der einen Seite mindestens nicht größer, als auf der andern.

Er scheint das zu fühlen, denn nachsichtig sagt er über die erfahrenen Folgen: „Man müsse wohl fremde Ueberzeugungen achten, man müsse der Jugend die Leidenschaften einer wild bewegten Zeit zu gut halten und an Söhnen der deutschen Erde" (die doch Menschenkinder sind ganz wie die Söhne anderer Länder auch) „nicht ohne Noth verzweifeln." Er verbessert sich aber sofort und scheint die Noth anzuerkennen, indem er weiter sagt: „Wenn aber dieselben Menschen, welche ein volles Jahr hindurch vom Raube an der Arbeit und Ehre Anderer gelebt, welche durch Verleumdung, frechen Hohn, Verdächtigung und Verrath die besten Männer der Nation unausgesetzt herabgewürdigt, sie zu Zeiten der aufgestachelten Wuth und Rachsucht der Massen als Opfer bezeichnet hatten, Menschen, welche durch die Lehre des Meineides und das Beispiel jedes Lasters nahezu das Verderben eines ganzen Geschlechtes vollbracht haben, wenn solche es noch wagten, den Geschmähten und Verrathenen plötzlich zur gemeinsamen Leitung der Geschicke des Vaterlandes die Hand zu bieten, so war es die h ö c h s t e Zeit, vor den Augen der Welt jedes Band äußerer Gemeinschaft zu zerreißen und auch den entfernt Stehenden ein Zeichen zu geben, daß die Mehrheit der Reichsversammlung, welche die populäre Reichsverfassung zu Stande gebracht hatte, ihr Tagewerk in Frankfurt als beschlossen betrachte."

Wir ehren die aus diesen Worten sprechende warme Empfindung; aber was Hr. v. G. für die „h ö c h s t e Zeit" erklärt, war schon früher h o h e Zeit, und wenn er dies bedenkt, so kann er die erst z w i s c h e n der hohen und höchsten Zeit nicht bloß von seinen politischen Freunden, sondern zugleich von ihren Collegen auf der linken Seite des Hauses z u S t a n d e g e b r a c h t e Verfassung mit minder günstigen Augen betrachten. Er sagt: „Dem im

Verlaufe weniger Tage zu Frankfurt erfolgten massenhaften Austritt hätten von Stuttgart aus nur noch wenige Namen zu folgen gebraucht, um Deutschland zu zeigen, mit wem es ferner es zu thun haben würde."

Aber wenn die Mehrheit in der Paulskirche sich von der rechten Seite des Hauses zur Mäßigung, statt von der linken zu Uebertreibungen hätte bestimmen lassen, konnten ihr dann von der Linken auch die Zumuthungen gemacht werden, durch welche nun eine endgiltig beschlossene unausführbare Verfassung ausführbar gemacht werden sollte? Waren also an diesen Zumuthungen Andere schuld, als welche sich jetzt rühmen, die nicht zu Stande gekommene „populäre Reichsverfassung zu Stande gebracht zu haben", als welche die neuesten Thaten jener oben beschriebenen Menschen hätten verhindern können, wenn sie statt einer zum Voraus populären eine hintendrein populäre Verfassung „zu Stande gebracht" hätten?

Wir ersparen uns die weitere Erläuterung dieser Sätze, müssen aber Einsprache dagegen erheben, daß Preußen durch die Abberufung seiner Abgeordneten an der kläglichen Entwicklung des Frankfurter Drama's und an dessen weitern Folgen die Schuld trage. Die königl. preuß. Regierung lehnte die Reichsverfassung vom 28. März am 28. April ab; am 4. Mai faßte die Nationalversammlung den bekannten Beschluß, welcher die Durchführung der von ihr beschlossenen Verfassung in die Hand des Volkes legte und unter **VI.** deutlich genug aussprach, daß Preußen auf diesem Wege zur Annahme derselben wie sie war gezwungen werden solle; am 10. ging der bekannte Antrag eines Hrn. v. Reden durch, wonach die preußische Regierung sich wegen unbefugten Einschreitens im Königreich Sachsen einen schweren Bruch des Reichsfriedens hatte zu Schulden kommen lassen! Und nun wagt Hr. v. G. die Behauptung, daß Preußen am 14. „unbefugt und voreilig seine Abgeordneten zurückrief", und daß „da vieler Orten bald die Niedergeschlagenheit, der Unwille, die Verzweiflung bei den besten Bürgern eintrat."

Wir wollen diese Beschuldigungen niemandem zurückgeben, weil es vom ersten Augenblick an bei uns fest stand, daß die Nationalversammlung keine Verfassung zu Stande bringen werde, und dieses aus dem Grunde, welchen Hr. v. G. in den Worten

treffend ausspricht: „ich möchte wünschen, die Nation wäre sittlich und politisch besser beschaffen, als dieses ihr Lichtbild in der Paulskirche war;“ denn dann wäre auch das Lichtbild besser beschaffen gewesen. Hätte aber gar die Versammlung in der Paulskirche sittlich und politisch über dem Volke gestanden, aus dem sie hervorging, dann würde auch M. v. G. recht gehabt haben — und wie wünschten wir, er hätte recht gehabt! — als er am 16. Sept. 1848 in der Paulskirche mehr trefflich als treffend sagte: „die wogende Menge, das behaupte ich entschlossen, hat in schwierigen Staatsangelegenheiten nicht uns zu belehren, sondern sich von uns belehren zu lassen.“ Wir behaupten aber — und bedauern dies zu können — eben so entschlossen, daß die Nationalversammlung von 1848 politisch und sittlich nicht über dem Volke von 1848 gestanden, und daß sogar ein Theil der Mehrheit in jener schon von länger her einen Theil der Schuld an der politischen Verbildung des Volkes trägt.

Wir sind nicht fähig, politische Fehler mit sittlicher Verschuldung zu verwechseln, aber wir können es doch auch nicht für sittlich erklären, sich gegen die Folgen politischer Fehler zu verstocken, sowohl weil man dadurch in die Gefahr geräth, dieselben zu wiederholen, als weil man dann die Ursachen erlebter Wirkungen ausschließlich da sucht, wo sie nicht ausschließlich sind. — Wer könnte, ohne ungerecht zu sein, die beiden Gagern und ihre politischen Freunde beschuldigen, sie hätten diese Wirkungen gewollt, wer möchte nicht aber auch beklagen, daß die „alte Mehrheit“ der Paulskirche diesen Wirkungen nicht nur nicht vorzubeugen wußte, sondern mittelbar zu ihnen beitrug?

Wir schlagen, offen gesagt, jenes allgemein anerkannte Verdienst der Nationalversammlung so überhoch nicht an, welches Hr. M. v. G. mit den Worten hervorhebt: „Die meisten Regierungen erkannten auch während der ersten Monate der Bewegung, während sie im Innern der größten Schwäche unterworfen waren, in der conservativen Mehrheit der Reichsversammlung dankbar einen Halt und eine Ableitung.“ Wir rechnen der Nationalversammlung dieses unbestrittene Verdienst weniger hoch an, weil die angegebene Schwäche der Regierungen zu der allgemeinen Auflösung in solchen Zeiten gehört und derjenige entweder selbst dem Pöbel angehört oder seine Politik auf den Pöbel baut,

der ihr nicht steuern hilft. Man muß auch z. B., um gerecht zu sein und niemandem zu schmeicheln, behaupten, daß ein Theil der „alten Mehrheit", zu welchem die beiden Gagern nicht gehörten, durch den Widerspruch, in welchem der Beschluß vom 16. Sept. mit dem von ihm mit verschuldeten Beschluß vom 5. stand, auch die Frankfurter Ereignisse v. 18. mit verschuldete, obgleich es sich von selbst versteht, daß die mittelbaren Veranlasser derselben nur politisch fehlten, während die unmittelbaren sich sittlich vergingen.

Der oben berührte Beschluß vom 4. Mai, für welchen beide Gagern mitstimmten, lautet unter I: „Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk auf, die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März d. J. zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Wir wissen recht gut, daß jener Beschluß schon das Mildeste war, was die alte Mehrheit noch durchsetzen konnte, wir erkannten aber nicht minder, daß die daraus angeführte Bestimmung gegen den Willen der Beschlußfasser zur vollständigsten Revolution führen würde, falls die Regierungen ihr nicht entgegenwirkten.

Wenn Männer wie Breusing, Zachariä u. a. m. in der besten Meinung an's Hannover'sche Volk Aufrufe erließen und zur Agitation im Sinne und auf Grund jenes Beschlusses aufforderten, aber dabei zum Voraus gegen jede Verletzung irgend eines Gesetzes heilig protestirten, so konnten wir uns im Gedanken an unsre gesetzlose Zeit und an ein Volk, dessen plötzlich errungene Freiheiten so groß sind, als seine Neuheit in ihrem Gebrauche, eines wehmüthigen Lächelns über achtbare Männer nicht erwehren, die so wenig wußten was sie thaten.

In der That, wer wollte an dem guten Willen derer zweifeln, in deren Namen auch Hr. M. v. G. spricht, aber wer müßte nicht gleichfalls verwundert sein, daß er keine Wirkung anerkennt, die bei der Ursache nicht beabsichtigt ist. Er schreibt es nur der „unbefugten und voreiligen" Abberufung der preußischen Abgeordneten und der dadurch eingetretenen Niedergeschlagenheit u. s. w. der besten Bürger zu, daß nun „die Zunft der Volksbetrüger" die Reichsverfassung zum Umsturz des Bestehenden mißbrauchte, und vergißt ganz, daß ihr erst der Be-

schluß vom 4. Mai völlig freie Hand dazu gab. Aehnlich wie Breusing u. A. beruft er sich auf seinen und seiner Freunde von keinem Vernünftigen bezweifelten Abscheu vor dem was nun folgte, indem er sagt: „Vergeblich mahnten die treuesten Vertheidiger der Verfassung, die Bewegung für dieselbe in den weiten, so verschieden gestimmten Landschaften Deutschlands mehr in gleichartigem Schritt zu erhalten; vergeblich zogen wir im Reichsministerium die Grenzlinien einer gesetzlichen Bewegung." (!)

Indem Hr. v. G. hinzufügt: „und noch vergeblicher wagten wir bei der Wahl der Reichscommissäre der linken Seite des Hauses einen Beweis des Vertrauens zu geben", so gesteht er wenigstens von einer Einzelnheit ein, was wir von der ganzen Verfassung vom 28. März und der Art wie sie zu Stande kam in dem höchsten Grade glauben, daß sie gewagt war. Da der Raum uns nicht erlaubt, uns für heute noch weiter mit dem Schreiben zu beschäftigen, so sprechen wir schließlich nur den Wunsch aus, daß die als „Privatleute" in Gotha zusammenkommende alte Mehrheit der Paulskirche zu der Einsicht gelangen möchte, in Sachen des Vaterlandes dürfe man wohl das eigne, nie aber des Vaterlandes Wohl wagen.

(„Frankfurter Zeitung" v. 28. Juni.)

Hr. v. Vincke auf der Gothaer Versammlung.

Frankfurt, 10. Juli. Auf der Gothaer Versammlung sagte, wie die Allgem. Zeitung berichtet, Hr. v. Vincke „charakteristische Worte über den König von Preußen, die nicht gerade zu schmeichelhaft waren, jedoch auch die guten und zarten Seiten des Monarchen mit Wärme hervorhoben." Nach andern Blättern (z. B. der hannoverschen Morgenzeitung) bestanden diese Worte darin, „daß die romantischen Träumereien einer unglücklich organisirten Persönlichkeit alles verdorben hätten, die mit allen Gaben des Geistes und Gemüthes auf's reichste ausgestattet sei, der aber leider das Einzige fehle, was in der Politik bleibende Geltung habe — der gesunde Menschenverstand." Zugleich vertheidigte Hr. v. Vincke das Ministerium Brandenburg-Manteuffel

gegen den Vorwurf, „daß es die Schuld der Ablehnung der Frankfurter Verfassung trage", diese Ablehnung legt er also dem Könige zur Last, und durch sie soll derselbe „alles verdorben haben." Wäre dies richtig, so würde in der Frankfurter Verfassung das Einzige nicht fehlen, was in der Politik bleibende Geltung hat — der gesunde Menschenverstand. Aber dann hätte Hr. v. Vincke der Gothaer Versammlung auch nicht den Text über die Art lesen sollen, wie die Frankfurter Verfassung von ihr zu Stande gebracht wurde! Er wirft ihr vor: „wenn das Souverainetätsprinzip der Frankfurter Versammlung von dieser nicht an die Spitze gestellt wäre, so würde die Opposition gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel in den preußischen Kammern und die Bewegung im preußischen Volke weit kräftiger, und v. Vincke's und seiner Freunde bestes Wirken für die Annahme vom 28. März nicht so gelähmt und daher vielleicht nicht so erfolglos gewesen sein." Hiernach hätte der Frankfurter Nationalversammlung „das Einzige gefehlt, was in der Politik bleibende Geltung hat" — der gesunde Menschenverstand, es hätte also die Frankfurter Versammlung alles verdorben, und der König von Preußen wäre dem gesunden Menschenverstande gefolgt, indem er eine Verfassung ablehnte, gegen welche das preußische Volk einen solchen Widerwillen hatte, daß dieser auch nicht durch Vincke's und seiner Freunde bestes (sowie durch der äußersten Linken schlechtestes) Wirken zu besiegen war! „Für den praktischen Staatsmann", meint nun Hr. v. Vincke, „hätte die mißliebige Theorie freilich nicht von so hohem Gewichte sein sollen", aber diese Theorie wird auf die Abneigung des preußischen Volkes gegen die Frankfurter Aufstellung schwerlich von Einfluß gewesen sein. — Wir haben die Wirksamkeit des Hrn. v. Vincke von Anfang an verfolgt, wir standen, wie er, auf dem „Vereinbarungsstandpunkt", und wie er in der Paulskirche, so konnten wir denselben in der Presse nicht zur Geltung bringen, welche, so weit sie uns zugänglich und bekannt, im Juni 1848 vom Volkssouverainetätsschwindel ergriffen war und kein Wort zur Vertheidigung des Vereinbarungsprinzips aufnehmen wollte. Aber das müssen wir doch offen gestehen, daß gesunder Menschenverstand und damit „das Einzige, was in der Politik bleibende Geltung hat", Hrn. v. Vincke nur zu oft gefehlt hat. Er besitzt Geist und Scharfsinn, aber gesunden Menschen-

verstand, **common sense, bon sens,** haben wir an ihm vermißt. Er ist streng monarchisch und hilft den Träger der Monarchie herabsetzen, er ist antirepublikanisch und will eine Verfassung durchsetzen helfen, welche den Republikanern die nächste Sprosse zur Republik sein sollte. Er sagte in der Paulskirche: gesetzlicher Sinn sei es sichtlich nicht, was das deutsche Volk auszeichne, und er wollte mit der Frankfurter Verfassung dem Volke Freiheiten geben, die dasselbe, wenn es nicht von dem gesetzlichsten Sinn beherrscht wäre, geradesweges in's Verderben stürzen müßten; er sagte damals: er wisse sich bei „Volkssouverainetät" nichts zu denken, und er will eine Verfassung angenommen wissen, welche von einem unverstandenen Prinzip ausgeht, welche ein unverstandenes Prinzip in allen ihren Theilen ausführt! Er war entschieden für den Malmöer Waffenstillstand und stimmte gegen den Antrag der Viere, durch den jener zur Anerkennung gebracht wurde. Ist das etwa gesunder Menschenverstand? Er verlangte kürzlich, zugleich mit den Professoren der „Deutschen Zeitung" von Friedrich Wilhelm **IV**, daß derselbe sein und handeln solle wie Friedrich **II**; die Herren meinen also, daß Friedrich **II**, der Große, sich einer von Heinrich v. Gagern mit Heinrich Simon abgeschlossenen Uebereinkunft unterworfen hätte? Ist das etwa gesunder Menschenverstand? Ich dächte, derselbe wäre in allen diesen Punkten auf Seiten des Königs von Preußen und nicht des Hrn. v. Vincke, welcher letztere mit allen Gaben des Geistes und kritischen Verstandes reich ausgestattet ist, dem aber außer dem Einzigen, was in der Politik bleibende Geltung hat, auch das Einzige zu fehlen scheint, was bei Menschen auf die Dauer werth macht — das Gemüth. — Angenehm ist es uns, aus Herrn v. Vincke's angeführten Worten noch schließen zu können, daß die Berliner „Aufstellung" vom 28. Mai einzig das Werk des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel sei, also auch mit diesem fallen werde. Der König scheint sich demnach ganz innerhalb der Schranken eines constitutionellen Fürsten zu halten; um so unerträglicher sind die Angriffe auf seine Person, wie sie Vincke aus übler Laune und als unpraktischer Staatsmann, Herr Gervinus von seiner journalistischen Höhe und Benebelung auf den König von Preußen häuft. Brachte doch die „Deutsche Zeitung" noch im April einen Angriff von ihm auf den König, auf der beschränkten Ansicht be-

ruhend, daß der erste beste einzelne Mann, daß etwa Gervinus selbst, wenn er nur König von Preußen wäre, die Träume unsrer Zeit verwirklichen könnte.

(Neue Bremer Ztg. v. 13. u. 10. Juli.)

Preußen und die deutsche Verfassungsfrage.

Frankfurt, 15. Juli. — — Nur Preußen ist gegenwärtig ohne ebenbürtigen Freund oder Gegner in Deutschland. Es will den entschiedenen und praktischen Weg der Thatsachen gehen, um die Hegemonie über Deutschland factisch zu gewinnen und sie durch das alsdann nicht streitig zu machende Recht des Stärkern sanctioniren zu lassen. Daher wollte es die ihm von der Centralgewalt übertragene oberste Leitung des Krieges gegen die Dänen nur im eignen Namen fortführen, betrachtete es die unter seinen Oberbefehl gestellten Reichstruppen nur als eine ihm zu leistende Heeresfolge anderer deutschen Staaten, handelte es in der Pfalz und in Baden nicht nur unabhängig von der Centralgewalt, sondern auch von seinen Bundesgenossen Sachsen und Hannover! Unstreitig zeigt sich hierin der Gang einer großen Macht. Es fragt sich nur, ob er nicht dennoch zu gewagt sei. Denn wenn Preußen einestheils auf diesem Wege den revolutionären Zuständen Deutschlands ein Ende machen will, so kann es anderntheils dieses Ziel doch nur wieder mit Hülfe der revolutionären Elemente und Kräfte unserer Zeit erreichen. Wo diese zu schwach sind, wie im nördlichen Deutschland, müßte es dieselben verstärken, was es nicht thun wird; wo sie zu stark sind, muß es dieselben niederwerfen, wie in dem republikanischen Baden. Hier macht es sich also Feinde, während es dort, wie das schon bei Hannover und Sachsen deutlich geworden, keine vorbehaltlosen Bundesgenossen findet. Hierzu kommt der Widerspruch und Widerstand, welchen es bei der altpreußischen Partei in seinem eigenen Lande, bei der katholischen in ganz Deutschland und endlich bei allen denen findet, die aus dem reinsten Patriotismus und ohne die geringste Feindseligkeit gegen Preußen nie in eine Trennung zwischen Deutschland und Oesterreich willigen werden.

Nun müßte endlich, was wir fortwährend bezweifeln, die deutsche Revolution der zwei letzten Jahre in der Ausdeh-

nung, worin wir sie erlebten, eine Wahrheit, d. h. durch wirklich unerträglichen Druck und durch Uebelstände, an denen das Volk ohne alle Schuld wäre, berechtigt gewesen sein und auf einem wahrhaften und wirklichen Bedürfnisse beruht haben, sie müßte nicht sowohl aus Nachahmung entstanden, als aus dem Volke und seiner eigensten Geschichte und innersten Natur hervorgegangen sein. Ist hiervon das Gegentheil wahr, so wird die aus dem Volke selbst hervorgehende Reaction alle diejenigen im Stich lassen, welche zuerst in Frankfurt, dann in Berlin und Gotha den Eindrücken des Augenblickes nachgaben und nicht einmal in die allernächste Zukunft sahen. Man hat bisher immer nur von dem Widerstande Oesterreichs und etwa noch Baierns gegen die preußischen Plane gesprochen, aber zeigt sich derselbe Widerstand nicht bereits in Würtemberg, bereiten sich nicht eine Menge kleiner Staaten schon wieder vor, sich particularistisch einzurichten? — Nimmt man die Gefahren innerer und äußerer Kriege hinzu, bedenkt man, daß der alte, jetzt neu wachsende Preußenhaß in Baden sich immer mehr als Hinneigung zu Frankreich äußert, so können wir uns fortwährend nicht überzeugen, daß ein längerer Zwiespalt zwischen preußischer und österreichischer Politik ein Heil für Deutschland wäre. Ob Oldenburg dem preußischen Bündnisse beitritt oder nicht, wird nichts an dem Stande der Sache ändern, und selbst auf Oldenburg wird nicht zu zählen sein, wenn Mölling antipreußisch wäre. Hier in Frankfurt war dieser Staatsmann für ein Bündniß mit Nordamerika und Frankreich. *)

(Neue Brem. Ztg. Nr. 33.)

Ueber die provisorische Centralgewalt.

Frankfurt, 1. Juli. Das Gesetz vom 28. Juni 1848, durch welches die Centralgewalt in's Leben gerufen wurde, legte ihr Befugnisse bei, zu deren vollen Ausübung sie auch während des Bestehens der Nationalversammlung nie gelangt ist und desto

*) Wirklich hat der Oldenburgische Landtag den Anschluß an das Dreikönigsbündniß seitdem abgelehnt. Die Politiker darin haben also wirklich gewollt, daß das kleine Land eine selbstständige und von allen seinen Nachbarn unabhängige Politik befolgte.

weniger gelangen konnte, je mehr die Einzelregierungen sich allmälig erholten und der letztern gegenüber zu Ansehen gelangten. Aus diesem Grunde trat daher, als die Nationalversammlung auseinanderging, für die Centralgewalt keine andere thatsächliche Aenderung ein, als daß der Widerspruch aufhörte zwischen dem, was sie in der Wirklichkeit sein konnte und gewesen war, und zwischen der Idee, die man sich von ihr gemacht hatte. Nach § 5 des erwähnten Gesetzes „über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland" „übt der Reichsverweser seine Gewalt durch von ihm ernannte, der Nationalversammlung verantwortliche Minister aus"; nach § 8 wollte die Nationalversammlung „ein besonderes Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister erlassen." Ein solches ist aber wegen der Schwierigkeit es auszuführen nie gegeben worden. Die Stellung der Reichsminister ist also auch in dieser Beziehung unverändert geblieben. Nach § 4 „beschließt die Centralgewalt im Einverständniß mit der Nationalversammlung über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten." Dieser Paragraph hat nie anders als auf dem Papiere bestanden. So wie Preußen jetzt über Krieg oder Frieden mit Dänemark unabhängig von der Centralgewalt entscheiden will, so schloß es, weil die Verhältnisse es nicht anders zuließen, unabhängig von Centralgewalt und Nationalversammlung den Waffenstillstandsvertrag von Malmoe. Daß es in dem süddeutschen Bürgerkriege die seiner Macht angemessene selbstständige Stellung einnimmt, liegt gleichfalls in der Natur der Sache, und Ansehen wie rechtliche Bedeutung der Centralgewalt würde hierunter auch dann nicht leiden, wenn sie weniger als der Fall war in Baden thatsächlich hätte mitwirken können. Die Bestimmung der Centralgewalt ist also nie gewesen, die factisch bestehenden Verhältnisse Deutschlands umzugestalten, sondern dieselben vor dem Verfalle zu bewahren, den eine augenblickliche Aufhebung der bestehenden deutschen Einheit zu Gunsten einer bloß gedachten nach sich ziehen würde. Diese Aufhebung würde aber erfolgen, wenn die Centralgewalt eigenwillig abdankte, und auf diese Abdankung zu dringen haben diejenigen am wenigsten ein Recht, welche noch immer für die von der Nationalversammlung beschlossene Verfassung vom 28. März die Endgiltigkeit in Anspruch nehmen. Denn abgesehen davon, daß die Centralgewalt

Fleisch und Blut hat und keine bloße Idee ist, hat die Nationalversammlung selbst in dem Gesetze vom 28. Juni den rechtlichen Fortbestand der Centralgewalt von ihrem eigenen Bestehen unabhängig gemacht, indem sie sowohl im § 3 „die Errichtung des Verfassungswerkes von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausgeschlossen“, als im § 1 bestimmt hat: „bis zur definitiven Begründung einer Centralgewalt für Deutschland solle eine provisorische Centralgewalt für alle gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation bestellt werden.“ Die Nationalversammlung hat also die Schwierigkeiten geahnt, welche der Errichtung einer ausführbaren Verfassung für Deutschland entgegenstehen könnten, und wollte, wenn sie selbst nichts zu Stande brächte, Deutschland doch nicht ärmer an Einheit zurücklassen, als es ihr überliefert war. Wie sehr ihr dies am Herzen lag, gibt sie wie im ersten, so auch im letzten (dem 15.) Paragraphen zu erkennen, indem sie, um keinen Zweifel an ihrer Meinung aufkommen zu lassen, hier sagt: „Sobald das Verfassungswerk für Deutschland vollendet und in Ausführung gebracht sei, höre die Thätigkeit der provisorischen Centralgewalt auf.“ Dies zeigt doch deutlich genug an, daß die von der Nationalversammlung gesetzlich eingeführte provisorische Centralgewalt nicht durch eine andere, vielleicht ungesetzliche, sich der Nation aufdrängende provisorische Centralgewalt solle ersetzt werden können, und daß die Nationalversammlung die „definitive Begründung einer Centralgewalt für Deutschland“ nicht von der Vollendung und Ausführung des Verfassungswerkes für Deutschland habe trennen wollen. Das Gesetz von 28. Juni war aus der ersten, also noch guten Zeit der Nationalversammlung und Deutschland muß um so mehr daran festhalten, je mehr jenes der Mehrheit in der Paulskirche später, wo dieselbe alle Haltung verlor, im Wege stand und jetzt von deren Organen mit Füßen getreten wird. Das genannte Gesetz kann und muß aber dem Volke nicht heiliger sein, als den Regierungen; denn sowohl das Gesetz, welches die Nationalversammlung mit 450 gegen 100 Stimmen angenommen hatte, als die Tages darauf (am 29. Juni 1848) erfolgte Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser von Deutschland wurden von den Regierungen feierlich anerkannt. Die Bundesversammlung, an deren Stelle die Centralgewalt treten sollte, erklärte am Tage der Wahl in ihrem

Glückwünschungsschreiben an den Reichsverweser: „daß der Bundestag schon vor dem Schluß der Verhandlungen der Nationalversammlung über die Centralgewalt von den Regierungen ermächtigt war, sich für diese Wahl zu erklären", und der Vorsitzende der Bundesversammlung richtete am 12. Juli 1848 bei der feierlichen Uebertragung der bisher von dem Bundestage ausgeübten Befugnisse an den Reichsverweser u. a. die Worte an diesen: Mit großer Befriedigung habe die Bundesversammlung vernommen, daß er auf den Ausdruck des Vertrauens, womit sämmtliche deutsche Regierungen ihm entgegengekommen, den entschiedensten Werth lege. Er trete an die Spitze der deutschen Centralgewalt, geschaffen nach dem Wunsche des deutschen Volkes, um für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt desselben zu sorgen u. s. w. Die Bundesversammlung übertrage Namens der deutschen Regierungen die Ausübung aller ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen an die provisorische Centralgewalt ꝛc. Mit dieser Erklärung sehe die Bundesversammlung ihre bisherige Thätigkeit als beendet an. — Man urtheile nun, wie man will, über die Nationalversammlung, durch welche die Centralgewalt eingesetzt, und über die Regierungen, von welchen sie bestätigt wurde, man lege es der erstern oder den letztern oder beiden zur Last, daß sie weniger geleistet hat und noch leistet, als wünschenswerth wäre, immer ist es ein Glück, daß sie über den Trümmern des letzten und dieses Jahres unverletzt und noch durch das Recht stark dasteht. Begreifen wir diejenigen auch recht gut, denen das Einzige, was ihre ungeschickten Hände nicht zertrümmern konnten, im Wege steht, so werden doch, hoffen wir, alle welche das Erreichbare nicht um des Unerreichbaren willen in die Schanze schlagen, sondern das zu erstreben nicht ermüden wollen, was sich nicht auf einmal erstürmen läßt, so werden doch alle diese was von deutscher Einheit noch wirklich und rechtlich besteht nicht leichtsinnig zu allem übrigen werfen wollen.

(Frankf. Oberpostamts-Ztg. Nr. 157.)

Welcker'sche Rathschläge.

Frankfurt, 4. Aug. Hr. C. Welcker sagt in einem Aufsatze über die badischen Zustände in der Oberpostamtszeitung vom 28. Juli: „Wähne man auch hier nicht in Belagerungszuständen oder vielleicht, so wie jetzt in dem republikanischen Frankreich, in Ausnahmsgesetzen gegen die Presse und die Vereine genügende, nachhaltige Sicherung zu finden." Wir stimmen, wie wohl Jedermann, diesem Satze bei, bezweifeln aber, ob es an der Zeit war, einen Wahn zu bekämpfen, der sich noch nicht gezeigt hat. Hr. W. fährt fort: „Ich fürchte bei einer jeden Beschränkung dieser heiligen Rechte, welche nicht als absolut unvermeidlich und rechtlich sich darstellt, die Verletzung der Gefühle auch der Rechtlichen." Da es sich hier von einem concreten Falle handelte, so wäre nach unserer Meinung zu wünschen gewesen, daß Hr. W. angegeben hätte, worin gegenwärtig die Preßfreiheit und das Vereinsrecht im Großherzogthum Baden widerrechtlich und über die Nothwendigkeit hinaus beschränkt werde, denn bloße allgemeine Aeußerungen dieser Art können nicht nur die Gefühle der Rechtlichen irre führen, sondern auch von den Unrechtlichen mißbraucht werden. Hr. W. sagt ferner, und wer wollte nicht mit ihm wünschen, daß diese schönen Worte das badische Volk mit Einem Schlage umgestalten möchten: „Nur eine energische und allgemeine Thätigkeit und Heilsbestrebung des ganzen badischen Volkes kann jetzt die früher unbefleckte badische Volksehre, Freiheit, Ordnung und Wohlhabenheit wieder herstellen u. s. w." Wer wollte nicht ferner mit Hrn. W. wünschen, daß einer solchen moralischen Umwandlung die „Leitung eines genialen Ministeriums" zu Hülfe käme. Falls aber jene Umwandlung nicht so leicht und bald erfolgte, falls „ein geniales Ministerium" oder Männer zu einem solchen in Baden nicht vorhanden und nicht zu finden wären, so müßte Hr. W. doch selbst zugeben, daß der Wirksamkeit eines Ministeriums, wie es jetzt in Baden möglich und nothwendig ist, geschadet werde, wenn man in dem Volke das Verlangen nach einem „genialen Ministerium" errege, ohne ihm zugleich die genialen Männer deutlich anzugeben, deren Zuziehung zu der obersten Leitung der Geschäfte es verlangen könnte. Wir stimmen Hrn. Welcker ganz bei, wenn er sagt: „Ohne die säch-

sischen, badischen und pfälzischen Revolutionen war auf dem Wege der gesetzlichen Bestrebungen der Sieg der Reichsverfassung &c. unvermeidlich", wir fürchten nur, daß bei dem neuesten Zustande unseres Volkes und seiner Verhältnisse jene Revolutionen die unvermeidliche Folge der gesetzlichen Bestrebungen für den Sieg der Reichsverfassung vom 28. März gewesen seien. — Bis hierher konnten wir der von Herrn W. a. a. O. geäußerten politischen Ansicht unter den beigefügten Beschränkungen beitreten. In einigen andern Punkten dagegen gestatte er uns ihn zu tadeln. Er sagt, „das badische Volk habe sich in der dreißigjährigen despotischen (warum wieder ein so starkes und aufreizendes altwühlerisches Wort?) Reactionszeit den Ruhm des Vorkämpfers für die Freiheit des deutschen Volkes erworben", und „es könnte selbst den Ruhm des Voranstehens in der neuen Zeit sich erringen, wenn &c." Auch wir würden an dieser Möglichkeit nicht zweifeln ohne das „Wenn". Jetzt aber würden wir bedauern, wenn nach den neuesten badischen Ereignissen, die bei gar Vielen in Deutschland das Urtheil über den Werth und Ruhm der alten systematischen badischen Opposition abgeändert haben, im badischen Volke wieder eine Eitelkeit erweckt würde, welche die von Hrn. W. für nothwendig erachtete Besserung in Sack und Asche hindern müßte.

(Neue Bremer Ztg. Nr. 51.)

Ueber die preußische Circulardepesche v. 30. Juli.

Frankfurt, 12. Aug. Die „Kölnische Zeitung" theilt eine preußische Circulardepesche vom 30. Juli im Auszuge mit, welche mir noch merkwürdiger als wichtig zu sein scheint, weil sie offenbar aus Verdruß hervorgegangen ist und daher, wie es in der Leidenschaft zu geschehen pflegt, ihr Ziel weit überfliegt. Der Hauptgedanke darin scheint Mißtrauen in die von Preußen durch das sogenannte Dreikönigsbündniß und die „Aufstellung" vom 28. Mai eingeschlagene Politik zu sein. Die Gründe, welche dieses Mißtrauen rechtfertigen, sind von uns und andern zu oft ausgesprochen, als daß wir sie zu wiederholen brauchten. Dagegen müssen wir es als eine Begriffsverwechselung hervorheben, daß die Folgen und Wirkungen jener Politik als ihre Gründe und

Ursachen dargestellt werden. Die Depesche nennt es eine „Thatsache, daß ein gemeinsames Organ des deutschen Bundes von 1815 für diesen Augenblick nicht bestehe." Was anders ist aber Schuld an dieser Thatsache als das Bündniß vom 26. Mai? Diesem zu lieb hat Preußen der provisorischen Centralgewalt die fernere Anerkennung versagt und dadurch den deutschen Bund, wenn es ihn auch rechtlich noch anerkennt, doch thatsächlich aufgehoben. Als „wesentlicher Zweck des Bündnisses" wird nach der „Kölnischen Zeitung" in der Depesche angegeben, „nicht nur für den Augenblick Fürsorge zu gemeinsamem Handeln und gegenseitigem Schutz zu treffen, sondern auch die Gestaltung eines Definitivums einzuleiten." Was das Erste betrifft, so hatte Preußen jene Fürsorge schon vor dem Abschluß des Bündnisses in Sachsen getroffen, so hat es sie seit dem Abschluß ohne seine Bundesgenossen in Baden geübt, und niemand wird ihm sein großes Verdienst in beiden Fällen abstreiten wollen oder können; was das Zweite betrifft, so ist ein Bündniß zur „Einleitung der Gestaltung eines Definitivums" etwas so Weitaussehendes, daß wir nicht begreifen können, weßhalb sich Preußen zu diesem Zwecke nicht des in der Centralgewalt bestehenden gemeinsamen Organs bediente. Denn dieselbe würde sich wahrlich Preußens mächtigem Einflusse nicht haben entziehen können, und durch sie hätte es sich zugleich für alle billigen Wünsche der Zustimmung derjenigen Staaten versichert, welche ihm solche jetzt, wie sogar das kleine Meiningen, für eigenwillige Absichten versagen können. Auch hat ja das Bündniß der drei Königreiche durch die „Aufstellung" vom 28. Mai das Definitivum bereits festgestellt, welches jeder dem Bündnisse Beitretende eo ipso anerkennt.

Die „Kölnische Zeitung" führt aus der Depesche an: „Preußen könne zur Bildung einer provisorischen Centralgewalt nur unter der Voraussetzung die Hand bieten, wenn durch die Anerkennung des Bündnisses vom 26. Mai die nothwendige Voraussetzung einer weitern Verhandlung gewonnen sie." Aber das wäre ja ein ganz unnöthiger Umweg, den die nicht dem Bündniß angehörigen Staaten am besten durch unmittelbare Anerkennung des Bündnisses und seiner Grundlagen vermieden. „Wir sind dies nicht allein uns selbst, wir sind es auch den verbündeten Regierungen schuldig, welche die Anwendung des Bündnisses auf das

übrige Deutschland zum Theil ausdrücklich als Voraussetzung ausgesprochen haben." Wenn aber das übrige Deutschland die Anwendung des Bündnisses auf sich nicht zuläßt, so fällt ja mit der Voraussetzung „der verbündeten Regierungen" auch die Verpflichtung Preußens hinweg, dieser Voraussetzung gemäß zu handeln. „Wir sind es der deutschen Nation schuldig, welche von den verbündeten Regierungen die endliche Lösung der großen Frage mit Vertrauen erwartet." Dies ist nun eine Voraussetzung, über deren Richtigkeit sich streiten läßt. „Die Regierungen haben die Verpflichtung, von diesem Wege nicht abzugehen, sofern die Nation ihnen nicht selbst ihre Mitwirkung entzieht." Aber hat denn die Nation ihre Mitwirkung zu dem von den verbündeten Regierungen eingeschlagenen Wege schon zugesagt? Hat die Aufstellung vom 28. Mai schon eine Zustimmung des Volkes wie die vom 28. März erlangt, und wenn jener eine ähnliche Mitwirkung des Volkes noth thäte, wie für diese verlangt wurde, wollte Preußen es auf sich nehmen, ähnlich wie die Nationalversammlung durch ihren Beschluß vom 6. Mai das Volk zur Mitwirkung aufzufordern? „Die Bildung eines provisorischen Centralorgans habe die Regierung nie als Gegenstand einseitiger Feststellung zwischen Preußen und Oesterreich betrachten können." Würde es denn nicht eine einseitige Feststellung durch Preußen sein, wenn die Bildung eines neuen provisorischen Centralorgans nur auf Grund der Anerkennung der von ihm aufgestellten Verfassung vom 28. Mai und des Dreikönigsbündnisses geschehen sollte? Und wenn nun gar, wie die „Kölnische Zeitung" aus der Depesche anführt, „die Regierung von zwei Thatsachen ausgegangen ist, die nicht von ihr (aber vielleicht von Andern) willkürlich gemacht seien, sondern durch die thatsächlichen Verhältnisse als gebotene Nothwendigkeit vorlägen: 1) von dem Bedürfnisse der deutschen Nation zu einer innigen Vereinigung in einen Bundesstaat, und 2) von der Unmöglichkeit Oesterreichs, in einen solchen einzutreten", würde da nicht abermals die Bildung eines provisorischen Centralorgans durch einseitige Feststellung seitens Preußens geschehen müssen, wenn Oesterreich die Richtigkeit der zwei angegebenen Thatsachen vielleicht nicht zugeben wollte? Diese Eventualität wird in der Depesche übrigens nicht übersehen. „Wolle", führt die Kölnische Zeitung aus ihr an, „ganz Deutschland auf den Bundesstaat

wegen der Unmöglichkeit für Oesterreich, beizutreten, verzichten und sich mit dem alten Staatenbunde begnügen, so habe Preußen nach den stets von ihm festgestellten Principien weder besondern Beruf, noch ein specielles Interesse, sich einer solchen Wendung zu widersetzen — — — Deutschland möge zwischen beiden wählen." Unklar ist uns der folgende Satz: „Um diese Frage (was Deutschland wählen werde) zur Entscheidung zu bringen, werde die königl. Regierung im Vereine mit ihren Verbündeten ihre Vorlagen an die Regierungen und den Reichstag machen und werde die Entscheidung, wie sie aus dem Zusammenwirken beider hervorgehe, annehmen." Die preußische Regierung mit ihren Verbündeten will also ihre Vorlagen an die nichtverbündeten Regierungen und an den Reichstag, der aus den Staaten der verbündeten Regierungen zusammenberufen würde, machen und je nachdem sich beide mehr oder weniger einstimmig aussprächen, eine Entscheidung fassen wozu? Dazu, daß dann je nach dem combinirten Ergebniß der Berathungen des Reichstags und der nichtverbündeten Regierungen ein neues provisorisches Centralorgan ohne einseitige Feststellung gebildet würde, oder dazu, daß, wenn das Bündniß sich nun vergrößerte, abermals ein Reichstag aus den vor und nach dem ersten Reichstag dem Bündniß beigetretenen Staaten zur Entgegennahme weiterer Vorlagen zusammentrete? oder endlich, wenn dies Alles nicht anschlüge, um dann zum Staatenbund zurückzukehren? Uns scheint es fast, als ob die Nothwendigkeit dieses letzten Falles sich dem Verfasser der Depesche am mehrsten aufgedrängt hätte, und wir haben immer dafür gehalten, daß man in der Politik kaum dem Möglichen, welches ungewiß ist, geschweige dem Unmöglichen nachjagen, sondern sich an das Nothwendige halten und diesem zuvorkommen, d. h. es ergreifen solle, bevor es uns ergreife, denn nur so können wir ihm noch Vortheile abgewinnen. Was nahm die kleine Zahl der Besonnenen und Denkenden im Frühjahre 1848 gegen das Vorparlament und die aus diesem hervorgehende Nationalversammlung ein, warum sahen und sagten sie den traurigen Ausgang der letztern voraus? Weil der Fortschritt, den man auf einmal machen wollte, auf keinem wahren Bedürfniß, sondern nur auf dem durch eine fremde Revolution hervorgerufenen augenblicklichen Taumel beruhte; weil die Theilnahme des Volkes an demjenigen, was die vor dem

März 1848 volksthümliche Partei des Liberalismus, deren Werth schon früher sehr zweifelhaft war, sich selbst überstürzend erstrebte, nur eine plötzlich erregte und also schnell vergängliche war! Die Politik jenes alten hoffentlich für immer begrabenen Liberalismus, der in dem südwestlichen Deutschland und an den Professoren seine Hauptstütze hatte, stürzte sich durch die „Aufstellung" vom 28. März. Wer gegen diese Aufstellung war, konnte nicht für die vom 28. Mai sein, der sich die alte Mehrheit der Paulskirche anschloß, der sie das Zeugniß ausstellte, die berechtigte Nachfolgerin und Erbin der Aufstellung vom 28. März zu sein. So leicht und schnell, wie das die Gothaer Versammlung glaubte und vorhatte, kann eine Partei, welche kaum den Schauplatz durch die Vorderthür hat verlassen müssen, durch die Hinterthür nicht wieder hereintreten, und so leicht und bald läßt sich ein um seiner Hauptgebrechen, um seiner Wesenheit willen gescheiterter Plan nicht wieder aufnehmen und bloß vermöge klügerer und kleinerer Mittel und Wege durchführen. Darin hat die preußische Depesche gewiß recht, daß sie es für eine Unmöglichkeit erklärt, daß Oesterreich in den zuerst in der Paulskirche ausgeheckten und dann von Preußen adoptirten Bundesstaat eintrete; es fragt sich nur, ob Oesterreich hierdurch das Hinderniß eines Fortschrittes oder einer Uebereilung für Deutschland werde. Wir haben von Anfang an das letztere geglaubt.

Dies weiter auszuführen, würde uns für heute zu weit führen, aber die Bemerkung wollen wir uns erlauben, daß große Wirkungen große Ursachen voraussetzen, und daß sich so wenig durch Beschlüsse in der Paulskirche, als durch Bündnisse, welche die Verträge von 1815 für unverletzt erklären, solche Umgestaltungen erreichen lassen, als in den Aufstellungen vom 28. März, wie vom 28. Mai — ausgesprochen sind. Dazu reicht nicht eine „friedliche Revolution" — dies Messer ohne Klinge, welcher der Stiel fehlt — aus, die das Meisterstück der Gagern'schen Politik werden sollte; dazu ist eine wirkliche, eine blutrothe Revolution nöthig, wie sie die Linke wollte, wie sie Deutschland, wie sie vielleicht das Festland von Europa und dessen Cultur für immer vernichtet, seine Freiheit für immer unmöglich gemacht hätte, und deren Möglichkeit glücklicherweise noch nicht in den Sitten und Verhältnissen des deutschen Volkes lag. Dasselbe Unding, wie

friedliche Revolutionen sind friedliche Bündnisse für solche Pläne, und ernsthafte Politiker, wenn sie wirklich ernsthaft dabei sind und nicht Nebenzwecke haben, sollten in der That endlich aufhören, die Gagern'sche und Dahlmann'sche aus kranken Gehirnen entsprungene Politik weiter fortzuspinnen. Noch eine Bemerkung und wir wollen schließen. Preußen ist die erste rein deutsche Großmacht und Bayern kann sich mit ihr nicht vergleichen, aber daß in Bayern, wenn man seine Pfalz ausnimmt, Volk und Regierung im Jahr 1848 und 1849 weniger als in Preußen in Conflict geriethen, läßt sich eben so wenig leugnen, als daß es, bei Verhinderung Oesterreichs, als die erste süddeutsche Macht und — wie wir Protestanten **nolens volens**, denn es ist eine Thatsache, zugeben müssen — als katholische Macht in der Verfassungsfrage Deutschlands eine bedeutende Rolle gespielt hat. Ist es nun wohl einer Großmacht wie Preußen würdig, den Verdruß hierüber mit so großer Empfindlichkeit auszudrücken und sich die Miene zu geben, als ob man Bayerns gar nicht zu achten habe? In der Depesche sind nur Preußen und Oesterreich der Rede werth, und „Bayern habe nicht mehr Ansprüche, als jeder andere Staat, und nur durch die Mitwirkung aller könne ein gemeinsames Organ für alle zu Stande kommen." Damit dies wahr wäre, müßte Bayern bereits so abhängig von Preußen sein, als Sachsen und Baden, müßte es nicht zu den fünf Staaten (Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover) gehören, welche im Plenum der Bundesversammlung vier Stimmen hatten. Die preußische Depesche verlangt zwar „die Anerkenntniß des Bündnisses vom 28. Mai als die nothwendige Voraussetzung zu einer weitern Verhandlung", sie erklärt aber zugleich den Bund von 1815 für „nicht aufgehoben", also erkennt sie auch die Giltigkeit der Bundesacte von 1815 noch an, deren 6. Artikel sagt: „Wo es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf Beschlüsse, welche die Bundesacte selbst betreffen, auf organische Bundeseinrichtungen u. s. w. ankommt, bildet sich die Versammlung zu einem Plenum u. s. w." In diesem Plenum haben Oldenburg und Meiningen jedes 1 Stimme, Bayern gleich Preußen selbst 4 Stimmen, also kann es, wenn doch die Bundesacte noch gelten soll, nicht ernstlich gemeint sein, daß Bayern „in dieser Beziehung", d. h. bei Bildung einer organischen Bundes-

einrichtung (eines neuen provisorischen Centralorgans) „nicht mehr Ansprüche habe, als jeder andere deutsche Staat."

(Neue Bremer Ztg. Nr. 60 *).

Die deutschen Einheitsbestrebungen.

Frankfurt, 12. Juli. Verfolgen wir die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen seit dem vorigen Jahre, so finden wir dieselben überall im Widerspruche mit ihrem Zweck und haben uns daher auch von Anfang an nicht von ihrer Realität überzeugen können. Im südwestlichen Deutschland entbrannten sie am ersten und am stärksten, waren aber zugleich mit einem Preußenhaß gepaart, an dem wir nichts Patriotisches erkennen konnten. Diesen löste die Schadenfreude am Abfall der Lombardei von Oesterreich, der Eifer für das Waffenglück eines Karl Albert ab; als beide zu Schanden geworden waren, begeisterte man sich für die Magyaren, diese nur durch das Haus Habsburg unschädlich gemachten und zugleich den Türken entrissenen alten Feinde des deutschen Namens, und zwang Osterreich, sich der Macht in die Arme zu werfen, gegen welche man den größten Haß hegte, und deren Einfluß in Deutschland man nun im Namen und auf Kosten der deutschen Einheit beförderte. So ist es dahin gekommen, daß die Freunde und Gegner desjenigen, was in diesem Augenblick deutsche Einheit heißt, einander den Namen von Deutschen gar nicht mehr zugestehen, sondern sich gegenseitig Schwarzweiße oder Schwarzgelbe nennen und sich damit in der Regel auch nicht Unrecht thun.

Wir halten den Begriff der deutschen Einheit fest, der mit gleicher Liebe gegen alle Theile des Vaterlandes verbunden ist und von deutscher Macht und Größe nicht das Geringste geopfert

---

*) Die Neue Brem. Ztg. theilt meine Ansichten über die deutsche Verfassungsfrage nicht, wollte aber „diesen Aufsatz dem Publikum um so weniger vorenthalten, als er die Gründe der dem jetzigen preuß. Vorwärtsschreiten entgegenstehenden Politik in einer Weise zusammenfasse, in welcher sie am besten gewürdigt werden könnte, weil sie keine Beimischung der sonst durch gewisse Blätter gehenden Leidenschaftlichkeit und Renommisterei hätten."

wissen will. In diesem Sinne waren und sind wir weder österreichisch noch preußisch, und sowohl österreichisch als preußisch, und wer weiß, ob diese Gesinnung, insofern sie von sehr Vielen getheilt wird, nicht schon in nächster Zukunft ebenso Preußen zu Gute kommen werde, wie sie seither Oesterreich zu Gute kam. Denn die Volksgunst richtet sich nach den Ereignissen, und würden diese sich, wie es den Anschein hat, für Oesterreich günstig gestalten, so wird sie sich diesem zu- und von Preußen abwenden, auch ohne daß die Ereignisse für das letztere ungünstig würden; obwohl einer der vielen Gründe, welche wir gegen die Verfassungsaufstellungen vom 28. März sowohl, als vom 28. Mai hatten und haben, darin besteht, daß wir von den gegenwärtigen Verhältnissen Preußens keine so glückliche Meinung hegen, wie Andere. Seine inneren Zustände sind fortwährend nur provisorisch geordnet, und wer weiß, mit welchen Kämpfen und Wehen deren definitive Feststellung oder die Versuche zu dieser verbunden sein werden; seine äußere Stellung ist keine freiwillige, sondern ihm von einer politischen Partei innerhalb und außerhalb seines Landes aufgezwungen. Dies mögen diejenigen bedenken, welche nicht sich, sondern nur Preußen für das Schiefe jener Stellung werden verantwortlich machen wollen. Aus diesem Gesichtspunkt betrachten wir es auch, daß Preußen in Jütland nicht, wie es doch sollte, Krieg führt, sondern Politik treibt und dadurch die beweinenswerthe Niederlage der tapfern schleswig-holsteinischen Armee vor Fridericia verschuldet. An dieser sind daher nicht minder als Preußen diejenigen schuld, welche diesem seine neueste Politik vorschrieben, und dies sind dieselben, welche Schleswig-Holstein über Deutschland gesetzt und durch diese Uebertreibung der Sache des erstern von Anfang an geschadet haben, dieselben, welche den Malmöer Waffenstillstand nicht anerkannten, der Schleswig-Holstein eine Armee gab, welche auch jetzt noch sein Schutz wie seine Zierde ist; dieselben, welche Preußen dahin trieben, nahezu mit der Centralgewalt zu brechen und dieser allen Einfluß auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit zu entziehen; dieselben, welche ihm durch die Verfassung vom 28. März und durch die Agitation für diese die Aufstellung vom 28. Mai abnöthigten und es durch den vergeblichen Versuch, die letztere diplomatisch durchzubringen und auf ungefährlichem Wege an die

Spitze Deutschlands zu kommen, zwingt, in Schleswig-Holstein gegen Dänemark und dessen mächtige Freunde auf eine Weise zu verfahren, welche ihm die Sympathie Deutschlands rauben muß, während es irrig wähnt, dadurch für seine Pläne in Deutschland die Nachsicht des Auslandes zu gewinnen.

(Oberpostamts-Ztg. Nr. 166.)

Der ungarische Krieg und die deutsche Verfassungsfrage.

Frankfurt, 24. Aug. Es entgeht niemandem, daß das Ende des ungarischen Krieges nicht nur für Oesterreich, sondern für Deutschland und ganz Europa von entscheidender Bedeutung sei. Wir hatten so wenig beim ungarischen, als früher beim sardinischen Kriege die Hoffnung auf den Sieg Oesterreichs aufgegeben und immer die Sympathien als unpolitisch und unpatriotisch bedauert, welche Deutsche den Feinden Oesterreichs und somit, nach unserer Ansicht, den Feinden Deutschlands selbst zweimal hinter einander schenken mochten. Diese Sympathien zwangen Preußen eine Politik auf, deren Aenderung sich jetzt zwar von selbst gibt, durch welche es aber abgehalten wurde, als deutsche Großmacht und als Verbündeter Oesterreichs diesem dieselbe Hülfe zu gewähren, durch welche es andere Theile Deutschlands auf die anerkennenswertheste Weise dem Verderben entriß; die Sympathien derer, die nichts als Deutschlands Ehre und Ruhm im Munde führen, sind also Schuld daran, daß der politische Einfluß Rußlands abermals in Deutschland befestigt ist, desselben Rußlands, gegen welches die „Deutsche Reichstagszeitung" wie die „Deutsche Zeitung" im vergangenen wie im laufenden Jahre den Krieg predigten, und welchem sie durch diese Uebertreibung und durch die übrige von ihnen und ihrem Anhang befolgte Politik die Gelegenheit verschafften, sich in Ungarn um Oesterreich das Verdienst zu erwerben, welches, so wie den daraus folgenden Einfluß, Preußen sich erworben haben würde, wenn die Volksmänner und Professoren es nicht verhindert hätten, die Gelegenheit zu benutzen, die sich ihm darbot, durch Eingreifen in die österreichischen Verhältnisse sich eben so als eine europäische Großmacht zu

erweisen, wie es sich in neuester Zeit durch Eingreifen in die deutschen Verhältnisse als eine deutsche Großmacht erwiesen hat. Wer in der Politik große Erfolge erzielen oder seinen Schaden verhüten will, der muß im Buche des Schicksals gelesen haben. Das haben diejenigen nicht, welche Alles aufboten, Preußens Hauptaugenmerk zuerst auf die Paulskirche, dann auf die Fortsetzung des dort Begonnenen durch neue Aufstellungen zu richten. Ich will diese Betrachtungen nicht fortsetzen, denn nichts scheint mir nöthiger, als daß Recriminationen so viel als möglich vermieden werden. Diejenigen, welche bis auf diesen Tag mehr als die preußische Regierung es billigen könnte, von dem Dreikönigsbündniß und der Aufstellung des 28. Mai aus Deutschland umgestalten wollten, werden jetzt durch ein **fait accompli** von diesem Bestreben zurückkommen müssen. Dieses **fait accompli** d. h. das Ende des ungarischen Krieges, macht also auch den künstlichen Versuchen ein Ende, das verunglückte Werk der letztern (die Aufstellung v. 28. März) auf die eine oder andere Weise zu retten. Hierüber können und werden sich Freunde wie Feinde solcher Bestrebungen nicht länger täuschen, beide müssen also ihren Gegensatz aufgeben und sich in dem Streben vereinigen, da ein Sprung nicht möglich gewesen ist, einen heilsamen Fortschritt in der Einheit und gesetzlichen Freiheit Deutschlands zu erlangen. Jetzt muß sich's zeigen, wer auf beiden Seiten ein guter Patriot, wer auf der einen ein bloßer Wühler, auf der andern ein bloßer Reactionär war, und beide sind von beiden Seiten auszuscheiden.
(Neue Brem. Ztg. Nr. 73.)

25. August. Ein Theil der Presse, besonders auch der preußischen, beklagt den glücklichen Ausgang des ungarischen Krieges als ein Hinderniß der deutschen Einheit. Diese sollte also, was zu hören uns zwar nichts Neues ist, auf Kosten Oesterreichs, durch das Unglück Oesterreichs gelingen und zu Stande kommen. Wir haben von Anfang an anders gedacht und die feste Hoffnung auf den Sieg Oesterreichs in Italien wie in Ungarn keinen Augenblick aufgegeben, sowohl aus andern Gründen, als weil wir es für unpatriotisch gehalten hätten, an Deutschland zu verzweifeln, dessen Größe, Macht und Einheit leere Worte wären, sobald seine Verbindung mit Oesterreich oder Oesterreichs Verbindung mit ihm statt enger und fester, als bisher, weiter und

lockerer würde. In demselben Grade, wie sich die übrigen Theile Deutschlands enger an einander schließen, muß auch die Vereinigung mit Oesterreich enger, nicht weiter werden. Nur in Verbindung mit Oesterreich ist Deutschland eine Weltmacht, wie Rußland, Frankreich und England Weltmächte sind, weil sie (Frankreich noch wieder in diesem Jahrhundert) ihre Herrschaft über fremde Nationalitäten ausgebreitet haben. Bleiben die Absichten des preußischen Dreikönigsbündnisses vom 26. Mai und der „Aufstellung" vom 28. unerfüllt, so wird Deutschland mit keinem Verluste bedroht, denn Preußen ist und bleibt eine rein deutsche Macht, stark genug, um mit Hülfe Deutschlands jedem fremden Eroberer zu widerstehen. Würde dagegen die Verbindung Oesterreichs mit Deutschland gelockert, bliebe dann, was nothwendig geschehen müßte, in dem österr. Kaiserstaate das deutsche Element nicht das vorherrschende, so gingen, wie oft genug bemerklich gemacht ist, für Deutschland nicht nur die durch deutschen Geist und deutsches Schwert erworbenen und eines selbstständigen Bestehens nicht fähigen nichtdeutschen Bestandtheile Osterreichs verloren, sondern wir würden auch sofort die deutsch-österreichischen Staaten demjenigen preisgeben, welchem die slavisch-österreichischen Staaten zufielen, und dieser würde kein anderer sein als Rußland, dem wir, weil wir in unsern selbstmörderischen und beschränkten Einheitsbestrebungen Oesterreich im Stich und ohne Hülfe ließen, es eben erst möglich gemacht haben, seinen Einfluß in Oesterreich zu einer bedenklichen Höhe zu steigern. Ich habe schon mehr als einmal in diesen Blättern jene thörichte Feindschaft der Deutschen gegen Rußland getadelt, welche ohne allen vernünftigen Grund zu einem Kriege auffordert, zu welchem Karl XII. und Napoleon durch den Gang der Ereignisse gedrängt wurden, und der beide verdarb. Hätten wir Oesterreich in irgend einer Weise und in irgend einem Grade von uns getrennt, fiele es dadurch früher oder später in sich zusammen, wie würde sich dann Deutschland des mächtigen slavischen Eroberers erwehren können, der sich mit den slavischen auch die deutschen Theile Oesterreichs aneignete, und dann über die Alpen hin unserm westlichen Nachbarn die Hände reichte, der so weit die Geschichte reicht Deutschlands Feind war. Ich traue Rußland solche Eroberungspläne nicht zu, ich sehe aber, daß unsere Verkehrtheiten

es auch wider seinen Willen zum Welteroberer machen könnten. Ich sage: wider seinen Willen, denn es kann keinem unterrichteten und denkenden Mann entgehen, daß diese Eroberung nicht von Dauer sein würde. Feindschaft gegen Deutschland kann nicht in der wohlverstandenen Politik Rußlands liegen, aber auch für Deutschland kann die Russophobie nur verderblich werden. Auch liegt ja zwischen einer Freundschaft, wie wir sie jetzt zwischen Rußland und Oesterreich glücklich zuwege gebracht haben, und zwischen einer Feindschaft, welche den Krieg gegen Rußland predigt, ein Drittes in der Mitte. — Aus dem Gesagten geht hinlänglich hervor, welcher politischen Tüchtigkeit das deutsche Volk bedarf, um die ihm und seiner Zukunft drohenden Gefahren zu vermeiden. Dadurch, daß man den Kinderwillen hat und ausspricht: Deutschland muß und soll in diesem Jahr und Monat seine Einheit haben, wird nichts ausgerichtet oder höchstens Schädliches bewirkt; man muß vielmehr bei der geographischen Lage und den schwierigen äußern und innern Verhältnissen Deutschlands fragen, in welcher Weise und bis zu welchem Grade seine Einheit gegenwärtig wünschenswerth und möglich sei. Ein jedes Volk bedarf die politische Einsicht, die zu seinen Verhältnissen paßt; diese fehlt dem deutschen Volke, und es muß sich dieselbe noch erst erwerben; thut es in seiner politischen Entwicklung und Umgestaltung einen Sprung statt eines Fortschrittes, so läuft es Gefahr, ohne Einsicht und im Vertrauen auf den Zufall gehandelt zu haben. Das nächste Bedürfniß, welches befriedigt werden muß, besteht gewiß darin, daß Deutschland jeden Fortschritt vermeide, den Oesterreich noch nicht mit thun könnte; selbst wenn Oesterreich Schuld wäre, daß dieser Fortschritt kleiner wäre, als das übrige Deutschland ihn vertrüge (was ich zwar nicht glaube), wir müßten doch um Oesterreichs Willen uns mäßigen und zurückbleiben. Oesterreichs Pflicht ist es, sich in geistiger wie materieller Beziehung so schnell als möglich enger als bisher an das übrige Deutschland anzuschließen, weil es nur so fortbestehen kann. Dagegen darf es so wenig in seinem als in Deutschlands Interesse zugeben, daß seine Verbindung mit diesem irgendwie gelockert werde. (Oberpostamts-Zeitg. Nr. 204.)

1. Sept. Die heutige „Oberpostamts-Zeitung“ begleitet den Aufsatz: „Wer ist für die Zukunft verantwortlich?“ mit einer

an das Ende geknüpften Anmerkung, wonach „derselbe als eine Erwiderung auf meinen Aufsatz in der „Oberpostamts-Zeitung“ vom 28. August zu betrachten wäre. Dies muß ich zurückweisen, da der „Fluch“, welchen der Herr Verfasser gegen das Ende ausspricht, dem Inhalte meines Aufsatzes nach nicht auf mich gehen kann und gewiß auch nicht gegen mich gerichtet ist. Was in dem Aufsatze meines Herrn Gegners gegen mich gerichtet ist, war mir natürlich auch zum Voraus bekannt, und ich will es hier nicht widerlegen. Wenn er aber, in Uebereinstimmung mit einer Anmerkung, womit die Redaction der „Oberpostamts-Zeit.“ meinen Aufsatz in der Nummer vom 28. August begleitet hatte, gegen mich sagt: „Also bis Tschechen, Magyaren, Bosniaken, Sterben u. s. w. reif sind zu einem wahrhaft parlamentarischen, politischen Staatsleben, sollen wir Deutschen „zurückbleiben“, so setze ich dem entgegen, daß diejenigen, welche zurückbleiben sollen, wie z. B. die Badenser,*) „im wahrhaft parlamentarischen, politischen Staatsleben“ so weit fortgeschritten sind, daß sie weniger als die Tschechen u. s. w. zur Freiheit reif zu sein scheinen, und daß man ungewiß ist, ob sie noch durch etwas anderes als durch Gewalt in Ordnung zu halten seien. Doch will ich dem Herrn Verfasser ganz offen sagen, daß sie nichtsdestoweniger, nach meiner Ansicht, nicht auf die Tschechen u. s. w. warten sollen, und daß ich die österreichische Verfassung vom 4. März ohne Abänderungen für eben so unhaltbar halte, wie die preußischen Verfassungen der letzten Jahre. Oesterreich ist nach meiner Ansicht nur als Föderativstaat möglich, in diesem aber soll nach wie vor das deutsche Element vorherrschen; das kann es aber nur, wenn Oesterreichs politische Verbindung mit Deutschland ungeschwächt bleibt, und diese braucht um so weniger geschwächt zu werden, als das, wodurch man sie schwächen will, d. h. das Dreikönigsbündniß und die Berliner Aufstellung vom 28. Mai so unausführbar sind nach meiner Ansicht, als sie, wenn ausgeführt, schädlich sein würden. (A. a. O. Nr. 210.)

*) Ich mußte diese nennen, weil mein Gegner kein andrer als Hr. Bassermann, also einer der Männer war, die in Baden Wind säeten, um Sturm zu erndten, und die sich noch immer in die Brust werfen und thun, als hätten sie sich nichts vorzuwerfen.

Boden, August

Gesammelte kleine Schriften

Frankfurt a. M. 1850